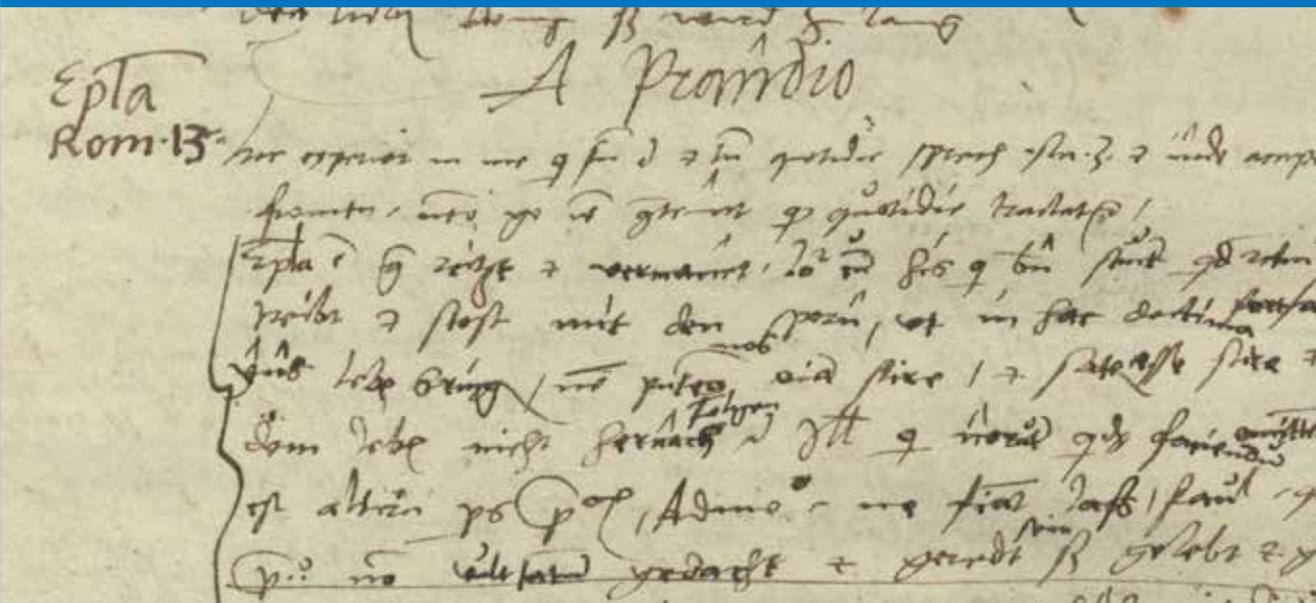


Rainer Rausch
Frank Otfried July
Maximilian Rosin (Hrsg.)



... der größte Gottesdienst ist die Predigt

Festgabe der Luther-Akademie
für Oswald Bayer zum 80. Geburtstag

... DER GRÖSSTE GOTTESDIENST
IST DIE PREDIGT

RAINER RAUSCH
FRANK OTFRIED JULY
MAXIMILIAN ROSIN (HRSG.)

... DER GRÖSSTE GOTTESDIENST
IST DIE PREDIGT

FESTGABE DER LUTHER-AKADEMIE
FÜR OSWALD BAYER ZUM 80. GEBURTSTAG

EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN



TÜBINGEN
LIBRARY PUBLISHING

BIBLIOGRAFISCHE INFORMATION DER DEUTSCHEN NATIONALBIBLIOTHEK

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International zugänglich. Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, konsultieren Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/> oder wenden Sie sich brieflich an Creative Commons, Postfach 1866, Mountain View, California, 94042, USA.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf dem Repositorium der Universität Tübingen verfügbar unter:

<http://hdl.handle.net/10900/92402>

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-dspace-924029>

<http://dx.doi.org/10.15496/publikation-33783>

Tübingen Library Publishing 2019

Wilhelmstr. 32

72074 Tübingen

tlp@ub.uni-tuebingen.de

www.tlp.uni-tuebingen.de

ISBN (Softcover): 978-3-946552-33-8

ISBN (PDF): 978-3-946552-34-5

Die Bibeltexte auf S. 30, 77-78, 83, 91-92, 95-96, 101, 123, 133-134, 136, 144, 147, 151, 168, 173-174, 190-191, 227, 231-232, 255-259 und 289: Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart. Mit freundlicher Genehmigung

Umschlaggestaltung: Sandra Binder, Universität Tübingen

Coverfoto: Rörer-Handschrift Ms. Bos. q. 24i, S. 373. Mit freundlicher Genehmigung der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena

Satz und Layout: Sandra Binder, Universität Tübingen

Druck und Bindung: Pro BUSINESS digital printing Deutschland GmbH

Printed in Germany

INHALT

FRANK OTFRIED JULY

Geleitwort.....13

RAINER RAUSCH

Vorwort15

MAXIMILIAN ROSIN

Vorwort des Mitherausgebers17

I.

WEGE DER GOTTESERKENNTNIS:

GEBET – SCHRIFTMEDITATION – ANFECHTUNG

HANS CHRISTIAN KNUTH

Schriftauslegung auf die Liebe Gottes hin ausgerichtet

Predigt über Markus 12,28-34.....21

TORLEIV AUSTAD

Beten In Not und Verzweiflung

Meditation über Psalm 27,5.....27

JOHANNES EHMANN

Der Sprachraum des 73. Psalms

ist der Denkraum von Luthers Heidelberger Disputation

Predigt über Psalm 73,23-2633

WOLFGANG STOFFELS

Du siehst alle meine Wege

Predigt über den Vertrauenspsalm 13939

MONIKA SCHWINGE

»Ein feste Burg ist unser Gott«49

HANNE SANDER

Das Besondere: Mariä Verkündigung

Predigt über Lukas 1,46-5555

VOLKER GUMMELT

»Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles«

Zusagen des Magnifikat Lukas 1,46-55.....59

MITCHELL GRELL

Zur Grundspannung biblischer Gottesrede

in gesamtbiblischer Perspektive

Predigt über Römer 9,14-2463

KARIN BORNKAMM

Ein Schlusswort, zugleich cantus firmus biblischer Gottesrede

Andacht über Jeremia 31,371

II.
JESUS CHRISTUS: GOTT FÜR UNS

MAXIMILIAN SCHMID-LORCH

Ein Zugang vom Alten Testament her

zur zentralen Botschaft von der Menschwerdung Gottes

Predigt über 2. Mose 3,1-1477

ĽUBOMÍR BATKA

Eine besondere Weihnachtspredigt

Predigt über Psalm 8.....81

MAXIMILIAN ROSIN

Der Menschensohn, der das Verlorene sucht

Andacht zu Lukas 19,1-1087

MICHAEL PLATHOW

Sehnsucht des Glaubens.

Die eherne Schlange als Präfiguration des Gekreuzigten

Predigt über 4. Mose 24,4-991

FRANK OTFRIED JULY

Das Wort vom Kreuz in ökumenischer Perspektive

Predigt über 1. Petrus 1,10-13101

THORSTEN VOLZ

Ostern führt uns vor Augen, dass das Leid überwunden ist

Predigt Ostern 2018 über 1. Samuel 2,1-2+6-7107

CHRISTIAN SILBERNAGEL

Die Torheit des Kreuzes und der Ruf zur Nachfolge

Andacht zu 1. Korinther 3,18..... 111

FRIEDRICH-OTTO SCHARBAU

Nachfolge Christi: Gestaltwerdung Christi

Predigt über Galater 4,8-20 117

KARL-ADOLF BAUER

Mit einem Gesicht fängt alles an

Predigt über 2. Korinther 5,1-10 123

III.

KIRCHE DER REFORMATION: CHRISTUSBEKENNTNIS UND FREIHEIT

ATHINA LEXUTT

Gott ist's, der in euch wirkt beides:

das Wollen und das Vollbringen

Predigt über Philipper 2,12-13..... 133

MICHAEL ROTH

Gnädige und gnadenlose Freiheit

Reflexionen zu Römer 7,4-7 139

HANS MIKOSCH

Kirche der Freiheit – Kirche im Werden

Predigt über Galater 4,1-7 & 5,1-7 143

JÜRGEN KAMPMANN

Gottes Fürsorge für alle, die sich zu Christus bekennen

Predigt über Matthäus 10,26b-33 147

WINFRID KRAUSE

Dass das Evangelium von Jesus Christus
in der Kirche wieder zum Leuchten komme

Predigt über Matthäus 10,26b-33 155

ANDREAS BERG

Christentum ist Freiheit

Predigt über Matthäus 10,26b-33 161

TOBIAS JAMMERTHAL

»Tut Buße!« –

Das 500jährige Jubiläum des Thesenanschlags und die Ökumene

Predigt über 1. Korinther 1,10-13 167

JOHANNES VON LÜPKE

Die eine, heilige, katholische, apostolische Kirche –
ein Haus aus lebendigen Steinen

Predigt über 1. Petrus 1,22-2,5..... 173

VOLKER STÜMKE

Ein vernünftiger politischer Gottesdienst

Schlussfolgerungen aus Römer 12,1-2 179

IV.
LEBEN AUS DER ZUSAGE

HANNEGRETH GRUNDMANN

Die Zusage des 1. Gebots

Predigt über 2. Mose 20,2 185

JONAS MILDE

Er ist der verheißene Messias selbst,
der den lebendigen Gott seinen Vater nennt.

Predigt zum Tag der Apostel Petrus und Paulus, 29. Juni 2019

Predigt über Matthäus 16,13-19..... 189

BIRGIT LUSCHER

Zehn Gebote für Frauen – frei nach 2. Mose 20 197

THEODOR DIETER

Zusage der Taufe

Predigt über Psalm 8 213

MATTHIAS FEIL

Vertrauensvolles Gebet gründet in der Zusage Gottes

Predigt über Johannes 16,23b-33..... 219

JOBST SCHÖNE

Vom Aufschließen des Himmels

Predigt über 2. Samuel 12,7a 223

CHRISTIAN STAWENOW

Die Rechtfertigung ist Christus,
der uns in unserer unausweichlichen Schuld trägt

Andacht zu Römer 7,24-25 227

CHRISTOPHER SPEHR

Gelebte Barmherzigkeit

Predigt über Matthäus 18,21-35..... 231

GEORG RAATZ

Der Friede mit Gott ist ein Friede im Gewissen und im Glauben

Andacht zu Philipper 4,7 237

V.

AUFBRÜCHE

BO KRISTIAN HOLM

Gabe der Veränderung: »Steh auf, nimm dein Bett und geh«

Predigt über Johannes 5,1-9..... 243

HEINRICH ASSEL

Heimat und Fremde – Das Buch Rut erzählt und gepredigt

Predigt über Rut 1 247

JOCHEN ARNOLD

Mit dem Evangelium Grenzen überschreiten

Predigt über Apostelgeschichte 16,9-15..... 255

JONATHAN KÜHN

Reformation der Kirchenmusik nach lutherischem Vorbild:

Es ist höchste Zeit! 263

HELGE PREISING

Good toprooten un een heeln Bült mit up't Pad geben

Predigt zu Römer 12,9-16 271

HENNING REINHARDT

Spürbar Sonntag

Predigt über 2. Mose 20,8-11..... 281

JOHANNES SCHWANKE

Loslassen

Andacht zu 1. Mose 19,24-26..... 289

Bibelstellenregister 295

Autorenverzeichnis 299

GELEITWORT

Eine besondere Gabe für Prof. Oswald Bayer ist es geworden: diese Sammlung von Predigten. Kein Band gelehrter systematischer Theologie und Lutherforschung wird hier vorgelegt – doch da stocke ich: Ist nicht beinahe alles in Luthers Theologie in seinen Predigten verdichtet? – So also ist diese Sammlung der Predigten und Andachten, die im Rahmen der Luther-Akademie entstanden sind, als ein weiterer Beitrag zur Theologie der Gegenwart zu verstehen. Wir wissen uns darin Oswald Bayer sehr verbunden, der beharrlich und mit großer Leidenschaft, im Gespräch mit Fachkolleginnen und Fachkollegen, Studierenden, Pfarrern, Pfarrerinnen und interessierten Gästen die Bedeutung der Theologie Martin Luthers gerade in den Fragen und Herausforderungen unserer Tage immer neu durchbuchstabiert.

Oswald Bayer würdigt diese gepredigte Theologie aus der tiefen Überzeugung heraus von der »Dynamik des vom Gesetz verschiedenen Evangeliums: der göttlichen Zusage«. ¹ Die Bedeutung der Gottesdienste und Andachten während der Luther-Akademie ist deshalb nicht zu unterschätzen. In ihnen ereignet sich – immer wieder – *promissio*. Hier laufen die Reflexionen und Diskussionen, das gemeinsame Nachdenken und Abwägen, aber auch Vertrauen und Frömmigkeit zusammen. In Anbetung, Verkündigung, in Hören und Singen, im Feiern des Heiligen Abendmahls sind die Tage der Luther-Akademie »ihrer Höhe nah«.

Was liegt also näher als Oswald Bayer zu seinem am 80. Geburtstag diese Predigten zu überreichen? Wir sind dankbar für die Gaben, die Gott in das Leben von Prof. Oswald Bayer hineingelegt hat, dankbar für sein großes Engagement in der wissenschaftlichen Vorbereitung der Tagungen der Luther-Akademie und natürlich für seinen Ruf, »an der Sache zu bleiben«.

»Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.«

Stuttgart, im September 2019

Landesbischof Dr. h.c. Frank Otfried July
Präsident der Luther-Akademie Sondershausen-Ratzeburg

1 Oswald Bayer, *Martin Luthers Theologie*, Tübingen 2. Aufl. 2004, S. VIII.

VORWORT

»Ir wisset, das der gresset Gottes dienst ist die predigt, und nicht allein der gresseste Gottes dienst, sondern auch unser bestes, das wir haben koennen jnn allen fellen, ...«¹

Martin Luthers Engagement für das reformatorische Verständnis der Heiligen Schrift war nicht nur auf Katheder und Hörsaal fixiert. Luther hat stets großen Wert darauf gelegt, die »viva vox Evangelii« auch in der Predigt zu Gehör zu bringen. Der Auslegung der Heiligen Schrift in der Predigt hat Luther besondere Bedeutung beigemessen. Durch das »docere evangelium« bringt Luther in pastoraler Verantwortung reformatorische Grundanliegen zwar in anderer Weise, aber ebenso deutlich zum Ausdruck wie in seiner sonstigen wissenschaftlichen Arbeit.

Der großen Wertschätzung Luthers für die Verkündigung trägt die Luther-Akademie dadurch Rechnung, dass Mette, Complet, Andachten und Gottesdienste in jedem Tagungsprogramm der zweimal jährlich durchgeführten Tagungen enthalten sind. Auf diese Weise werden die Pflege der Wissenschaft und des geistigen Lebens in der Tradition eines lutherischen Glaubens- und Weltverständnisses mit der Pflege einer lutherischen Spiritualität in Gottesdienst und gemeinschaftlichem Leben verbunden.

Daher ist diese Predigtsammlung, die anlässlich des 80. Geburtstages des wissenschaftlichen Leiters der Luther-Akademie, Prof. Dr. Oswald Bayer, herausgegeben wird, nicht nur ein Zeichen des Dankes für wissenschaftliches Engagement, sondern auch Beleg für die Realisierung einer der Aufgaben der Luther-Akademie, die vielfältigen reformatorischen Erkenntnisse Luthers für uns heute zur Sprache zu bringen.

Dieser Band enthält eine Sammlung von Predigten und Andachten, die entweder im Rahmen einer Tagung der Luther-Akademie gehalten worden sind oder einen Bezug zur Theologie Luthers aufweisen. Dank sei allen Autoren gesagt. An dieser Predigtsammlung beteiligt haben sich Mitglieder der Luther-Akademie, die sich folgender Anforderung Luthers

¹ Martin Luther, Predigt bei der Beisetzung Kurfürst Johannes von Sachsen am 18. August 1532, WA 36, 237b, 29-32.

bewusst waren: »Darumb wem das predig ampt auffgelegt wirt, dem wirt das hohist ampt auffgelegt ynn der Christenheyt.« So ist eine Sammlung entstanden mit beeindruckenden Auslegungen der Heiligen Schrift, mit Zeugnissen gelebten Glaubens und mit Denkanstößen aus lutherischer Sicht zum Zeitgeschehen.

Prof. Dr. Johannes von Lüpke, der auch die Anregung zu dieser Festgabe gegeben hat, hat die Predigten nach inhaltlichen Gesichtspunkten geordnet und dabei zugleich Bezugspunkte im theologischen Werk von Oswald Bayer herausgestellt: Theologie nach der matrix von oratio, meditatio und tentatio, Christusbekenntnis als Mitte, reformatorische Freiheitsbotschaft, Zusage als Quellgrund christlichen Lebens und schließlich Orientierung auf Zukunft hin.

Frau Dipl.-Päd. Antje Schaffuß und Herrn stud. theol. Thjorben Reese (beide Universität Rostock) ist für das Korrekturlesen der Predigten zu danken. Sie haben mir als Résumé mitgeteilt, dass bei dieser Aufgabe konzentriertes Arbeiten mit viel theologischem Erkenntnisgewinn verbunden ist.

Predigten kommen aus dem Wort Gottes, wurzeln in dem Wort Gottes, verkündigen das Wort Gottes. Luther weist darauf hin, dass es für Predigten unverzichtbare Kriterien gibt. Hier sind als *modus praedicandi* neben der »doctrina« auch die »illustratio« zu nennen. Schriftbelege, Schriftauslegung, Beispiele, Gleichnisse u. a. erläutern die biblische Botschaft, stellen dadurch einen Bezug zum Predigtgeschehen in einer jeweils konkreten Situation her und ermöglichen subjektive Erfahrung und Erkenntnis. Die auf biblische Aussagen bezogene Predigt ist dafür geeignet, in Worten, Wünschen, Anfechtungen und Beispielen sein eigenes Denken, Tun und Reden zu reflektieren. Auf diese Weise entsteht der Bezug zu einer konkreten und aktuellen Lebenssituation. Römer 10,17 verweist auf den Zusammenhang von Glauben, Predigt und Wort Gottes: »So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Christi.« Nehmen Sie durch die Lektüre der in dieser Festgabe veröffentlichten Predigten Anteil an der Kommunikation des Evangeliums. In diesem Sinn wirkt das Wort. Es gilt: *Verbum facit fidem*.

Dessau, im September 2019

Dr. Rainer Rausch

VORWORT DES MITHERAUSGEBERS

»Summa summarum, wir werden nicht erfahren, was Christus ist und der Schatz, den er mit sich bringt, wenns nicht gepredigt wird in der Predigt.«¹

Dass diese Zusage des Evangeliums als im Glauben zu ergreifende Gabe Gottes sowohl in der Lutherforschung, als auch in zeitgenössischer Theologie, die sich dem reformatorischen Erbe verpflichtet weiß, eine Zentralstellung einnimmt, lässt sich als ein bleibender Verdienst Prof. Oswald Bayers festhalten. Besonders deutlich wird dies in der Auslegung und Aktualisierung der Heiligen Schrift mittels der Predigt, in der sich dieses unverfügbare Geschehen – promissio – immer neu ereignet. Die in diesem Band gesammelten Beiträge, aus denen die Polyphonie des modernen Luthertums erklingt, weisen nicht lediglich einen Bezug zur Luther-Akademie auf, sondern verdeutlichen vielmehr das auf den Tagungen gepflegte Ineinander von Existenz, Frömmigkeit und Wissenschaft. Dafür steht Prof. Dr. Oswald Bayer, dem wir uns für sein Engagement, seine Leidenschaft und seine fachliche Expertise in diesem Rahmen in bleibender Dankbarkeit verpflichtet wissen.

In der Fülle der hier zusammengestellten Predigten lade ich Sie dazu ein, den Schatz des Evangeliums zu bergen, der in jeder von ihnen unterschiedlich geborgen liegt: das Zeugnis von Jesus Christus in dessen Wirkung auf lebensweltliche Bezüge. Mir sind die in diesem Band gesammelten Beiträge eine erhellende ›Schule des Glaubens‹ geworden, aus denen ich wertvolle Impulse für die eigene Praxis empfangen durfte.

Dank sei allen Autoren gesagt, die zu dieser vorliegenden Vielfalt an Predigten beigetragen haben. Besonderer Dank gilt Dr. Rainer Rausch dafür, dass ich durch die Arbeit an diesem Werk mein akademisches Début geben durfte, Sandra Binder seitens des Tübinger Universitätsverlages für das Lektorat der Beiträge sowie Prof. Dr. Johannes von Lüpke für die Anregung zu einer thematischen Anordnung der Predigten.

Jena, im September 2019

Maximilian Rosin

1 Martin Luther, Predigt am ersten Osterfeiertag nachmittags am 28. März 1529, WA 29, 274,12-14.

I.

WEGE DER GOTTESERKENNTNIS:
GEBET – SCHRIFTMEDITATION – ANFECHTUNG

SCHRIFTAUSLEGUNG AUF DIE LIEBE GOTTES HIN AUSGERICHTET

PREDIGT ÜBER MARKUS 12,28-34¹

HANS CHRISTIAN KNUTH

²⁸Und es trat zu ihm der Schriftgelehrten einer, der ihnen zugehört hatte, wie sie sich miteinander befragten, und sah, dass er ihnen fein geantwortet hatte, und fragte ihn: Welches ist das vornehmste Gebot vor allen? ²⁹Jesus aber antwortete ihm: Das vornehmste Gebot vor allen Geboten ist das: Höre Israel, der HERR, unser Gott, ist ein einiger Gott; ³⁰und du sollst Gott, deinen HERRN, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen deinen Kräften. Das ist das vornehmste Gebot. ³¹Und das andere ist ihm gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Es ist kein anderes Gebot größer denn diese. ³²Und der Schriftgelehrte sprach zu ihm: Meister, du hast wahrlich recht geredet; denn es ist ein Gott und ist kein anderer außer ihm. ³³Und ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüte, von ganzer Seele, und von allen Kräften, und lieben seinen Nächsten wie sich selbst, das ist mehr denn Brandopfer und alle Opfer. ³⁴Da Jesus aber sah, dass er vernünftig antwortete, sprach er zu ihm: Du bist nicht ferne von dem Reich Gottes. Und es wagte ihn niemand weiter zu fragen.

Liebe Gemeinde!

Schriftauslegung – das ist nicht nur das Herz und die Mitte von Luthers Theologie, im 12. Kapitel des Markusevangeliums wird uns klar vor Augen gestellt, dass es auch für Jesus

1 Diese Predigt hat der damalige Präsident der Luther-Akademie anlässlich der Tagung der Luther-Akademie im Dom zu Ratzeburg am 9. Oktober 2009 gehalten.

ganz entscheidend war, die Schrift zu öffnen, zu erschließen, eindeutig auszulegen. Immer wieder berichten die Evangelien davon, dass er sich mit den Schriftgelehrten seiner Zeit auseinandersetzt. Und das ja nicht, weil sie Schriftausleger waren, sondern weil sie die Schrift nicht so auslegten, wie sie nach Jesu Erkenntnis hätte ausgelegt werden müssen. Was der Schriftsteller Elias Canetti von den Bildern sagt, gilt ja noch viel mehr von Texten: Texte bestimmen unser Leben und je nachdem, in welche Texte wir geraten, geraten wir in ein anderes Leben.

Das Alte Testament lässt ja viele verschiedene Deutungen zu. Judentum, Islam und das Christentum berufen sich auf diese Quelle. Und wir erleben zurzeit, wie zu allen Zeiten, die weltgeschichtlichen Konsequenzen aus eben den verschiedenen Deutungstraditionen des Alten Testaments. Auch bei den Christen ist die Auslegung des Alten wie auch des Neuen Testaments umstritten, wovon die verschiedenen Konfessionen ja ein lebhaftes Zeugnis ablegen. Wie unverzichtbar verbindliche Auslegungen sind und wie wirkungsmächtig diese Interpretationen dann werden, ist immer wieder deutlich geworden an einem Gebot aus dem 2. Buch Mose im 23. Kapitel, Vers 19: Da heißt es für uns zunächst unverständlich: »Du sollst das Böcklein nicht kochen in der Milch seiner Mutter«. Böcklein und Milch dürfen nicht zusammen kommen, Fleisch und Milch vertragen sich nicht – wir wissen, welche ungeheure Wirkung dieses Verbot bekommen hat, wenn koscher gekocht werden soll, ja es geht ja bis dahin, dass Milch und Fleisch nicht im selben Kühlschrank aufbewahrt werden dürfen, dass ja nicht ein Bratenfleck neben einem Milchfleck auf dem Jackett erscheint.

Sieht man genauer hin, worauf dieses merkwürdige Gebot zurückzuführen ist, dann zeigen die Quellen aus der Umwelt Israels, dass es sich um das Verbot eines kanaanäischen Zauberrituals handelt. Es gab in Kanaan die Möglichkeit, den missliebigen Nachbarn zu verhexen, indem man ein Stück Fleisch von einem Böcklein nahm, es in der Milch seiner Mutter kochte und dieses dann mit entsprechenden Verwünschungen unter die Türschwelle des Nachbarn legte. So gesehen kann man dieses für uns so fremde Zauberritual ja ohne weiteres plausibel machen. Das heißt dann zunächst, du sollst deinen Nachbarn nicht verzaubern. In einer säkularen Welt, in der man nicht an Verzauberung und Verhexung glaubt, heißt es dann ganz schlicht: Du sollst deinem Nachbarn nichts Böses wünschen oder antun. Die wörtliche Befolgung führt in schwierigste und unverständliche Lebensumstände. Eine Deutung

allerdings vom innersten Grunde her führt genau dahin, wo Jesus mit seiner Auslegung des Gesetzes im Alten Testament gegründet war: Du sollst nicht nur deinem Nachbarn, deinem Nächsten nichts Böses tun, Du sollst ihn lieben wie dich selbst.

Entsprechendes gilt auch für das Gebot der Gottesliebe. Jesus nimmt das Schema Israel auf und fasst das Gesetz und die Propheten unter dem Gebot der Gottes- und der Nächstenliebe zusammen. Liebhaben: von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen. Das ist klar und eindeutig; das hat Bestand in einer Welt der kultischen Rituale und der religiösen Vorschriften; das hat aber auch Bestand in unserer Zeit der Säkularisierung und der nichtreligiösen Deutung aller religiösen Gebote. Was für eine Konzentration auf das Entscheidende findet hier statt! Wie ist die Fülle der ganzen Schrift hier auf einen Nenner gebracht! Es kommt nicht darauf an, den Menschen dem Sabbat zu opfern, denn der Sabbat ist für den Menschen da und nicht der Mensch für den Sabbat. Jesus radikalisiert, indem er zuspitzt und konzentriert. Er gehorcht der Schrift, er hält sich an die Schrift, aber nicht so, dass er dadurch den eigentlichen Sinn der Schrift verfälscht. Indem er die Schrift deutet, deutet er zugleich die menschliche Existenz, zeigt auf, was wesentlich ist und über das Leben entscheidet und was der Wille Gottes ist, an dem vorbei unser Leben nur misslingen kann.

Luther hat in seiner Auslegung unserer Perikope bei Matthäus nun besonders darauf hingewiesen, dass das Gebot – so klar es ist – doch von niemandem wirklich je auch nur in Ansätzen zu erfüllen ist. Das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe ist wirklich eine Auslegung des Gesetzes: »Du sollst lieben!« von ganzem Herzen, also nicht nur mit dem Gefühl, sondern vom innersten Existenzgrund her, in völliger, ungeteilter Selbsthingabe deiner gesamten Existenz, von ganzer Seele, und das heißt natürlich auch unter Beteiligung deines Gefühlslebens, mit deinem ganzen Leben, und von allen deinen Kräften, das ist ja nichts weniger, als mit dem Einsatz aller Fähigkeiten und Begabungen, aller Möglichkeiten und realen fünf Sinne.

Wer kann das von sich sagen? Ist nicht in jeder unserer Beziehungen zu Gott und vor allem auch zum Nächsten, immer auch die Eigenliebe mächtig? Können wir, verbogen in uns selbst, überhaupt selbstlos lieben? Man muss nicht wie Karl Marx und Engels in der ›Heiligen Familie‹ jeder Mutter, die ihr Kind liebt, ökonomische Interessen unterstellen. Auch Esther Villar urteilt aus psychologischer Sicht unheimlich scharf über die Liebe – in diesem

Fall der Frauen – so als hätte sie nur eigensüchtige Motive. Aber wenn denn schon weltliche Autorinnen und Autoren die Liebesfähigkeit von uns Menschen so kritisch sehen, wie viel mehr haben wir Anlass, mit dem Psalmisten, ja mit dem ganzen biblischen Menschenbild, selbstkritisch und radikal über unsere Erfüllung dieses Gebotes zu urteilen? Und das trifft natürlich die Männer ebenso wie die Frauen. Luther hat darum an dieser Stelle besonders scharf herausgearbeitet, wie das Liebesgebot uns unserer Sünde überführt und zugleich zu Christus fliehen lässt, als dem, der uns von unserem alten Adam erlösen kann und will.

Liebe Schwestern und Brüder!

Und da eben geschieht das, was ja kennzeichnend ist für den Schriftgebrauch Jesu und entsprechend auch Luthers. Indem die Schrift ausgelegt wird, legt sie nicht nur der Ausleger aus, sondern wird er von ihr ausgelegt. Wir legen die Schrift aus – und sie legt uns aus. Wir suchen nach dem Kern der Schrift und indem wir das tun, legt sie unseren innersten Lebensnerv bloß. Jetzt gibt es auch keine Möglichkeit der Selbstrechtfertigung mehr. Das kanaanäische Zauberritual kann ich vielleicht noch vermeiden. Ich muss ja nicht das Böcklein in der Milch seiner Mutter kochen. Aber erfülle ich den innersten Sinn dieses Gebotes, wenn ich meinem Nächsten nichts Gutes tue?

Unausweichlich, aber auch unerfüllbar, steht dieses Liebesgebot vor uns. Nicht als hehres Ideal, von dem wir realistischer Weise auch etwas herabmildern dürfen, sondern als Kern und Hauptforderung an unser Leben, das ja dem Gericht Gottes anheimfällt, wenn wir sein Gebot nicht halten. Aber nun geschieht das wunderbare, dass Gott uns Sünder, die wir sehen und erkennen, wie weit wir entfernt sind von der Erfüllung seiner Gebote, dass er uns nicht nach unserer Sünde, sondern nach seiner großen Barmherzigkeit beurteilt. Es ist unbestreitbar: Wir wollen und wir sollen selbstlos lieben und wir erkennen, dass wir es nicht können. Und ohne von dem Gebot irgendetwas abzumarkten, spricht Gott uns die Freiheit von eben diesem geltenden Gesetz zu: »Lass Dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!« Das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe wird zunächst einmal umgekehrt in die Liebe Gottes zu uns.

Gott selbst – »ein glühender Backofen voller Liebe«, sagt Luther, der uns nicht liebt, weil wir so liebenswert oder liebesfähig sind, sondern der uns liebt, obwohl wir so sind wie wir

sind und allenfalls bis wir liebenswert sind. »Liebende leben von der Vergebung« hat Manfred Hausmann eines seiner Bücher betitelt. Ja, Gott lebt von seiner Vergebung uns gegenüber, und wir leben davon, dass er uns vergibt. Es ist ein Geben und Nehmen. Gott schaut nicht auf unsere Sünde, sondern auf den neuen Menschen, den er in uns schaffen will. Auch wenn wir im Schauen immer wieder in Lieblosigkeit verfallen, so nehmen wir doch im Glauben vorweg, was wir einmal sein werden, wenn Gott uns endgültig von Sünde, Tod und Teufel befreit hat. Ich muss ja all den Lutherexperten hier im Dom nicht allzu lange die Rechtfertigungslehre erläutern. Das ist ja das leidenschaftliche Motiv, das uns verbindet, dass nur ja nicht das barmherzige Handeln unseres Gottes verwechselt wird mit dem, was wir tun und tun können. Im innersten Grunde geht es im Glauben darum, dem zu vertrauen, was Gott für uns tut und es nicht zu verwechseln mit dem, was wir für Gott tun.

Schriftauslegung – das war für Luther keine kalte Textanalyse, das war Ringen um den gnädigen Gott. Und Schrifterkenntnis – so schildert es ja sein unvergleichliches Selbstzeugnis von 1545 – Schrifterkenntnis war wie der Eintritt ins Paradies. Als ob sich die Türen zum Paradies geöffnet hätten, so erlebte er die Erkenntnis von der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Er stellte existentielle Fragen an die Schrift, so bekam er eine existentielle Antwort. Er legte die Schrift mit der Schrift aus – so bedurfte er keiner weiteren Kommentare. Er konnte seine neue Erkenntnis nachweisen am Buchstaben der Schrift – so konnte er eine Schule, eine Bewegung, eine Lehre, ja eine Kirche begründen. Er fragte nach dem Christussinn jeder Stelle im Text, so wurde er von der Forderung des Gesetzes hingeführt zu dem, der der Anfänger und Vollender des Glaubens ist.

Liebe Schwestern und Brüder!

Mit den Tagungen der Luther-Akademie sind wir im Zentrum biblischen und reformatorischen Glaubens. Gott gebe es uns, dass wir dort bleiben.

Amen.

BETEN IN NOT UND VERZWEIFLUNG

MEDITATION ÜBER PSALM 27,5

TORLEIV AUSTAD

Denn er deckt mich in seiner Hütte zur bösen Zeit, er birgt mich im Schutze seines Zeltes und erhöht mich auf einem Felsen.

Wir haben Angst vor bösen Tagen. Aus Erfahrung wissen wir, dass sie kommen, vielleicht ohne jede Vorwarnung. Anscheinend treffen sie uns ganz unterschiedlich. Einzelne Menschen und Familien werden offenbar auf härtere Proben gestellt als andere, und das führt zu vielen Warum-Fragen. In Not und Verzweiflung liegt es nahe, Gott um Befreiung anzurufen. Wir suchen Zuflucht bei ihm, um vor Krieg und Hunger, Krankheit und frühem Tod bewahrt zu werden. Wenn Unwetter, Katastrophen oder Gewalt unser Leben bedrohen, schreien wir um Hilfe. Oder denken wir an die vielen Einsamen und Verlassenen, Entnervten und Deprimierten, die Tag und Nacht Gott um neuen Lebensmut und Stärkung anflehen. Wie viele Hungernde haben nicht zu Gott gerufen, um etwas zu essen zu bekommen? Die Verfolgten, Unterdrückten und Eingesperrten haben gebetet, frei zu sein.

Unsere Hoffnung ist, dass es wirklich wahr ist, dass Gott im Leben und im Tod tröstet. »Er deckt mich in seiner Hütte zur bösen Zeit«, sagt David (Psalm 27,5). Viele haben diese Erfahrung gemacht. Das Gebet um den Schutz Gottes befreit uns in keiner Weise von unserer eigenen Verantwortung, der Not und dem Elend in der Welt vorzubeugen. Als Gottes Mitarbeiter in der Verwaltung seiner Schöpfung sind wir dazu verpflichtet, so weit wie möglich, Schaden am menschlichen Leben und Wirken zu verhindern. Es ist kein Gegensatz, auf der einen Seite um gutes und nützliches Wetter zu beten, und auf der anderen Seite alle Verhaltensmaßregeln einzuhalten, um Trockenheit, Flut, Sturm, Unwetter, Erdbeben und

anderen Gefahren der Natur begegnen zu können. Das gleiche gilt auch für die Arbeit für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt. Aber damit sind wir nicht unserer Pflicht enthoben, uns in der Politik aktiv für die Vermeidung von Unfrieden und gewaltsamen Konflikten einzusetzen. Wir haben das Privileg, Gott in der Not anzurufen (Psalm 50,15), ihm aber auch für die wachsenden Möglichkeiten in Medizin und Gesundheitswesen zur Linderung von Schmerzen, Heilung von Krankheit und Verlängerung des Lebens zu danken. Gott kann unser Gebet sowohl durch das öffentliche Gesundheitswesen als auch durch einen göttlichen Eingriff beantworten. Wir bitten Gott darum, dass er seine schützende Hand über Kinder auf gefährlichen Wegen im Straßenverkehr hält, aber versuchen weiterhin, sichere Spielplätze und Schulwege in unserer Umgebung zu schaffen.

Mehrere Bitten des Vaterunsers handeln vom Schutz vor menschlicher Not und Gefahr. Besonders deutlich ist das in der vierten und siebten Bitte. »Unser tägliches Brot gib uns heute« (Matthäus 6,11) reicht weiter als zum »Backofen oder Mehlkasten«, sagt Luther im Großen Katechismus. Diese Bitte bezieht sich auf alles, was zum Leben in dieser Welt gehört. Sie schließt den Wunsch um Frieden und Gerechtigkeit ebenso ein wie das gute Verhältnis zum Nachbarn und zum Staat. Wir rufen zu Gott, um vor Hunger, vor Feindschaft und vor Katastrophen bewahrt zu werden. Die siebte Bitte, »sondern erlöse uns von dem Bösen« (Matthäus 6,13), ist auch eine Bitte darum, vor allem Bösen bewahrt zu werden. Wir beten – um noch einmal Luthers Worte zu gebrauchen – um vor »all dem unseligen Jammer und dem Herzeleid, das es auf Erden so unzählig viel gibt«, bewahrt zu werden. Das Böse kommt vom Teufel (vgl. Johannes 8,44). Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen Luthers Auslegung der siebten Bitte und seinem bekannten Lied von Jahre 1529:

»Eine feste Burg ist unser Gott,
ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Not,
die uns jetzt hat betroffen.«

Dieses Lied ist auf Psalm 46 gebaut und schildert Gottes Kampf gegen die drohenden Chaos-

mächte unter der Herrschaft von Satan – Gottes Hauptfeind. Unsere eigene Macht hilft nichts. Die Befreiung liegt allein im Gebet zu Gott im Namen Jesu (Johannes 16,23.26). Das Gebet im Namen Jesu ist ein Gebet zum Vater mit dem Sohn als Mittler, Versöhner und Vorbild (Johannes 14,6; 1. Timotheus 2,5-6; Matthäus 6,7-13). Er öffnet die Tür zum Himmel für den Beter, vergibt uns unsere Schuld und reinigt unsere Gebete. An das Gebet im Namen Jesu sind große Verheißungen geknüpft. Das kommt darin zum Ausdruck, dass er seinen Mitarbeitern sagte: Der Vater wird »euch alles geben, was ihr bitten werdet in meinem Namen« (Johannes 15,16).

Es ist »Gnade über Gnade« (Johannes 1,16), dass Gott unsere Gebete hört und sie in seiner Souveränität beantworten will und kann. Die Gebetserhörung hat ihr Fundament und ihre Hoffnung allein in der Verheißung. Schon darin liegt die Antwort. Die Verheißung kann ohne Einschränkung so ausgedrückt werden, wie es in Jesu Wort geschieht: »Bittet, so wird euch gegeben« (Matthäus 7,7). Die Erfüllung der Verheißung geht aber nicht immer so, wie wir es uns vorstellen. Gott antwortet auf unsere Gebete zu seiner Zeit und auf seine Weise. Hier wird der Glaube auf die Probe gestellt. Auf welche Weise Gott antwortet, ist seine Sache – nicht unsere. Immer wieder müssen wir uns vor Augen halten, dass Gottes Wege anders sind als unsere Wege, und seine Gedanken höher sind als unsere Gedanken (vgl. Jesaja 55,8f). Wenn wir in einer Grenzsituation sind, wird das Gebet besonders dringlich. Es aktiviert und intensiviert, es bekommt eine existentielle Prägung. Wir rufen zu Gott in unserer Unsicherheit und Verzweiflung. Wenn die Not am größten, ist das Gebet am nächsten. Diese Erfahrung spiegelt sich in den alttestamentlichen Psalmen wie auch in den Liedern der christlichen Kirche. Luther ist von Psalm 130 inspiriert, wenn er schreibt:

»Aus tiefer Not schrei ich zu dir,
Herr Gott, erhör mein Rufen.
Dein gnädig Ohren kehr zu mir,
und meiner Bitt sie öffne.«

Im Laufe von nur kurzer Zeit bekam dieses Lied vom Jahre 1524 eine weite Ausbreitung – vor allem in den reformatorischen Gottesdiensten. Auch bei Luthers eigener Beerdigung, am

26. Februar 1546, wurde ›Aus tiefer Not‹ gesungen. Er hatte selbst die tiefe Not erfahren – vor allem in seinem Kampf, um den gnädigen Gott zu finden. Als er auf Grund seiner Schuld und Sünde verzweifelt war und sich zum Tode verurteilt fühlte, hat er die Erlösung durch die Gnade Gottes in Jesus Christus erlebt. Das ist das Hauptmotiv in Luthers Liedern. Der Betende zeigt sich als von der Schuld der Sünde belastet (vgl. Psalm 130,3) und erfährt, dass die Gnade Gottes ihre tiefste und stärkste Kraft in der Vergebung der Sünde verwirklicht wird. Es gibt zahllose verschiedene Notsituationen. Wir könnten beispielsweise an die schwierigen Entscheidungssituationen im Leben denken, in denen man sich göttliche Klarheit wünscht. Das Entscheidende ist nun aber nicht, die verschiedenen Notsituationen beschreiben zu können, sondern herauszufinden, wie wir ihnen im Gebet begegnen können. Wir sind bei Gott mit all unseren Sorgen willkommen:

»Sorgt euch um nichts,
sondern in allen Dingen laßt eure Bitten
in Gebet und Flehen mit Danksagung
vor Gott kundwerden!« (Philipper 4,6)

Der dies geschrieben hat, befand sich um seines Glaubens willen im Gefängnis. Er hatte weder gegen die Gesetze des Römischen Reiches noch gegen allgemeine menschliche Rechtsprinzipien verstoßen. Aber er hatte die Kraft und Freude entdeckt, die darin liegen, mit allen Sorgen zu Gott zu kommen.

Beten gibt Hoffnung. Das ist von entscheidender Bedeutung für jeden in einer Notsituation. Das Gebet ist nicht irgendein Betäubungsmittel, das leidende Menschen in eine Traumwelt versetzt, so dass sie ihre Not eine Zeitlang vergessen können. Wer seine Verzweiflung vor Gott bringt, tut das in der Hoffnung auf Veränderung und Verbesserung seiner Situation. Diese Erwartung liegt in der Verheißung der Gebetserhörung. In einem dunklen Dasein ist jeder Hoffnungsschimmer wie ein Lichtpunkt. Er kann Kraft zum Aushalten geben, wenn Leid und andere Widerstände am Lebenswillen zehren. In dieser Hinsicht ist das Gebet lebensbejahend. »In der Hoffnung liegt eine Erinnerung an Ganzheit und an den verlorenen Ursprung«, sagt der schwedische Theologe Gustaf Wingren. Wenn das Gebet Hoffnung

weckt, geschieht es darum, weil wir Grund zu glauben haben, dass Gott eingreifen wird. Er will das wieder aufrichten, was zerstört ist, und uns die Freude zurückgeben, die bedroht oder verloren ist. Die Hoffnung bekommt ihre Prägung von der bestimmten Not, von der man befreit werden möchte. Solange wir beten, ist Hoffnung da.

Es ist falsch, das Gebet mit einem Katastrophenalarm zu vergleichen, der nur dann einsetzt, wenn Gefahr im Verzug ist. Auch gute Zeiten können eine Belastung für unseren Glauben und unser Gebet sein. Man hat anscheinend alles, was man zum Leben braucht. Da ist die Gefahr groß, gleichgültig Gott gegenüber zu werden. Auch unter guten Verhältnissen wird unsere Standfestigkeit auf die Probe gestellt. Da zeigt sich, wie wichtig es ist, im Beten Disziplin zu haben. Besonders gilt das für den Dank, der bei unseren Gebetsanliegen der schwierigste Teil ist. Die Erzählung von den zehn Aussätzigen, die in Grenzland zwischen Samaria und Galiläa geheilt wurden, weist auf zweierlei hin: Neun von zehn unterließen es, zu danken, und der eine, der »Gott mit lauter Stimme pries«, erhielt von Jesus die Zusage: »Dein Glaube hat dir geholfen« (Lukas 17,11.19).

In Wirklichkeit gibt es unzählige Gebetsanliegen, wenn wir sie nur wahrnehmen. Außer für den Dank gilt dies auch für die Fürbitte. Die Verantwortung, für andere zu beten, ist uns durch Jesu eigenes Gebet für seine Jünger (Johannes 17,9) und durch die apostolische Ermahnung auferlegt, »Fürbitte und Danksagung für alle Menschen« zu tun (1. Timotheus 2,1). Wenn wir undankbar sind, schmilzt die Hoffnung auf Hilfe dahin wie der Schnee in der Sonne.

DER SPRACHRAUM DES 73. PSALMS IST DER DENKRAUM VON LUTHERS HEIDELBERGER DISPUTATION

PREDIGT ÜBER PSALM 73,23-26¹

JOHANNES EHMANN

²³Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich bei meiner rechten Hand,
²⁴du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich in Ehren an. ²⁵Wenn
ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. ²⁶Wenn mir gleich
Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost
und mein Teil.

Liebe Gemeinde,

ich muss hier zunächst einmal eine eigentümliche Geschichte erzählen: Es geschah, während wir irgendwo in einer Herberge saßen, um zu essen, und miteinander über die Erwartung des himmlischen Lebens sprachen, dass ein großer Gottesverächter unser Gespräch lächerlich zu machen begann, indem er spöttisch rief: »Der Himmel ist doch allein des HERRN?« Im selben Moment wurde er plötzlich von heftigen Krämpfen befallen und begann auszurufen: »O Gott, o Gott!« Und weil er seinen Mund so weit aufriss, erfüllte sein Geschrei das ganze Lokal. Ich aber, ich war mächtig zornig geworden und fuhr ihn – so bin ich halt – scharf an und sagte ihm, dass er nun am eigenen Leib fühle, dass Gott sich nicht ungestraft spotten lässt. Später hat sich der Mann etwas erholt, aber sein weiteres Leben hat er doch in sündiger Verachtung Gottes zugebracht.

Was hier wie eine schlichte, vielleicht sehr schlichte, Kalenderblattgeschichte klingt, ist

1 Gehalten anlässlich der Tagung der Luther-Akademie in der Trinitatiskirche Sondershausen am 1. März 2018.

eine kleine Erzählung Johannes Calvins. Eine schlichte, ja schlechte Erzählung wäre dies, wenn die Moral von der Geschichte die wäre, dass der Verächter Gottes, dessen Weg mit den Worten des 1. Psalms am Ende vergeht, für uns zum frohen Beispiel würde für die Geschichte der andern, die wir eben nicht sind, nämlich Gottesverächter. Eine schlichte, aber gute Geschichte kann aber die Episode Calvins für uns werden, weil sie durchlässig ist und uns zugleich den Blick für den Psalter öffnet. Wie einst Calvin waren wir in einer Unterkunft zusammen. Wie er und seine Leute haben wir theologische Gespräche geführt. Calvin spricht von den Erwartungen des himmlischen Lebens. Verstehen wird das einmal so, dass hier wohl kaum das Paradies ausgemalt wurde, so möchte ich darin erkennen und daraus hören: es ging um das Ziel menschlichen Lebens bei Gott. Man mag hoffen, dass das damals bei Calvin ein gutes Gespräch gewesen ist; und ich meine, dass wir untereinander und miteinander gute Gespräche geführt haben. Da ist der Zorn eines Calvin schon verständlich, wenn man auf so dumme, unverständige Weise im amicablen Gespräch gestört wird. Und irgendwie dankbar nimmt man zur Kenntnis, wie es den Spötter zu Boden reißt.

Und doch meine ich, dass der Einwurf des Verächters erst einmal berechtigt ist. Wir hören ja nur, dass er – wir gebildete Leute wissen das – einen wichtigen theologischen Satz falsch deutet: Gott ist im Himmel und du bist auf Erden, ein Wort des Predigers am Anfang des 5. Kapitels, das – auch das wissen wir – in der frühen Theologie Karl Barths eine große Rolle spielt. Aber hinter dieser Erkenntnis steckt ja nicht einfach ein theologisches Missverstehen, sondern ein tiefes Leiden an der Ferne Gottes, an der der Verächter in unserer Geschichte verzweifelt. Und damit sind wir mitten im Psalter und mitten im 73. Psalm. In meiner alten Konfirmandenbibel trägt er die Überschrift ›Anfechtung und Trost beim Glück des Gottlosen‹ – eine Überschrift, die uns auf die richtige Spur bringt. Denn es ist Anfechtung, wenn wir den Erfolg des Bösen spüren, und es lässt uns nicht in Ruhe, wenn wir spüren, dass Menschen sich hundsgemein verhalten und damit durchkommen. Gerade der universitäre Alltag bietet da ja Beispiele genug. Und doch geht es um mehr: es geht um die Gottesfrage. Und Anfechtung heißt ja nicht, ein Problem lösen, sondern erfahren, dass mein Glaube, mein Vertrauen, ja mein Gott auf dem Prüfstand steht – und kein Weg tut sich auf. Oder auch: so viele Wege liegen plötzlich vor mir, und ich weiß nicht, welcher der richtige ist. Ein Weg liegt uns freilich auch vor Augen, der theologisch wesentliche, wie wir ihn bei

Luther kennengelernt haben. Die Anfechtung, sie macht ja einsam – das ist das Schlimme, hat doch eine schmale Brücke, die mich von meinem einsamen Standpunkt wegführen kann: die Meditatio, die ihrerseits vernetzt ist mit dem Gebet, d.h. mit dem Sprechen, Seufzen, Stammeln, mit dem ich bei mir selbst bleiben muss.

Suchen wir diese Brücke, dann begegnen wir gerade im 73. Psalm einen Raum der Empathie, der Sprachhilfe zu Worten, die uns verliehen sind und die wir nicht mühsam suchen müssen. Dazu gehört das heilsame Eingeständnis meiner Not: Ich, ich selbst, sagt der Psalmist, wäre fast gestrauchelt mit meinen Füßen, mein Tritt wäre beinahe geglitten. Mein Glaube geht auf dünnem Eis. Doch ich weiß, dass ich nicht stehenbleiben kann. Und dann folgt die anschauliche Schilderung all der Erfahrungen, die mich zu Boden zwingen wollen. Unterdrückt in den sozialen Beziehungen und niedergedrückt in meiner individuellen Stimmung – auch im Deutschen liegt das sprachlich so nahe beieinander. Eine Predigt ist keine akademische Rede. Und doch möchte ich in dieser Predigt eine These aufstellen: Die These lautet: der Sprachraum des 73. Psalms ist der Denkraum von Luthers Heidelberger Disputation: Im Psalm heißt es: »Denn es verdroß mich der Ruhmredigen. Was sie reden, das muß vom Himmel herab geredet sein; was sie sagen, das muß gelten auf Erden. Darum fällt ihnen ihr Pöbel zu und laufen ihnen zu mit Haufen wie Wasser.« Theologie als Ruhmrederei ohne Qualen, ohne Mühsal, stattdessen feist und üppig. Ist das nicht die *theologia gloriae*, die hier begegnet?!

Wir haben die Erfahrung gemacht, dass die Psalmen nicht im modernen Sinn analytisch reden: Und doch kennt Psalm 73 eine klare Analyse, die über das Glück der Gottlosen hinausführt und die Ruhmestheologie als falsche Theologie entlarvt: Die Ruhmredigen, sie sprechen: »Was sollte Gott nach jenen fragen? Was sollte der Höchste ihrer achten?« In meinen Worten: Was weiß Gott schon; er ist so hoch, so weit entfernt, was sollte er merken wollen und spüren am Geschick seiner Kinder? Das war ja auch der Fehlschluss des Spötters in der Geschichte, die Calvin erzählte: Gott ist allein im Himmel; er hat nichts mit uns zu tun, und wir nichts mit ihm. Der Himmel wird leer bleiben. Schlimmer: bei einem solchen Gott, wie ihn die Ruhmredner verkünden, muss der Himmel leer bleiben.

Die Gegenthese des Psalmisten ist die der Meditatio und der Oratio, in denen die Anfechtung des Ruhmes nachklingt: »Ich hätte auch schier so gesagt wie sie; aber siehe, damit

hätte ich verdammt alle meine Kinder, die je gewesen sind. Ich dachte ihm nach, dass ich's begreifen möchte; aber es war mir zu schwer, bis dass ich ging in das Heiligtum Gottes und merkte auf ihr Ende.« Das ist die Schlüsselstelle des Psalms. Die Gewissheit des Endes der Gottlosen liegt darin, dass ihr Ende Gott überlassen bleibt. Der Psalm wird nicht weitergeführt durch den Erfolg der Gottesfürchtigen, sondern in der Gewissheit, dass ihr Weg keine Zukunft hat. An die Stelle des Triumphs der Gottlosen tritt nicht der Triumph der vermeintlich Gottesfürchtigen. Die Anfechtung bleibt.

Entscheidend ist vielmehr der Kern des Psalms: »Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich bei meiner rechten Hand, ²⁴du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich in Ehren an. ²⁵Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. ²⁶Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.« Nur vier kleine Hinweise möchte ich geben:

Der erste: Dennoch, in allem, was mich bedrückt, bleibe ich stets an dir. Es klingt wie eine trotzig Willenserklärung. Gemeint ist freilich: Ich verbleibe an dir, Gott. Denn Gott ist es, der mich bei der Hand nimmt. Gott ist der Aktivposten in diesem Bleiben, und darauf darf ich vertrauen.

Der zweite: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Das heißt alles. Himmel und Erde gehen ineinander über, wo ich Gott haben darf, nicht als Besitz, sondern als der, der mich hat und hält.

Der dritte: Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du, Gott doch allezeit meines Herzens Trost und mein Teil. Leib und Seele verschmachtet, ich lese diese Worte noch einmal anders, seitdem wir als Familie die demenzkranke Mutter unter diesem Wort begraben haben. Menschen verschmachten an Leib und Seele, an Seele und Leib. Und doch bleibt Gott als meines Herzens Trost und mein Teil. Gott macht mich als Ganzen, mit Leib und Seele, zum Teilhaber seiner selbst.

Und wenn es nun zum vierten heißt: Du, Gott, leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich am Ende mit Ehren an, so klingt das doch so, als hätten wir in unserer Psalm-entagung wie einst Calvin immer auch über die Erwartung des himmlischen Lebens gesprochen. Vielleicht könnten auch wir auf den Gedanken kommen, uns an diese Tagung so zu erinnern, wie Calvin es in seiner Zeit getan hat, etwa mit den Worten: »Es geschah,

während wir in einer Herberge saßen, um zu essen, und miteinander über die Erwartung des himmlischen Lebens sprachen, dass ein großer Gottesverächter unser Gespräch lächerlich zu machen begann, indem er spöttisch rief: »Der Himmel ist doch allein des Herrn?« Da sagten wir, ohne Zorn und ohne Eifer: »Nein, der Himmel gehört auch uns, und auch die Erde ist des Herrn, und das Kreuz seines Sohnes ist in diese Erde gepflanzt, dass wir Anteil an Ihm gewinnen, und unter dem Schatten seiner Flügel wohnen und froh leben dürfen.« So kann all das, was uns bewegt zwischen Zweifel und Hoffnung, Skepsis und Zuversicht, Anfechtung und Glaube münden in die frohe Erfahrung meines Lebens, mit der auch der Psalm schließt: »Aber das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setzte auf den HERRN, daß ich verkündige all dein Tun.«

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, der bewahre eure Herzen in Christus Jesus.

Amen.

DU SIEHST ALLE MEINE WEGE

PREDIGT ÜBER DEN VERTRAUENSPSALM 139¹

WOLFGANG STOFFELS

¹Ewiger, du hast mich erforscht und erkannt. ²Du kennst mein Sitzen und mein Aufstehen, du durchschaust meine Absicht von ferne. ³Mein Gehen und mein Niederlegen hast du abgemessen und mit allen meinen Wegen hast du dich vertraut gemacht. ⁴Ja, nicht ist ein Wort auf meiner Zunge, siehe, Ewiger, du hast es gänzlich erkannt. ⁵Von hinten und von vorne hast du mich eingeschlossen und hast auf mich deine hohle Hand gelegt. ⁶Zu wunderbar ist für mich solches Wissen, zu hoch – ich vermag es nicht zu erfassen. ⁷Wohin kann ich gehen vor deinem Geist, und wohin kann ich vor deinem Angesicht fliehen? ⁸Wenn ich hinaufstiege zum Himmel – dort bist du, und wenn ich mich lagerte in der Unterwelt – siehe, da bist du. ⁹Erhöhe ich die Flügel der Morgenröte, ließe ich mich nieder am Ende des Meeres, ¹⁰auch dort leitete mich deine Hand und ergriffe mich deine Rechte. ¹¹Und ich sagte: Nur Finsternis soll mich überwältigen, und Nacht soll das Licht um mich sein. ¹²Auch die Finsternis ist nicht finster vor dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag. Die Finsternis ist gleich wie das Licht. ¹³Fürwahr, du selbst hast mein Innerstes geschaffen, hast mich gewoben im Schoß meiner Mutter. ¹⁴Ich danke dir, dass ich so staunenswert und wunderbar geworden. Wunderbar sind deine Werke, und ich weiß es genau. ¹⁵Nicht war mein Gebein verborgen vor dir, als ich gemacht wurde im Verborgenen, gewirkt in den Tiefen der Erde. ¹⁶Mein Formloses sahen deine Augen, und in

1 Gehalten anlässlich der Tagung der Luther-Akademie in der Trinitatiskirche zu Sondershausen am 28. Februar 2019.

deinem Buch werden allesamt verzeichnet die Tage, die geformt wurden, als nicht einer von ihnen da war. ¹⁷Mir aber, wie kostbar sind mir deine Absichten, o Gott! Wie gewaltig sind ihre Summen! ¹⁸Ich will sie zählen, wie Sand sind sie zahlreich, ich erwache, und immer noch bin ich bei dir. ¹⁹Wenn du doch tötetest, Gott, den Frevler, und ihr Blutmänner weicht von mir! ²⁰Die dich nennen in böser Absicht, herabgesetzt haben deine Städte. ²¹Soll ich die nicht hassen, Ewiger, die dich hassen, und nicht die verabscheuen, die sich gegen dich auflehnen? ²²Mit aller Leidenschaft lehne ich sie ab, zu Feinden sind sie mir geworden. ²³Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz, prüfe mich und erkenne meine Gedanken, ²⁴und sieh doch, ob ein Götzenweg an mir ist, und führe mich auf dem Weg der Dauer.²

Liebe Schwestern und Brüder,

ein Jahr lang hatte ich in meiner wöchentlichen Bibelstunde Psalmen besprochen. Etwa 40 waren es geworden. Am Ende die spannende Frage an die etwa 30 Teilnehmenden: Welcher Psalm ist Ihnen besonders lieb geworden? Nein, nicht Psalm 23 war es, sondern Psalm 139. Mehr als 20 Hände erhoben sich. »Von allen Seiten umgibst du mich – selbst im Tod.« Und: »So wunderbar bin ich gemacht!« Und: Wo andere mich übersehen: »Gott, sieht mich, er versteht mich.«

»Du siehst mich.« Dieses Motto des Reformationskirchentages 2017 in Berlin und Wittenberg, der Geschichte von Hagar und Ismael entnommen, Hagars Bekenntnis mitten im Elend der Wüste: »Du bist ein Gott, der mich sieht« (Gen 16,13), dies Motto des Kirchentages hat geradezu zu einer Neuentdeckung unseres Psalms geführt. Im Liederheft des Kirchentages thematisieren gleich zehn Lieder Hagars Bekenntnis, sieben Lieder nehmen Psalm 139 auf, darunter – neben Hagars Lied: »Du bist ein Gott, der mich anschaut« – der Hit des Kirchentags: »Du bist da, du bist da, bist am Anfang der Zeit.« Die Tagzeitgebete des Kirchentages meditierten den Psalm – am Morgen, am Mittag und am Abend. Erstaunlich daneben das andere: Wer EKG und EG durchmustert, wird kaum Anklänge an Psalm 139 entdecken. Allein im Rheinisch-Westfälischen Anhang findet sich das kurze Kehrverslied von

² Die Übersetzung stammt aus Hossfeld, Frank-Lothar/Zenger, Erich: Psalmen 101-150, übersetzt und ausgelegt (HThKAT), Freiburg, Basel, Wien 2008, S. 715f.

Horst Weber: »Von allen Seiten umgibst du mich.« (EG Rheinland 653) Und eine Anfrage in einer Wuppertaler reformierten Gemeinde ergab: Selbst die Bereimung dieses Psalms von Matthias Jorissen in der klassischen Melodie des Genfer Psalters war nicht vertraut. Umgekehrt: »Durch Hohes und Tiefes«, das Gesangbuch der Evangelischen Studierendengemeinden in Deutschland, enthält gleich vier Neubereimungen und Neuvertonungen des Psalms (Nr. 265, 267, 268, 269). Psalm 139 ist zur Zeit ›in‹. Offenbar hat es dieser Psalm ›in sich‹. Auch wissenschaftlich ist er einer der am meisten erforschten Psalmen.

Ein Gott, der mich sieht (und nicht übersieht), der mich bergend umgibt und hält und nicht fallen lässt: Ja, dieser Psalm hat die Kraft, unsere ganz persönlichen Ängste, unsere Ängste des 21. Jahrhunderts aufzufangen. Mitten in unsern Wüsten können wir mit Hagar bekennen: »Du bist ein Gott, der mich sieht!« Und: »Von allen Seiten umgibst du mich.« Nicht von ungefähr ist unser Psalm der Introituspsalm des 6. Sonntages nach Trinitatis, des Sonntags, an dem wir unserer Taufe gedenken. Nur: Bei aller Liebe zum 139. Psalm – in keinem der Kirchentagslieder findet sich das Motiv, das unserm Psalm erst sein Profil und sein Thema gibt und ihn darum rahmt: »Herr, du erforschst mich!« am Anfang; und am Ende: »Erforsche mich, Gott; prüfe mich, Gott!« Warum fehlt dieses Motiv? Warum nur meiden alle Liedermacher gerade dieses Thema? Erforscht werden, geprüft werden, von vorne und von hinten, von rechts und von links, von oben und von unten: Das rührt an Ängste. Nicht nur, dass niemand mich beachtet, macht Angst. Angst macht auch das Umgekehrte, dass jemand mir zu viel Neugier zuwenden könnte: Orwells Big Brother, der gläserne Bürger, digitale Überwachung, chinesische Verhältnisse. Wie steht es mit deinem Sozialkredit? Staatlich wird er überwacht. Jeden Abend kannst du ihn über dein Smartphone abrufen, damit du am nächsten Tag gesellschaftlich noch besser funktionierst! Ja, schon diese Vorstellung schürt Ängste. »Erforsche mich, Gott! Prüfe mein Herz!«

Sind es solche Horrorvisionen, die uns den Mund zu dieser Bitte verschließen? Ich vermute einen anderen, einen viel tieferen Grund: das Gottesbild, das sich – tief verborgen – in unseren Seelen eingenistet hat. Von der Höhe barocker Altäre in evangelischen Kirchen blickt auf die versammelte Gemeinde, gerahmt durch das trinitarische Dreieck, das Auge Gottes. Ich frage: Mit welcher Botschaft? »Der liebe Gott sieht alles.« Wer ist in seiner religiösen Erziehung mit diesem schillernden Satz – eine Warnung? eine Verheißung? – nicht groß ge-

worden? Ein Kind imaginiert bei dieser Aussage genau das, was der Illustrator Rudolf Schäfer 1914 auf einem Bild entworfen hat: den übermächtigen Gottvater, vor ihm kniend das kleine, einsame Kind, von tief liegenden dunklen Augen in den Blick genommen. Erschreckend! Gott forscht, Gott prüft, Gott sieht, Gott lenkt! Schon unser Psalmbeter hebt hervor, wie hoch, wie gewaltig, wie schwer dies alles für ihn ist: wie unfassbar, so dass er an Flucht denkt. Er hat einen schweren Gott, keinen Wellness-Gott. Und so beginnt er nachzudenken! Ein schweres Nachdenken! Aber es wird seinem Leben Bestand und seinem Lebensweg mit Gott Dauer geben, wie es am Ende so schön heißt: »Führe mich, Gott, auf dem Weg der Dauer!« (Vers 24). Folgen wir ihm auf seinem Weg!

In welche Welt treten wir ein? Es ist eine Welt des Vertrauens! Unser Psalm ist ein Vertrauenspsalm. Selbst die Verwünschung der Feinde in den Versen 19-22 fällt da nicht heraus. Die rote Linie, die unser Beter zieht: »Ihr Blutmänner, weicht von mir!« ist konfessorisch. Mit denen gemeinsame Sache machen, die Gott, seinen Gott, anfeinden? Nein! Das Vertrauensverhältnis zu seinem Gott wäre zerstört. Und wenn es dabei aus dem Beter herausbricht: »Wenn du doch tötetest, Gott, den Frevler«, dann meint er nicht, Gott möge ein Mordkommando losschicken. Vielmehr seine Feinde sollen an ihren eigenen Taten zugrunde gehen, so wie wir uns wünschen, dass unsere heutigen Autokraten, die wirklichen und die eingebildeten, an ihrer Politik und mitsamt ihrer Politik scheitern mögen. Die Gewissheit der Tun-Ergehen-Dynamik ist in unserem Psalm ungebrochen. Gott, darauf vertraut unser Beter, wird dafür einstehen. Wenn unser Psalm in seinen letzten beiden Versen dann in Bitten einmündet, so ist auch das Vertrauen. Denn wer vertraut, möchte Dauer: Das, was seinem Vertrauen Grund gibt, möge weiter seinen Weg bestimmen.

Eine Welt ganz persönlichen Vertrauens zu Gott behauptet und bewährt sich in der religiös und sozial zerrissenen Welt nach dem babylonischen Exil. Das ist die Situation unseres Beters. »Meine Tränen sind meine Speise Tag und Nacht, weil man täglich zu mir sagt: Wo ist nun dein Gott?« So wird im 42. Psalm (Vers 4) geklagt. Nicht anders unser 139. Psalm: »Sie nennen dich, Gott, in böser Absicht« (Vers 20). Darum immer wieder die gleiche Frage: »Gott – wo? Wo finde ich dich? Wo hast du deinen Ort? Im Tempel? Im Kult?« Doch gerade das ist umstritten. Wieder unser Psalm: »Sie haben herabgesetzt deine Städte«. Für die jüdischen Städte, die sich gerade wieder konsolidieren, voran Jerusalem und seinen Tempel

und damit für den öffentlichen, gemeinschaftlichen Gottesdienst, haben sie nur Verachtung übrig. Die religiöse Krise hat den Tempelgottesdienst erreicht. Ist uns das so unvertraut? ›Religiöse Inspiration‹ erwartet man heute von kirchlichen Angeboten. Wer sucht heute in unseren Gottesdiensten noch Gott – und sagt am Ende: »Hier habe ich Gott gefunden! Hier ist Gott!«? Doch diese zeitgeschichtlichen Nöte berührt unser Psalm nur am Rande. Unser Beter fragt viel persönlicher: »Wo ist mein Gott?« Und da richtet er seine Augen nicht mehr auf den Kult, nicht mehr auf den offiziellen Gottesdienst. Er lenkt sein Augenmerk auch nicht auf die großen, umstürzenden geschichtlichen Ereignisse wie die Propheten, um dort Gottes Wirken auszumachen, auch nicht auf das faszinierende Panorama der Welterschöpfung, das Gott Hiob vor die Augen stellt. Er blickt vielmehr in sein eigenes, ganz persönliches Leben hinein, genauer in seinen Tageslauf mit seinem Liegen und Stehen, mit seinem Sitzen und Gehen: auf all die Wege, die er im Laufe des Tages zurücklegt: »Wo ist nun dein Gott?«

Wir fragen jetzt vielleicht: Wie ist das bei uns? Beginnen wir so den Tag – und: Beenden wir ihn so? Mit dieser Frage? Wo bist du, mein Gott? Gedanken kommen uns. Kommen uns Gottesgedanken? In unserm Psalm tritt uns entgegen, was Luther als den elementaren Dreischritt des Glaubens beschrieben hat: Oratio, meditatio, tentatio. Da meditiert einer seinen Tageslauf und fasst ihn mitsamt seinen Anfechtungen ins Gebet: »Wo bist du, mein Gott?« Und merkwürdig: Anders als der 23. Psalm etwa tastet er seinen Tag jetzt nicht nach Gotteserlebnissen ab, nach Rettung und Bewahrung, nach Gottes Fügung in Mangel und Fülle. Unser Beter spürt vielmehr zuerst seinen eigenen Wegen nach: seinen Absichten und Gedanken, die ihn dabei leiten. Er ist ganz weisheitlich mit seiner Lebensführung befasst. Wege, immer wieder Wege, reale und imaginierte, legt unser Beter zurück. Er möchte sich zurechtfinden. Mit sich selber möchte er zurechtkommen. Auf seinen Gott möchte er sich einen Reim machen. In alle nur denkbaren Richtungen stößt er vor: vertikal in den Himmel und in das Totenreich, horizontal vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang in die tiefste Nacht; am Ende eine autobiographische Zeitreise, beginnend noch vor der Geburt und gar nicht endend in der Zukunft.

Welche Wege sind die rechten Wege? Wieder merkwürdig! Darüber meditiert unser Psalm nicht. Anders als Psalm 1, der gleichsam als Tor dem ganzen Psalter vorangestellt ist, beginnt unser Beter jetzt nicht zu forschen, zu grübeln, zu prüfen, zieht nicht die Thora, die

Weisung seines Gottes zu Rate, um sein Tun, seine Wege daran zu orientieren. Dass er über Gottes Weisung nachsinn Tag und Nacht, ist einfach vorausgesetzt, vertraut er doch seinem Gott, dass die Wege, in die seine Thora ihn einweist, recht sind und dass darauf aller Segen ruht. Die Thora, die Bibel ist sein Lebensbuch, ganz selbstverständlich, so wie uns hoffentlich auch. Nein, das Nachdenken unseres Beters führt uns weit über eine solche Thorameditation hinaus. Was beschäftigt ihn? Machen wir uns klar: Wer über Gottes Lebensweisungen Tag und Nacht nachsinn und grübelt, der beginnt ganz von selbst, seine Lebenswege zu erforschen und zu prüfen. Und dann geschieht bei der Lektüre und Meditation auch das andere: dass man sich selber bereits als erforscht und geprüft, als durchschaut und korrigiert, schlicht: als beraten findet. Von wem? Eben von dem Geber dieser Lebensweisungen: von Gott. Diese Erfahrung, diese Gotteserfahrung beschäftigt unsern Beter.

Sich vertrauensvoll und am Ende immer vertrauter in Gottes Einweisung ins Leben, in sein Erforschen, Prüfen und Ratgeben hineinzudenken, ja, das ist eine Erfahrung von Nähe. Selbst aus der Ferne ist Gott noch nah (Vers 2). Nähe! So nahe ist Gott mir, so lebensnah, so überlegen nah in seiner Lebensweisheit, so voll Rat, voll Tat, voll Gnad, dass es nicht zu fassen ist. Von Luther haben wir den Schrecken des Gesetzes gelernt (den usus elenchticus legis) oder Gottes Gesetz als Ordnungsmacht (den usus civilis legis). Doch Gottes persönliche Nähe – in seiner Weisung? Es ist die elementare jüdische Erfahrung.

Uns Zeitgenossen der nachreformatorischen, aufgeklärten Moderne, autonom in unserer ethischen Urteilsfindung, ist diese Erfahrung zutiefst fremd geworden – es sei denn, wir erleben einmal wirkliche Ratlosigkeit: Wie soll ich mich in dieser oder jener Situation, diesem oder jenem Menschen gegenüber verhalten? Vollkommene Ratlosigkeit! Da brauchen wir Ratgeber, überlegene Ratgeber – und es ist ein Trost, sie zu finden, und dieser Trost geht uns nahe. Da entsteht dann Vertrauen, Vertrautheit, Nähe.

»Steh uns stets bei mit deinem Rat, und führ uns selbst auf rechtem Pfad, die wir den Weg nicht wissen. Gib uns Beständigkeit, dass wir getreu dir bleiben für und für, auch wenn wir leiden müssen. Schauge, baue, was zerrissen und beflissen, dich zu schauen und auf deinen Trost zu bauen.« (EG 130,3)

Ja, Gott, sein Geist – der überlegene Ratgeber! Wie oft singen davon unsere Kirchenlieder. Die biblische Weisheit ist voll davon. Nur ein Zitat aus Jesaja 40: »Wer bestimmt den Geist des Herrn, und welcher Ratgeber unterweist ihn? Wen fragt er um Rat, der ihm Einsicht gebe und lehre ihn Erkenntnis und weise ihm den Weg des Verstandes? Ein Ratgeber aber muss forschen und prüfen. Von dem Ratsuchenden muss er sich ein Bild machen. Was diesen bewegt und antreibt, er muss es sehen, erforschen, unterscheidend sehen, gleichsam sichten. Er muss das Gesehene dann von Grund auf prüfen; er muss den Ratsuchenden ggf. korrigieren, »zurechtweisen«; dieser muss die Belehrung annehmen, muss zur Umkehr bereit sein. Dies alles aber nicht als Verhör und dann als vernichtende Kritik, sondern in einer Atmosphäre vertrauter Nähe. Nicht vor den Ratgeber tritt man – auf Abstand wie vor einen Richter –, um sein Urteil zu empfangen. Vielmehr: »Er steht uns bei mit seinem Rat.« Er steht bei uns. Er ist mit uns. Gott als Ratgeber ist mit uns. Er geht mit. Immanuel.

Ich scheue mich, diesen Brauch des Gesetzes, diese *meditatio legis*, mit dem Dictum »Gerechtigkeit aus Werken«, Werkgerechtigkeit zu belegen. Es ist Vertrauensgerechtigkeit. Wie Luther in seiner Auslegung des Magnifikat so schön sagt: »Wer Gott traut, der ist recht« (WA 7, 593). Noch viel weniger sollte man bei diesem Erforschen und Prüfen von einem *usus elencticus legis* sprechen. Diese *meditatio legis* ist etwas Eigenes. Die Weisheit Salomos weiß da sehr genau zu unterscheiden: »Du Gott hast die Israeliten wie ein Vater ermahnt und geprüft, die Gottlosen aber hast du wie ein strenger König verhört und verdammt« (11,10). Ja, wie ein Vater und nicht wie ein unerbittlicher König! Ja, wie tröstlich! Gott, der väterliche Ratgeber: Er erforscht und prüft, erkennt und durchschaut mich. Er ist mit mir, mit allen meinen Wegen vertraut. Er umgibt mich mit seinem Rat, kritisch und fördernd zugleich. Ja, Gott – so nahe! Wie wunderbar! So möchten wir jetzt – nach allem – unseren ganz persönlichen 139. Psalm beginnen: Wie wunderbar!

»Halt!« ruft es uns aus dem biblischen Psalm entgegen. Halt! Wie wunderbar? Nein, zu wunderbar! Wie hoch? Nein, zu hoch ist diese Erkenntnis, zu schwer. Ich vermag sie nicht zu erfassen. So lautet das erste meditative Resümee in Vers 6. »Zu wunderbar! Zu hoch!« Zehn Verse Reflexion braucht unser Beter, um von einem »Zu wunderbar« zu einem »Wie wunderbar« zu kommen. Vers 17: »Mir aber, wie kostbar sind mir deine Absichten, Gott, wie gewaltig sind ihre Summen!« Was beschwert den Beter, dass er in Vers 5 sagen kann, er fühle sich

»eingeschlossen« von hinten und vorne, Gottes hohle Hand laste geradezu auf seinem Kopf? Was beschwert ihn? Nach allem: Jegliche Imagination Gottes als des unentrinnbaren Big Brother ist uns verwehrt. Nein! Ganz anders! Wunderbares, so nah, so schön, so voller Trost kann beschweren, weil es so wunderbar ist, so dass ich nur noch fliehen möchte. Wunderbares fasziniert, aber es erschreckt auch: ein fascinosum und zugleich ein tremendum. Unser Psalmist hat ein untrügliches Gespür dafür. Da bleibt nur noch die Flucht.

Und so steigt er – absurderweise – in den Himmel hinauf, als ob Gott seinen Wohnsitz geändert hätte. Klüger ist es, in der Totenwelt sein Lager aufzuschlagen. Denn die Toten kennen kein Gotteslob, Gott hat hier keinen Ort (Psalm 6,6; Psalm 115,17). Doch gerade hier trifft der Beter auf seinen Gott. Gott bei den Toten – geradezu österlich! Der Beter gibt nicht auf – und sein Gott auch nicht. Was geschieht jetzt? Wir sollten genau hingucken. Bisher – im Himmel und bei den Toten – hieß es lediglich: Du bist da, Gott! Jetzt am äußersten Meer, keine Strandidylle, sondern da, wo die abgründige Urflut die Erdscheibe bedrohlich umspült, wird Gott fürsorglich: Seine Hand leitet den Geflüchteten, seine Rechte greift nach ihm. Und die Finsternis der Nacht durchflutet er mit seinem göttlichen Licht. So viel wunderbare Führung an den Abgründen des Lebens, da, wo man keinen Gott vermuten möchte – ja, da verliert das Wunder der Nähe Gottes wirklich allmählich seine Schrecken. Und so hebt der Beter in Vers 13 – jetzt gar nicht mehr erschrocken – noch einmal ganz neu an: »Fürwahr!« Fürwahr! Ausdruck der Gewissheit! Das Wunder einer Schöpfung erzählt er. Nicht das Wunder der Welterschöpfung, erhaben, erhebend. Nein, etwas ganz Intimes erzählt er, etwas ganz Verborgenes: Ich als zartes Embryo im Mutterleib! Gott hat mich da fein gewoben, gewirkt, formlos zunächst, aber in Gottes liebevollen Augen war ich schon geformt. Gott ganz nah, Gott ganz intim, meine Schöpfung: wie ich erschaffen wurde.

Unfassbar, nicht zu begreifen! Gewiss! Aber Flucht? Nein, es berührt mich, es ergreift mich, umgreift mich, ich bin ergriffen. Unser Psalm erzählt eine Wende, eine durch und durch emotionale Wende. Aus abwehrendem Erschrecken (zu wunderbar) wird ergriffenes Staunen (wie wunderbar), und aus Staunen wird Dank. »Ich danke dir, dass ich so staunenswert und wunderbar geworden bin. Wunderbar sind deine Werke, und ich weiß es genau.« Ich weiß es genau? Ja, es hat mich berührt. Du hast mich berührt, ich bin zutiefst dessen inne geworden. Und: Ich, das zarte Embryo von damals, ich habe Zukunft – in Gottes Augen, in

Gottes Buch. Dies alles ist immer noch gewaltig, aber es erschreckt nicht mehr. Es ist kostbar, ein kostbarer Schatz, mit aller Bedachtsamkeit zu hüten. »Mir aber, wie kostbar sind mir deine Absichten, o Gott! Wie gewaltig sind ihre Summen!« Die Gottesnähe – erst zu wunderbar, weil zugleich zu erschreckend. Jetzt – wie gewaltig, wie wunderbar, mehr noch: wie kostbar! Am Ende dann noch eine wunderbar bezwingende Logik! Zählen möchte der Beter die Absichten Gottes. Wie Sandkörner am Strand möchte er sie zählen – ein unendliches Vorhaben! Wo ist man beim unaufhörlichen Zählen der Körner? Natürlich immer noch am Strand! Wo ist man beim unermüdlichen Zählen der Absichten Gottes? Natürlich immer noch bei Gott!

Anfangs war's das Unfassliche – man möchte es nicht mehr anfassen, nicht mehr anrühren, sich nicht mehr damit beschäftigen. Jetzt ist es das Unzählbare – man kann gar nicht aufhören, sich mit ihm zu beschäftigen, bei ihm zu sein, weil man immer noch weiter zählen möchte, unermüdlich, selbst wenn man immer wieder über'm Zählen einschläft. »Mir aber, wie kostbar sind mir deine Absichten, o Gott! Wie gewaltig sind ihre Summen! Ich will sie zählen; wie Sand sind sie zahlreich; ich erwache, und immer noch bin ich bei dir.« Achten wir darauf! Am Anfang des Psalms hieß es: Du bei mir! Jetzt heißt es: Ich bei dir! Vertrauen am Anfang, Vertrauen am Ende. Aber jetzt ist es ein reflektiertes Vertrauen, geradezu ein aufgeklärtes Vertrauen, das durch die Höhen und Tiefen und Weiten des Erschreckens hindurchgegangen ist. Am Anfang: Diesem Gott, der mich erforscht und prüft, vertraue ich: Du bist bei mir. Am Ende ein Mehrwert an Vertrauen: Ich bin bei dir, dir vertraue ich mich an. Denn – so die Mitte: Du, mein Gott, du rätselhafter Gott, bist mir immer vertrauter geworden. Vertrauter wodurch? An den äußersten Grenzen habe ich deine leitende Hand erfahren, und als ich nach Finsternis süchtig war, hat dein Licht mich bewahrt. Und: Wie bin ich *Ich* geworden? Ja, dein liebevoll formendes Wirken im Schoss meiner Mutter!

Am Anfang: Du bist mit mir vertraut. Jetzt: Ich bin mir dir vertraut, vertraut geworden: Dir vertraue ich mich ganz an. Darum – und zwar ohne Fluchtgedanken – jetzt meine Bitte, und vielleicht wird sie ja auch uns zur Bitte, uns, die wir der Vertrauensmeditation unseres Beters gefolgt sind: »Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz prüfe mich und erkenne, wie ichs meine. Und sieh, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege.«

Amen.

»EIN FESTE BURG IST UNSER GOTT«

MONIKA SCHWINGE

Ein feste Burg ist unser Gott,
ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Not,
die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böse Feind
mit Ernst er's jetzt meint,
groß Macht und viel List
sein grausam Rüstung ist,
auf Erd ist nicht seinsgleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts getan,
wir sind gar bald verloren;
es streit' für uns der rechte Mann,
den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
der Herr Zebaoth,
und ist kein andrer Gott,
das Feld muss er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär
und wollt uns gar verschlingen,
so fürchten wir uns nicht so sehr,

es soll uns doch gelingen.
 Der Fürst dieser Welt,
 wie sau'r er sich stellt,
 tut er uns doch nicht;
 das macht, er ist gericht':
 ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn
 und kein' Dank dazu haben;
 er ist bei uns wohl auf dem Plan
 mit seinem Geist und Gaben.
 Nehmen sie den Leib,
 Gut, Ehr, Kind und Weib:
 lass fahren dahin,
 sie haben's kein' Gewinn,
 das Reich muss uns doch bleiben.¹

Liebe Gemeinde!

Zu den Tagen des Gedenkens an Martin Luther und die Reformation gehörte in der Vergangenheit und gehört in der Gegenwart das Singen des Lutherliedes »Ein feste Burg ist unser Gott.« Dieses Lied ist so etwas wie eine Reformationsfanfare und ist als solches weithin bekannt und vertraut, allerdings nicht mehr unbedingt beliebt. Seine kriegerische Sprache befremdet – und das durchaus zu Recht, und insbesondere, wenn man weiß, wie in den Jahrhunderten nach der Reformation bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs dieses Lied gedeutet und entsprechend der jeweiligen Deutung gesungen wurde: Zur Zeit der schrecklichen Konfessionskriege im 17. Jahrhundert wurde es gegen den altbösen Feind, die katholische Kirche und vor allem gegen den Papst, herausgeschmettert: siegessicher, dass Gott den Protestanten zum Sieg verhelfen werde. Im 19. Jahrhundert wurde Luther mehr und mehr als nationales

1 EG 362.

Idol, als Nationalheld gefeiert. Kein Wunder also, dass man in den Ersten Weltkrieg »Ein feste Burg ist unser Gott« schmetternd zog – sicher, dass Kampf und Sieg der Deutschen gottwohlgefällig sei. Der »altböse« Feind – das waren klar die Kriegsfeinde. Und damit nicht genug! Laut und dröhnend wurde es von den vielen Hitler treuen Christen gesungen. Gegen den Rest der Welt zog man mit diesem Lied auf den Lippen auch in den Zweiten Weltkrieg. Und wenn dann mit den Worten der vierten Strophe lauthals gesungen wurde, »das Reich muss uns doch bleiben«, da wusste kaum jemand noch das Reich Gottes von dem großdeutschen Reich zu unterscheiden. Später, als das Deutsche Reich in Trümmern lag, als man der großen Töne müde war, war man auch misstrauisch gegenüber einer Frömmigkeit, die um des Sieges im Namen Gottes willen nicht nur, wie es in der vierten Strophe heißt, den eigenen Leib, sondern dazu auch noch Gut, Ehr, Kind und Weib dahinfahren lässt.

Angesichts dieser Geschichte des Liedes – aber nicht allein deswegen – stellt sich immer wieder die Frage: Kann man das Lutherlied überhaupt noch singen? Ist es mit seiner kriegsrisch-trotzigen Sprache nicht immer wieder eine Gefährdung in der Weise, dass man damit Gott als siegessicheres Bollwerk gegen irgendwelche Feinde von außen ausruft?

Die Frage also ist: Wie mit dem so kämpferisch klingenden Lied »Ein feste Burg ist unser Gott« umgehen, zumal Luther selbst in seinen Schriften durchaus auch überaus polemisch und roh andere als seine Feinde verurteilen konnte: den Papst, die Bauern im Bauernkrieg und in seinen späten Schriften auch die Juden. Dies – dass Luther sich bisweilen auch verstiegen hat – darf nicht ausgeblendet werden. Ja, er selbst würde sich sogar dagegen wehren, dass er unkritisch zum Helden gemacht wird. Denn dies zeichnet Luther besonders aus: dass er sehr wohl um seine dunklen Seiten und Gefährdungen wusste und auch darunter litt. Oft spricht er in seinen Schriften und Briefen davon, wie er sich auch mit sich selbst quält. Und er spricht auch davon, dass ihn bisweilen der Gedanke plagt, ob er auf dem Weg, auf den er sich mit der reformatorischen Bewegung begeben hat, sich nicht vielleicht auf einem Irrweg befindet. Nein: Luther war in Wahrheit kein unangefochtener, ungebrochener Held, und gerade deshalb bedeutet für ihn das Vertrauen auf den sich erbarmenden Gott, der unter allen Umständen für uns und nicht gegen uns ist, alles.

Genau um dies, was ihn zutiefst umtreibt und was über alle Maßen tröstlich und be-

freund für ihn ist, geht es, recht besehen, nun auch in dem Lied. Und dies gilt es, durch die kriegerisch klingenden Töne ans Licht zu befördern. Luther selbst hat das Lied wahrscheinlich schon 1527 gedichtet und komponiert, in äußerst bedrängter Zeit: Die Pest wütete in Wittenberg; sein ältester Sohn Hans war sterbenskrank; Luther selbst wurde von einem Nierenleiden gequält; Auseinandersetzungen gab es inzwischen auch zwischen den Anhängern der reformatorischen Bewegung. Gott, die feste Burg, die er besingt, das bedeutet denn auch für ihn: Gott ist der Ort, zu dem er, so wie jeder Mensch, sich hin flüchten kann, wo ein offenes Ohr, ein offenes Herz auf ihn wartet, wo Zuspruch und Geborgenheit erfahrbar wird. Gott ist für ihn nicht wie eine Burg, die hoch oben als übermächtige, abgeschottete Festung steht, vielmehr: Gott eine Burg mit weit geöffneten Toren für alle, für ausnahmslos alle, die, wie es in der ersten Strophe heißt, von Not, welcher auch immer, betroffen sind. »Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.« Der in dieser Weise einladende Gott – darauf setzt Luther – ist der, der in Christus selbst alle menschliche Not durchschritten hat und sich zueigen gemacht hat, der also darum weiß, wie Menschen von sich selbst und anderen gejagt und getrieben werden können und nach Ruhe und Erquickung lechzen. Er, dieser Gott, dem nichts Menschliches fremd ist, kennt den »altbösen Feind«. Der altböse Feind, das ist zusammengefasst das Böse in all seinen Formen und Gestalten.

Am leichtesten fällt es uns, das Böse bei den anderen zu benennen. Im Nu haben wir eine Liste von kleinen und großen Bösewichten und Übeltätern zusammen, jeder seine eigene Liste mit denen, die er anklagt: die Eltern für das, was bei einem selbst schief gelaufen ist, die Kinder, die andere Wege als die gewünschten gegangen sind, den Chef, die Kollegen, die da oben, wie es heißt, die für Politik, Wirtschaft und Bildung verantwortlich sind und so weiter. So ernst zu nehmen solche Anklagen sind und so sehr sie zeigen, wie Leben und Miteinanderleben durch Menschen beschädigt wird, so gefährlich sind sie auch, weil sie von einem selbst ablenken. Wenn nun Luther vom altbösen Feind spricht, hat er nicht nur die anderen im Blick, sondern insbesondere auch sich selbst: die Vorwürfe gegen sich selbst, das ihn anklagende Gewissen, Selbstgerechtigkeit ebenso wie Selbstverachtung und Verachtung anderer. Grausam und listig nennt er den altbösen Feind; listig, weil er sich zu gerne tarnt und sich verbirgt unter gekonnter Selbstdarstellung, unter moralisierender, auch christlicher Überlegenheit, womit andere in den Schatten gestellt werden. Der altböse Feind mit dem,

was an Bösem durch uns verursacht wird, und mit dem, was an Übeln über uns kommt, hat viele Gesichter und Masken. Wahrlich: »Auf Erd' ist nichts seinsgleichen.« Muss man daher mit Luther nicht auch singen: Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren? Oder ist das in dieser Schärfe eher übertrieben? Wird hier nicht, wieder typisch christlich, alles menschliche Streben nach dem Guten und alles Hervorbringen von Gutem madig gemacht und Gott als der einzige und letzte Rettungsanker aus dem Hut gezogen?

Liebe Gemeinde! Luther würde nicht leugnen, dass uns Menschen, ob gläubig oder nichtgläubig, auch immer wieder gutes Denken und Tun möglich ist, und wir brauchen das auch nicht zu leugnen. Gleichwohl: Es bleibt immer die Erfahrung: Wir werden des Bösen nicht Herr, immer aufs Neue, überall schafft es sich – offen und versteckt – listig seinen Zugang zu uns und schlägt zu. Deshalb, ja deshalb die offene Burg und darin unser Gott, bei dem nichts und niemand verloren ist. Er ist nicht der übermächtige Gott, der seinerseits mit groß Macht und viel List auf das Böse einschlägt, sondern er ist der gekreuzigte Gott, der Christus, der mit der erbarmenden Liebe auf alles Böse eingeht, es für uns und mit uns erleidet und uns zuspricht: Ihr bei mir und ich bei Euch, niemand und nichts kann euch von meiner Liebe trennen. Das ist es, was Luther in der zweiten Strophe zur Sprache bringt.

In allen seinen Schriften kreist Luther immer um dies eigentlich Unglaubliche: dass in dem leidenden und so ohnmächtig und gottverlassen erscheinenden Mann am Kreuz sich die erbarmungsvolle Liebe Gottes über Menschen und Welt auftut und das alles entscheidende Wort spricht: Ich bei Euch und Ihr bei mir auf ewig. Ihr und die Welt, Ihr geht nicht zum Teufel. Unglaublich fürwahr und nur allzu oft dem Zweifel ausgesetzt. Von diesem Zweifel wusste Luther ein Lied zu singen, so wie wir davon ein Lied singen können, ohne uns dafür schämen zu müssen und Glaubenssicherheit demonstrieren zu müssen. »Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen«: Das singt Luther nicht glaubenssicher als Glaubensheld, aber er singt es mit der durch die Tiefen gegangenen Glaubensgewissheit, die ihn immer aufs Neue ergreift, und es mit dem Zweifel aufnimmt. In diesem Sinn können auch wir es immer aufs Neue singen. Und wir können alles Gelingen, alles, was unter uns und durch uns auch immer an Gutem möglich ist und was gut wird in unseren Beziehungen, in allen Bereichen als Zeichen dafür ansehen, dass göttliche und menschliche Fürsorge, Liebe, Erbarmen Macht haben.

Liebe Gemeinde! Nun würde ich am liebsten Amen sagen. Aber da ist ja noch die vierte Strophe, die ich sonst zum Singen im Gottesdienst nicht wähle und weglasse. Denn wem ist zuzumuten zu singen: »Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, lass fahren dahin, sie habens kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben.« Dieses »sie habens kein Gewinn« schaudert eine geradezu. Ich glaube nun aber doch, auch dies sagen zu können: Luther sagt diese Worte nicht mit ungebrochenem, stählernem, fanatischem Sinn und Herz. Er, das geht aus seinen Schriften hervor, litt unter der Angst und der Bedrohung für sich und die Seinen, als die Reichsacht über ihn verhängt war und er sich auf der Wartburg versteckt aufhielt. Wie viele vor ihm und viele nach ihm kennt er die Zerreißproben, in die das Einstehen und die Verantwortung für das, was als wahr und recht erkannt wird, und die Angst und die Sorge um sich selbst und die nahen Menschen führen. Auf keinen Fall darf die vierte Strophe ungebrochen, mit stolz geschwellter Brust gesungen werden. Solches kann nur zu leicht Ausdruck von fanatischer ideologischer und religiöser Verblendung sein, wie wir sie von Selbstmordattentätern kennen. Wenn wir die vierte Strophe singen, dann also leise und verhalten und mit dem Wunsch, dass Menschen nicht in solche Situationen kommen. Das Lied schließt mit dem Satz: »das Reich muß uns doch bleiben.« Dies ist ein Satz des Vertrauens und der Gewissheit, dass Gott mit seinem Wort der erbarmenden, versöhnenden und rettenden Liebe unter uns und durch uns in dieser Welt wirksam ist und erfahrbar bleibt.

Liebe Gemeinde! Glaubenslieder sind keine Trutz-, Kampf- und Siegeslieder. Sie lassen all das, was den Glauben im Leben bis hin zum Tod immer wieder anficht, nicht hinter sich. Aber sie eröffnen einen Lebensraum, in den wir eintreten und in dem wir beheimatet sein können mit allem, mit Gelingen und Versagen, mit Lachen und Weinen, mit Glück und Unglück. So, in diesem Sinn lassen Sie uns diese Lieder gerne singen zu jeder Zeit.

Amen.

DAS BESONDERE: MARIÄ VERKÜNDIGUNG

PREDIGT ÜBER LUKAS 1,46-55¹

HANNE SANDER

⁴⁶Und Maria sprach: Meine Seele erhebt den HERRN, ⁴⁷und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilands; ⁴⁸denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinde; ⁴⁹denn er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig ist und des Name heilig ist.⁵⁰Und seine Barmherzigkeit währet immer für und für bei denen, die ihn fürchten.⁵¹Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. ⁵²Er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen.⁵³Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer. ⁵⁴Er denkt der Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel wieder auf, ⁵⁵wie er geredet hat unsern Vätern, Abraham und seinen Nachkommen in Ewigkeit.

Mariä Verkündigung ist, wie ich meine, zu allen Zeiten etwas Besonderes gewesen. Dieser Tag ist mitten in der Fastenzeit ein strahlender Tag. Wir singen nicht Bußlieder, sondern wir singen Lobgesänge. Die violette Farbe der Fastenzeit wird mit dem festlichen Weiß ausgetauscht. Mit dem Tag verbindet sich eine Erwartung der Freude. Mit Maria freuen wir uns am heutigen Tag im Voraus. Ich kann noch heute meinen Vater und meine Mutter sagen hören: »Gib Acht, dass du dich nicht zu sehr freust, denn sonst wirst du nur enttäuscht!« – Das haben meine Eltern tatsächlich gesagt, und so etwas soll man zu keinem Kind sagen, ja eigentlich auch nicht zu Erwachsenen, finde ich.

Erwartung hat ja doch auch mit Vertrauen zu tun, und wohl niemand zweifelt daran,

1 Aus dem Dänischen übersetzt von Dietrich Harbsmeier.

dass unsere Welt nur kleiner und enger wäre, wenn es Erwartung und Vertrauen nicht gäbe. Das andere Bild einer Frau in der Erzählung von Sara, die auch Besuch empfängt, reagiert auf andere Weise als Maria. Sara ist zweifellos in einem Alter, in dem sie keine Kinder mehr bekommen kann; und sie hat auch keine Kinder. Saras Verkündigung löst keinen Lobgesang aus, sondern vielmehr ein bitteres Lachen. Kennen wir das nicht? Wie sollte das geschehen können? Nein, das kann nicht wahr sein! Oder: Ich bin so oft enttäuscht worden, deshalb träume ich von nichts mehr! Oder: Ja, aber das ist doch unmöglich!

Mariä Verkündigung lässt denn auch keinen Zweifel zu, dass ihre Erfahrung mit dem Heiligen sie auf ein Leben vorbereitet, das eine Bedeutung hat, die von größerer Tiefe und Wahrheit ist als das, was wir gemeinhin aus unserem Leben machen. Und es ist natürlich furchterregend, weil es so viel größer ist als unser kleines Leben, und Maria ist denn auch zunächst erschrocken. Wenn das Dasein im Ernst etwas von uns fordert, wenn Menschen so große Last aufgebürdet bekommen, dass es untragbar scheint, dann weichen wir am liebsten aus und bedanken uns. Dann wünschen wir uns lieber ein überschaubares und leichteres Leben. Nun weicht Maria nicht davor zurück, die Bürde auf sich zu nehmen, die Gott ihr auferlegt – und später können wir mehr Bilder von Maria sehen: Maria mit dem neugeborenen Jesus und Bilder von Maria mit dem toten Jesus auf ihrem Schoß. Diese beiden Seiten gehören dazu.

Aber Marias Begegnung mit dem göttlichen Leben zeigt mit aller Deutlichkeit: Wenn der Glaube an Gott etwas bedeuten soll, wenn überhaupt Veränderung in der Welt geschehen soll, dann reicht es nicht, Meinungen und ausgezeichnete Einstellungen zu haben, dann ist ein ganz anderer Einsatz nötig. Dann können wir uns selbst nicht heraushalten. Glaube an Gott ist Engagement, Erwartung, Vertrauen. Er muss das ganze Leben eines Menschen einbeziehen. In der Begegnung mit dem göttlichen Leben verzichtet Maria auf ihr eigenes Leben, verzichtet sie auf ihre eigenen Gedanken darüber, was möglich ist oder was unmöglich ist, und sie macht auf diese Weise Platz für Gottes schöpferische Kraft – und das Wunder geschieht. Sie erfährt, dass Gott etwas mit ihr vorhat, dass ihr Leben einen Sinn und eine Bedeutung hat, die von einer anderen Stelle herkommt als von ihr selbst. Und sie sagt ja dazu, ihren Leib zur Verfügung zu stellen, so dass Gottes Leben sichtbar in die Welt kommen kann

– ihr Leben und ihr Leib werden zu einer Werkstatt für Gott, wo er an dem Plan, den er mit seiner Welt hat, weiterarbeiten kann – auf die Vollendung hin.

Als ich im Jahre 2015 mit Konfirmandinnen und Konfirmanden von Berlin aus Wittenberg besuchte, machte ich sie dort auf einen Deckenbalken im Eingang zur Lutherhalle aufmerksam. Darauf steht ein Spruch Martin Luthers: »Niemand lasse den Glauben daran fahren, dass Gott etwas Großes mit ihm vorhat.« Der Spruch kann gewiss Erwartung, aber ebenso auch Besorgnis hervorrufen. Und Maria hat Schwierigkeiten, ihre Erfahrung mit eigenen Worten zu beschreiben. Angesichts des Wunderbaren und Unbegreiflichen beginnt sie stattdessen zu singen. Und sie singt von dem Gott, den sie nicht begreifen kann, von dem sie sich aber ergreifen lässt.

Maria singt mit Selbstbewusstsein und mit Demut zugleich. Denn sie hat eine Aufgabe erhalten, und sie hat etwas zu tragen. Ihr Selbstbewusstsein ist auffällig und natürlich zugleich, denn es erwächst aus ihrem Wissen, dass in ihr Leben eine Bedeutung gelegt ist, die sie ihm nicht selbst geben kann, und dass diese Bedeutung über ihr eigenes Leben hinausgeht. Und ihre Demut hat nichts gemein mit einer vorgegebenen oder unterwürfigen Demut, sondern sie bedeutet, dass sie frei ist von der menschlichen Grundeinbildung: dass nämlich das Leben unser ist und dass wir uns seiner bemächtigen sollen. Mit ihrem Lobgesang bringt Maria eine Erwartung und eine Dankbarkeit zum Ausdruck, die aus einer ganz anderen Haltung erwachsen, nämlich dass das Leben zu uns kommt und sich unserer bemächtigt.

Ihr Lobgesang entsteht durch eine Aneinanderreihung von Stücken aus Psalmen des Alten Testaments und Worten aus prophetischen Texten, wie sie ihr gerade in den Sinn kommen. Aber übereinstimmend preisen sie alle die Größe Gottes, die in jeglicher Hinsicht unsere Vorstellungen sprengen, sowohl wenn er die Vorstellungen zunichtemacht, die in den Gedanken der menschlichen Herzen hochmütig sind, wenn er die Mächtigen vom Thron stürzt und wenn er die Schwachen erhöht. Marias Leben – ja auch das Leben Saras und unser Leben – erzählen von Gottes neuschöpfendem Willen und seiner Kraft, dass Gott etwas mit uns vorhat, etwas mit uns will.

Amen.

»DEPOSIT POTENTES DE SEDE ET EXALTAVIT HUMILES«

ZUSAGEN DES MAGNIFIKAT LUKAS 1,46-55¹

VOLKER GUMMELT

⁴⁶Und Maria sprach: Meine Seele erhebt den HERRN, ⁴⁷und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilands; ⁴⁸denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinde; ⁴⁹denn er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig ist und des Name heilig ist.⁵⁰Und seine Barmherzigkeit währet immer für und für bei denen, die ihn fürchten.⁵¹Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. ⁵²Er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen. ⁵³Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer. ⁵⁴Er denkt der Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel wieder auf, ⁵⁵wie er geredet hat unsern Vätern, Abraham und seinen Nachkommen in Ewigkeit.

Liebe Gemeinde,

im Anfangskapitel seines Evangeliums berichtet Lukas davon, dass Maria die Freude über die bevorstehende Geburt ihres Sohnes in einem wunderbaren Lied (Luk 1,46-55) ausdrückte. Gegenüber ihrer Verwandten Elisabeth soll Maria nicht einfach gesagt haben: »Ja, auch ich erwarte ein Kind, ich freue mich so!«. Nein, nach dem Bericht des Lukas stimmte sie einen großen Lobgesang an. Maria singt in diesem Lied aus der Tiefe ihres Innersten

1 Gehalten als Ansprache im Vespergottesdienst zur Eröffnung der 71. Greifswalder Bachwoche am 12. Juni 2017 im Dom St. Nikolai zu Greifswald mit einer Aufführung von J.S. Bachs »Magnificat« (BWV 243).

heraus: Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freut sich Gottes meines Heilandes. Warum kann diese junge Frau aus Nazareth, dieses einfache Mädchen aus dem Volk so einen wortgewaltigen Gottes-Gesang anstimmen? Weil sie sich von Gott gesehen, angesehen fühlt. Denn Gott hat ihre »*tapeinosis*«, wie es im griechischen Urtext heißt, ihre »Demut«, ihre »Niedrigkeit« angesehen. Und so sieht sich Maria aus ihrer Bedeutungslosigkeit herausgeholt. Als gläubige Frau rühmt sie Gottes Wirken an sich selbst: Denn er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig und dessen Namen heilig ist. Als gläubige Israelitin sieht sie dieses Tun Gottes in einem großen geschichtlichen Zusammenhang und ist sich gewiss: er hilft seinem Diener Israel auf, wie er geredet hat zu unseren Vätern, Abraham und seinen Nachkommen in Ewigkeit.

Dieses Lied, liebe Gemeinde, blieb nicht das Lied einer einzelnen Frau aus Nazareth. Dieses Lied der Maria wurde ein Lied für viele. Sehr wahrscheinlich hat man es schon in den Gottesdiensten der ersten christlichen Gemeinden als Psalm gesungen. Diese Worte der Maria gaben damals den Singenden die unumstößliche Gewissheit: Gott sieht auch uns an, uns, seine Gemeinde, die sich als seine Dienerin versteht. Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd – oder, wie man das Wort »*doulae*« auch übersetzen kann – seiner Dienerin angesehen. Und zugleich erzählte dieser Psalm der Maria der in jener Zeit oftmals verfolgten Christenheit von Gottes Handeln an den Menschen, einem Handeln, welches sich in einem gewaltigen Tun und in einer gerechten Strafe für die, die nicht am Glauben festhalten, manifestiert: Denn er übt Gewalt mit seinem Arm, und zerstreut die, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.

Doch nicht nur in der Urchristenheit wurde der Lobgesang der Maria gesungen: er wurde weiter getragen über die Jahrhunderte bis in das 6. Jahrhundert hinein zu dem Mönchsvater Benedikt von Nursia und seinen Brüdern im Kloster von Monte Cassino bei Neapel. Benedikt legte im 17. Kapitel seiner Mönchsregel fest, dass bei dem täglichen Abendgebet auch das »*canticum de Evangelia*« (das Lied aus dem Evangelium) zu singen sei; nun nicht mehr in griechischer Sprache wie bei Lukas, sondern auf Latein gemäß der liturgischen Sprache der damaligen Zeit. Das ist eine Tradition, die sich seitdem in unserer abendländischen Christenheit erhalten hat. So werden auch heute in diesem Vespertagesdienst Sie – die Sängerinnen und Sänger – uns diese Worte der Maria in lateinischer Sprache singen. Wie die Nonnen und Mönche, so werden wir ebenso mit dem Gesang des ›Magnificats‹ hineingenommen in den

großen Lobpreis über Generationen hinweg. *Ecce enim ex hoc beatam me dicent omnes generationes*. Siehe deshalb preisen mich selig alle Generationen. Die Nonnen und Mönche, die das Gelübde der Armut abgelegt hatten, auch sie verstanden sich als die von Gott Angesehenen: denn *Esurientes implevit bonis et divites dimisit inanes*. Die Hungrigen füllt er mit Gütern und die Reichen lässt er leer ausgehen.

Und so wird vor über 500 Jahren auch der Mönch, der Augustiner-Eremit Martin Luther in seinem Kloster zu Erfurt das ›Magnificat‹ tagtäglich in der Vesper mitangestimmt haben. Jahre später in Wittenberg, als durch seine Worte, durch sein Handeln die Feste der mittelalterlichen Welt und Kirche erschüttert worden waren, da sprachen die Worte der Maria neu zu Luther. Sie bekräftigten ihn in seiner reformatorischen Erkenntnis: dass Gottes Gerechtigkeit, seine Barmherzigkeit allein als Geschenk an diejenigen anzusehen ist, die an Gott glauben und ihn fürchten. »Vnd seine Barmhertzigkeit weret jmer für vnd für / Bey denen die jn fürchten«. Auf diese Weise wurden die Worte der Maria zu Luthers Worten. So reiften aus dem Psalm der Frau aus Nazareth die Grundlagen seiner Theologie. Und so wurde das ›Magnificat‹ auch zu einem Gesang in der lutherischen Kirche, einem Gesang der evangelischen Kirchenmusik, auch eines Johann Sebastian Bachs.

Liebe Gemeinde, in meinen letzten Schuljahren (Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre) sang ich mit großer Begeisterung im Greifswalder Domchor. Unvergessen für mich sind dabei die Proben zu Bachs ›Magnificat‹. Unvergessen sind mir aber ebenso die Worte des damaligen Leiters der Bachwoche Manfred Schlenker in einer Probenpause zu diesem Werk, Worte, die er mit leicht vorgehaltener Hand zu uns jüngeren Chormitgliedern sagte: »Wenn die staatliche Kulturbehörde wüsste, was da gesungen wird, sie würde sofort die Aufführung verbieten.« Und wir alle wussten, er meinte vor allem die Worte der Tenor-Arie: »*Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles*«. Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Es waren dann einige Kirchenmusikstudierende und wir Jugendliche aus dem Domchor, die vor der Aufführung Handzettel mit der deutschen Übersetzung des ›Magnificats‹ an die Zuhörer und Mitwirkenden verteilten. So wurde das gemeinsame Singen und Hören des Liedes der Maria im voll besetzten Greifswalder Dom damals zu einem besonderen Erlebnis für viele, ein Ereignis, das in Zeiten von Diktatur aufhorchen ließ. Er stößt die

Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Worte, die wir aus dem Munde der Maria hörten, die die Mächtigen dieser Welt immer wieder das Fürchten gelehrt haben.

Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freut sich Gottes meines Heilandes. Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Maria, die Frau aus dem Volk soll einst diese Worte gesungen haben, weil sie wusste, dass Gott sie angesehen hat. Dieses ›Angesehen werden‹, diese Würdigung, liebe Gemeinde, ja diese Würdigung durch Gott war es, was einst den Männern und Frauen der verfolgten Christenheit im römischen Reich, was den Nonnen und Mönchen in zahlreichen Klöstern, was dem Reformator Martin Luther, was dem Thomas-kantor Johann Sebastian Bach, was den Christinnen und Christen, die unter der DDR-Diktatur leben mussten, immer wieder die Kraft gab, ihre Stimme zu erheben. So singt das alte Lied der Maria sich bis heute in unser Weltgeschehen hinein. So wird das Lied der Maria immer wieder neu die Geschichte der Kraft Gottes in uns erzählen, eine Geschichte, die sich stets dort ereignet, wo Menschen erfahren, dass sie von Gott angesehen werden. Daher liebe Sängerinnen und Sänger, liebe Musikerinnen und Musiker, lasst die Kraft der Worte der Maria auch heute unter uns erklingen. Denn auch wir als die Bachwochengemeinde des Jahres 2017 brauchen die Kraft dieser Worte!

Amen.

ZUR GRUNDSPANNUNG BIBLISCHER GOTTESREDE IN GESAMTBIBLISCHER PERSPEKTIVE

PREDIGT ÜBER RÖMER 9,14-24¹

MITCHELL GRELL

¹⁴Was wollen wir denn hier sagen? Ist denn Gott ungerecht? Das sei ferne! ¹⁵Denn er spricht zu Mose: Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig; und wessen ich mich erbarme, des erbarme ich mich. ¹⁶So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. ¹⁷Denn die Schrift sagt zum Pharao: Ebendarum habe ich dich erweckt, dass ich an dir meine Macht erzeuge, auf dass mein Name verkündigt werde in allen Landen. ¹⁸So erbarmt er sich nun, wessen er will, und verstockt, welchen er will. ¹⁹So sagst du zu mir: Was beschuldigt er uns denn? Wer kann seinem Willen widerstehen? ²⁰Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, dass du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: Warum machst du mich also? ²¹Hat nicht ein Töpfer Macht, aus einem Klumpen zu machen ein Gefäß zu Ehren und das andere zu Unehren? ²²Derhalben, da Gott wollte Zorn erzeugen und kundtun seine Macht, hat er mit großer Geduld getragen die Gefäße des Zorns, die da zugerichtet sind zur Verdammnis; ²³auf dass er kundtäte den Reichtum seiner Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit, die er bereitet hat zur Herrlichkeit, ²⁴welche er berufen hat, nämlich uns, nicht allein aus den Juden, sondern auch aus den Heiden.

Nicht zu fassen: Wenn es irgendwo bei irgendwem möglich gewesen wäre, dann hier in diesem Volk. Wenn es irgendwo bei irgendwem möglich gewesen wäre, den lebendigen Gott

1 Predigt, gehalten anlässlich der Tagung der Luther-Akademie Sondershausen-Ratzeburg e. V. am 13. März 2014.

zu kennen und seine Macht zu erfahren, dann im Land der Verheißung, auf dem heiligen Berg Zion, als Israelit unter Israeliten. Und umgekehrt gilt's auch: Wenn es hier in diesem Volk nicht möglich ist, dann stellt sich wie von selbst die Frage, ob es überhaupt möglich ist, Gott zu kennen und so etwas wie Shalom zu erfahren. Ja, wenn es hier beim Volk Israel nicht möglich ist, dann muss man fragen, ob es überhaupt einen Gott gibt! Wo, wenn nicht hier in diesem Volk, ist Gott unter uns Menschen auf dieser Erde gegenwärtig? Das muss man gerade mit solcher Radikalität sagen.

Denn zu denken, dass Gott überall und auf jede Weise zu finden ist, ist heidnisches Denken, zeigt nur, dass man Gott nicht kennt. Der Gott, den man meint, überall entdecken zu können, ist nirgends zu finden. Es ist der Heide, der leichtfertig das für göttlich erklärt, was er gerade für göttlich halten möchte. Es ist der Heide, um mit Paulus zu reden, der das Geschöpf anstelle des Schöpfers verehrt (Röm 1,25; vgl. 22f.). Und das verrät der Heide in all seinem Tun. Der Heide verrät sich als Heide, wenn er begehrt, was vergänglich ist, in der unstillbaren Sehnsucht nach dem Glück, das nie vergeht. Der Heide verrät sich als Heide, wenn er die Grenzen übertritt, die Gott dem Menschen setzt. Und bei dem Heiden könnte man den Eindruck haben, die Erfüllung des Lebens erreiche man nur durch die Übertretung von Grenzen! Alles, was heidnischen Wesens ist, alles, was die Verlorenheit des verlorenen Menschen verrät: alle sexuellen Perversionen und Exzesse, jedes Streben nach oben auf dem Rücken von Menschen, die gerade unten liegen, jedes Geltungsbedürfnis, das sich in Hochmut und Angeberei ergießt, auch alle ungezügelter Gier nach Besitztümern, Macht und Ansehen, ja all diese Versuche des Menschen an Gott vorbei des Lebens Sinn zu ergründen, sind dem wahren Juden ein Gräuel, denn der echte Israelit ist daran zu erkennen, dass er von der Tora, dem Gesetz Gottes herkommt und nicht heidnisch lebt (vgl. Röm 1,26ff.).

Nicht nur das: Außer der Tora haben die Juden – Paulus selbst listet es auf – die Gotteskindschaft; sie stehen auf dieser Erde im Glanz seiner Herrlichkeit; sie kennen seinen Willen und seine Weisungen. Sie haben den rechten Gottesdienst, die Verheißungen seines Bundes. Sie können die Erzväter des Bundes zu ihren Stammvätern zählen, und nach dem Fleisch stammt Christus von ihnen ab (Röm 9,4f.).

Alles, was die Menschheit an geistlichen Gaben aufzubieten hat, findet man hier in gebündelter Form, ja fast in Reinform. Und in dem Strom der Zeit haben sie eine Geschichte,

die mit konkreten Namen und Orten verbunden ist, eine Geschichte, die in die Zukunft weist. Wer ist diesem Volk gleich auf Erden?! Was haben die Gojim zu bieten im Vergleich zu den Kindern Abrahams, Isaaks und Jakobs?! Kein noch so schöner Tempel, kein noch so wertvolles Kulturgut, keine noch so illustre Schar von Priestern und Gelehrten, kein noch so gut verwaltetes Amt, keine noch so beeindruckenden Spektakel könnten die Heiden anbieten, was das überbieten würde, was Gott seinem Volk Israel geschenkt und verheißen hat. In einer Welt, die sonst drohte, ohne Gott und ohne Licht zu sein, scheint hier ein Schimmer Hoffnung. Hier ist das Heil geradezu mit Händen zu greifen!

Und doch ist das Heil wohl nicht mit Händen zu greifen. Israel greift zumindest nicht danach. Ganz im Gegenteil: Das, was so nahe liegt, wirft es von sich. Aber wie verrückt: Da, wo man es nie erwartet hätte und wogegen jede Wahrscheinlichkeit spricht, da wirkt Gottes Geist unter Menschen, die vorher nichts von Gott wussten. Auf einmal werden sie ausgerichtet auf einen Gekreuzigten und damit auf den Gott Israels. Er, dieser Gekreuzigte, ist verflucht wie sie, gottlos wie sie, jenseits aller Hoffnung wie sie, dem Tod hilflos ausgeliefert wie sie, und sie erkennen sich selbst an ihm. Sein Tod wird ihr Tod. Sein Sterben bei den Verfluchten dieser Erde, als ein Gottloser unter Gottlosen wird ihr Sterben, und siehe: Sie werden leben, so wie er jetzt lebt (vgl. Röm 6,1-10). Denn Gott hat durch ihn und seinetwegen mit ihnen Frieden geschlossen – seine Auferstehung von den Toten ist der große Friedensschluss, der Friedensschluss schlechthin. Gott schließt Frieden mit diesen Menschen, die vorher sich nicht einmal nach Gottes Frieden gesehnt haben! Ein Gott, den sie bisher nicht gekannt haben, ist durch diesen Jesus, seinen Christus in ihr Leben eingetreten und hat ihr Herz überwunden.

Dabei konnten sie diesem Gott nichts vorweisen: Große Kenntnis von diesem Gott – Fehlanzeige; eine innere Vorbereitung auf diesen Gott durch irgendwelche geistige Übungen, durch die Einhaltung von Regeln, durch das Lesen der heiligen Schriften dieses Gottes – auch Fehlanzeige; irgendeine Geschichte, an die dieser Gott hätte anknüpfen können – aus dem eigenen Volk oder aus der eigenen Familie – ebenfalls Fehlanzeige. Sie konnten diesem Gott wirklich nichts vorweisen. Wie aus dem Nichts schuf Gott hier Neues. Dieser Gott war plötzlich in ihr Leben eingetreten. Er sprach sie an durch das, was seine Boten das »Evangelium« nannten, durch das, was auch auf sie als Evangelium wirkte, und dieser Gott, der plötzlich in

ihr Leben eingetreten war, erhob auch Anspruch auf ihr Leben. Und sie? Sie ließen sich von ihm einnehmen. Seine Liebe, diese nicht selbstverständliche, völlig unerwartete, selbstlose Liebe, die so unglaublich ist, dass man an sie glauben musste, hat ihre Herzen geradezu bezwungen. Und weil es diese Liebe war und keine andere, so waren sich diese Menschen dieses Gottes so gewiss, dass sie nun dieselbe in den Worten des Paulus wiederfinden konnten: »Nichts, aber gar nichts im Himmel und auf Erden, auch nicht der Tod, kann uns scheiden von der Liebe Gottes in Christus Jesus« (Röm 8,39). Wer hätte das je für möglich gehalten?! Das ist eben keine menschliche Möglichkeit. Das ist Gottes Gnade.

Und doch – wenn man es so nimmt und auf die Geschichte Israels zurückschaut, ist das alles nicht so neu. Auf einmal werden Geschichten aus grauen Urzeiten wieder lebendig. Die uralte immer wiederkehrende Geschichte von dem Gott, der dem Hilflosen aus aller Not hilft, gewinnt ewigen Charakter. Nun erhebt Joseph wieder seine Stimme so wie damals, als er seinen Brüdern sagte: »Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen« (1. Mose 50,20). Hören wir hier nicht Miriam wieder singen: »Singt dem Herrn ein Lied, denn er ist hoch und erhaben – Rosse und Wagen warf er ins Meer!« (2. Mose 15,21)? Klingt nicht die Stimme neu an, die in dem Psalm gebetet hat: »Herr, Du hast mich von den Toten heraufgeholt. Du hast mich am Leben erhalten. Du hast mir meine Klage verwandelt in einen Reigen, Du hast mir den Sack der Trauer ausgezogen und mich mit Freude gegürtet, dass ich Dir lobsinge und nicht still werde – Herr, mein Gott, ich will Dir danken in Ewigkeit!« (Ps 30,4. 12f.)? Wie zu allen Zeiten in der Geschichte Israels erhebt Gott auch hier die Niedrigen und stößt die Gewaltigen und Hochmütigen von ihrem Thron (Lk 1,51). Ja, hier kann Israel sich in der eigenen Geschichte erkennen und Hoffnung finden für alles, was noch kommt. Hier ist kein anderer Gott als der, den Israel schon kennt. Aber nein – so kommt es eben nicht. Das Heil ist so nahe, zum Greifen nahe, und doch ist Israel davon so fern! Das Heil, das Israel zum Greifen nahe ist, wirft es von sich.

Und das lässt Paulus nicht zur Ruhe kommen. Es betrübt ihn. Er kommt darüber nicht hinweg und das, obwohl er weiß, warum es so ist, obwohl er weiß, wie seine Stammesgenossen ›ticken‹ war er doch selber mal ein treuer Sohn seines Volkes, ein Eiferer für das Gesetz, ein Kenner der Bibel par excellence! Er selber musste erst überwunden werden – ja, der Mensch, der er früher war, musste erst mit Christus sterben, um alles in einem neuen Licht

zu sehen. Er selber weiß, wie nahe man am Heil dran sein kann und doch am Heil völlig vorbei leben kann. Er weiß, wie es ist, wenn der Mensch meint, im Besitz des Heils zu sein, und doch gleichzeitig stracks ins Unheil läuft. Und er selber weiß am besten, aus eigener und innigster Erfahrung, was Gottes Gnade ist, weiß, dass auch sein neues Leben nicht sein Werk, sondern Werk des Geistes Gottes ist. Was Israel jetzt tut, ist – menschlich gesehen – gar nicht so untypisch. Wirkt es deswegen so zwanghaft, so unabänderlich, so endgültig auf ihn? Auf jeden Fall lässt es ihm keine Ruhe. Es wird ihm zur Anfechtung, und er ringt ... er ringt mit seinem Volk, aber vor allem mit Gott. Es ist, wie wenn er nicht ablassen würde zu beten und zu fragen: »Gott, was hast Du mit Deinem Volk vor?« Und dahinter steckt die Frage: »Bist Du untreu? Hältst Du Dein Wort gegenüber Deinem Volk nicht?« (Röm 9,6). Und er bemüht Gottes Geschichte mit seinem Volk um eine Antwort, und diese bleibt auch nicht aus. Er erkennt in allem Wechsel, ja in dem ganzen Durcheinander der Geschichte den Willen Gottes, den beständigen und gnädigen Willen Gottes.

Jakob und Esau werden ihm gewahrt. Der, der gerade größer und stärker wirkt, der das Recht scheinbar auf seiner Seite hat, unterliegt. Der kleinere, der schwächere, ja der schuldige Jakob, diese »unzeitige Geburt« wird erwählt. Ist das gerecht? Ja, es ist der Erweis von Gottes Gerechtigkeit, denn dieser Gott ist gerecht, der Recht schafft, wo noch kein Recht ist. Wo der Mensch letztlich nichts mehr von ihm zu erwarten hat, nimmt er sich dieses Menschen an, führt ihn, lässt diesen Menschen an ihn glauben. Das ist Gott recht. Das ist sein Maßstab, der gegen den Strich läuft. Und dann folgt die Geschichte von dem Auszug aus Ägypten, und zu dieser Geschichte gehört nun einmal der Pharao, der nach menschlichen Maßstäben klug handelte, der verhindern wollte, dass Israel frei komme, jener Pharao, der auf sein Recht bestand und darin der Stärkere war, den Gott darin verstockt zum Erweis seiner Macht. Und gerade wegen dieser Geschichte wird Gott als gerechter Gott in Israel und in aller Welt verkündigt. Gerade dieser Mensch, der auf das eigene Recht besteht und auf die eigene Macht setzt, soll bezeugen, wie Gott Recht schafft, wo noch kein Recht ist, wo Gott sich Gott erweist, wo der Mensch in seinem Elend gottlos ist. Und schließlich führt Paulus einen dritten Beleg an, lässt einen dritten Zeugen für die Beständigkeit Gottes reden: Er zeigt uns das Bild, das ihm der Prophet Jeremia vormalt, von dem Töpfer, der aus einem und demselben Ton mal ein Gefäß zur Ehre und mal ein Gefäß zur Schande macht: ein Bild, das sowohl die Frei-

heit des Schöpfers als auch die Torheit des Geschöpfes darstellt, wenn es sich anmaßt, über diesen Gott in seinem freien, aber auch barmherzigen Handeln urteilen zu können. Was weiß der Mensch von der Gerechtigkeit dieses Gottes? Wo kommt er hin, wenn er seine Maßstäbe anlegt und erwartet, Gott verhalte sich danach? Und wie steht das Volk Israel in dieser Stunde zu diesem Gott, zu dessen Willen, dessen Gerechtigkeit, dessen Beständigkeit sich an Esau, am Pharao, am Gefäß aus Ton abzeichnet? Letztlich wirbt Gott mit diesen Geschichten um sein Volk – es ist hier kein Fatalismus am Werk, sondern der Gott, der jetzt – wie von jeher – seinem Volk in seiner spezifischen Gottlosigkeit nachgeht.

Und was bedeutet das für uns, liebe Gemeinde? Im Grunde wiederhole ich nur Paulus, und doch ist seine Botschaft aktueller denn je. Fangen wir an mit Paulus Ermahnung an die Heidenchristen in Rom: Als eingepfropfte Zweige am Ölbaum Israels müsste uns nichts ferner liegen, als uns unserer Stärke zu rühmen und dem eigenen Stolz zu erliegen. In dem Moment, in dem wir uns erheben würden, hätten wir Gottes Gnade schon vergessen, und wir würden leben, als gäbe es sie nicht. Gerade damit wären wir dort, wo Israel sich befindet. Das Heil wäre uns zu greifen nahe und uns doch so fern. Da lebten wir und handelten wir wie der Esau, der meint, das Recht des Erstgeborenen zu besitzen, und der gerade damit sein Erbe verliert. Da wären wir ähnlich verstockt wie der Pharao, der sich auf das eigene Recht und die eigene Macht etwas einbildet. Dann kann Gott an uns erweisen, wie er dem hilft, dem wir nicht helfen, wie er dem zum Gott wird, den wir zu einem Gottlosen gemacht haben, wie er den Anderen befreit und uns der selbst gewählten Unfreiheit überlässt. Wenn wir meinen, wir hätten etwas, was wir Gott vorweisen könnten, wenn wir unbeirrbar auf unser Recht und unser Vorrecht bestehen, zwanghaft auf ihre Vorteile und Vorzüge schauen, dann will dieses Bild vom Töpfer und Ton auch uns gegenwärtig werden, auf dass Gott auch uns wieder zum Gott wird. Denn Gott erweist seine Beständigkeit dadurch, dass er unsere eigene Gerechtigkeit nicht bestehen lässt. Bestehen wir auf unser Recht, beharren wir auf unsere Vorteile und Vorzüge, gehen wir davon aus, wir hätten ein unverbrüchliches Erstgeburtsrecht, dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir entdecken, dass Gott auf dem Weg ist zu denen, die wir bis jetzt für gottlos gehalten haben. Es dürfte uns dann nicht wundern, dass dieser Gott Recht schafft, wo noch kein Recht ist, und dass die Betroffenen ihre neue Gerechtigkeit an Jesus Christus erkennen. Israel ist dabei ein warnendes Beispiel und Zeichen

der Hoffnung zugleich: Heute mag es uns allem Anschein nach wie ein Esau, ein Pharao, ein Gefäß ohne Ehre vorkommen, aber können wir, die wir Gottes Gnade erfahren haben, je ausschließen, oder müssen wir es gerade annehmen und darauf hoffen, dass Gott auf dem Weg zu seinem Volk Israel ist, dass Gott auch dem Menschen, der vor lauter eigener Gerechtigkeit gottlos geworden ist, wieder zum Gott werden will? Paulus schließt es nicht aus. Wie hat er abschließend geschrieben: Gott hat alle eingeschlossen in den Ungehorsam, damit er sich aller erbarme.

O Welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit« (11,32-33.36).

Amen.

EIN SCHLUSSWORT, ZUGLEICH CANTUS FIRMUS BIBLISCHER GOTTESREDE

ANDACHT ÜBER JEREMIA 31,3¹

KARIN BORNKAMM

³Der HERR ist mir erschienen von ferne: Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.

Beim Nachdenken darüber, mit welchem Text wir unsere gemeinsame Tagung beschließen könnten und jeder wieder seinen Weg nach Hause einschlagen dürfte, setzte sich bei mir hartnäckig eine Zusage im Namen Gottes fest – eine Zusage, die ursprünglich an Israel gerichtet ist, die aber jedem gilt, der sie sich im Namen Gottes sagen lässt. Sie ist uns allen gleichermaßen vertraut, auch wenn sie sich für jeden von uns in seinem Leben anders entfaltet und bewahrheitet hat und jeden auch heute wieder auf je seinem Wege begleitet. Wir hören sie aus dem Munde Jeremias: So spricht der Herr: »Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.« Welch ´ ein Ton wird hier angeschlagen! Mit welcher Unbekümmertheit wird hier von Gottes Liebe gesprochen! Es ist dasselbe Wort, das die Liebe zwischen Menschen zum Ausdruck bringt, zwischen Freunden, zwischen Mann und Frau, und das von Gott her gegeben ist; »immer schon«, »von Ewigkeit her geliebt« heißt es im Urtext, »je und je« übersetzt Luther. Die Bibel trägt keine Bedenken, in so unverhüllter Sprache von Gott zu sprechen. Sie redet von Gottes Liebe auf die ausdrucksstärkste, bewegendste, menschlichste Weise. Sie spricht von dem Mann, der seiner untreu gewordenen Frau nachgeht, von dem Bräutigam, der seine Braut zu sich nimmt, von der Mutter, die ihr

1 Gehalten anlässlich der Tagung der Luther-Akademie Sondershausen-Ratzeburg e. V. im Dom zu Ratzeburg am 9. Oktober 2010.

Kind tröstet, die »nicht vergessen kann den Sohn ihres Leibes«. Im Namen Gottes wird uns das gesagt, mit dem Gewicht der Ewigkeit, als endgültige, durch nichts zu erschütternde Zusage, denn: »je und je habe ich dich geliebt.« Ein solcher Ton berührt unser Leben in der Tiefe. Von ihm leben wir. Ein Kind, dem eine solche Zusage vorenthalten wird, trägt einen Schaden für sein Leben davon. Und unter uns Erwachsenen ist es ja nicht anders. Die bezwingende und verlässliche Zusage eines ändern – wie kann sie unser Leben verwandeln! Begegnet sie uns, so breitet sich über unser Leben ein anderes Licht. Helligkeit und Wärme durchdringen dann den Tag. Alles bekommt ein neues Gesicht. In solchen Erfahrungen kommt unsere Selbstbestimmung an ihre Grenze. Wie uns zumute ist, haben wir nicht in der Hand. Hier sind wir abhängig von dem, was unser Herz trifft und unserm Leben seine innerste Tonart gibt. Hier will unser Text uns erreichen mit der Zusage, dass uns von Gott her unverbrüchliche Liebe zugewandt ist. Wo das gehört wird, wandelt sich das Grundgefühl unseres Lebens und unsere gewohnten Maßstäbe verschieben sich. Dann kann es heißen: »Mancher ist arm bei seinem Reichtum, und mancher ist reich bei seiner Armut.« – »Als die Traurigen und doch allezeit fröhlich, als die Sterbenden und siehe, wir leben, als die nichts haben und die doch alles haben.« – »Ich habe dich je und je geliebt.« Das ist das Lebensgeheimnis des Glaubens. Und es ist zugleich der große Einspruch gegen das Lebensgefühl unserer Zeit, das überall präsent ist. Es gehört ja fast zum guten Ton, sich in Resignation zu hüllen und auf Erfüllung und Sinngebung unseres Lebens zu verzichten, Zynismus zu zeigen bei der Betrachtung der politischen Szene, der großen wie der kleinen, in Aktionismus auszuweichen, der dann wieder in Enttäuschung landet. Wir brauchen nicht weit zu gehen, bis wir das alles finden. Überall ist es vorhanden, auch in der Christenheit, auch in unserm eigenen Herzen. Immer wieder drängt sich die bleibende Wahrheit auf, dass alle anstehenden Probleme schließlich hinauslaufen auf die Frage nach dem Menschen, nach uns. Was geht von uns aus? Was empfängt die Welt durch uns? An dieser Frage hängt letzten Endes das Schicksal der Welt, unserer Welt, im Großen wie im Kleinen. Sollten wir im Ernst meinen, wir – so wie wir sind – könnten dieses Schicksal meistern? Wir mögen Hilfe von Träumen und Utopien erwarten. Und in der Tat können diese beflügeln und Hilfreiches ausrichten. Doch unsere Welt braucht mehr als ein vorgreifendes Überspringen unserer gegenwärtigen Wirklichkeit. Sie braucht nichts dringlicher als im Hier und Heute den Menschen, wie Gott ihn gemeint

hat, den Menschen, der das lebt, was wir als unabdingbar erkennen: Besonnenheit und Tapferkeit, Einwilligung in den erforderlichen Verzicht, Geduld, königliche Freiheit zum Dienst, getroste Bereitschaft zum Loslassen und Sterben. Dies alles bringen wir nicht einfach aus uns selbst hervor, auch nicht im Vorgriff auf die erträumte Utopie. Es genügt nicht, wie vor einigen Jahren siegesgewiss zu singen: »Wir träumen einen Traum und schenken ihm das Leben, wir träumen einen Traum und machen uns die Welt.« Diese Welt wird dann auch danach, nämlich nach uns. Da ist es dann kein Wunder, dass wir heute immer wieder neben irrealer Hoffnung und ungeduldigem Aktionismus auf enttäuschte Resignation stoßen und auf Rückzug in das immer zerbrechlicher werdende private Glück.

Unser Text redet anders. Er spricht von Gott, der uns zu sich zieht, ja, der uns immer schon zu sich gezogen hat. Wäre das nicht so, dann wäre keiner von uns heute hier. Tage wie diese können es uns wieder einmal vor Augen stellen, dass Gott uns immer wieder findet, ehe wir ihn suchen, dass er zu uns kommt, ehe wir nach ihm fragen. Es können kleine Widerfahrnisse sein, die zu uns sprechen. Eine Liedstrophe begegnet uns neu, ein Spruch tritt wieder in unser Gedächtnis, ein Wiedersehen bringt verstummte Saiten zum Klingen – wohlthuende Anteilnahme belebt uns. Oder unser Blick wird wieder einmal neu auf Christus eingestellt: auf das wehrlose Kind, das als Erfüllung der Liebe in diese Welt gegeben ist, in diese mit Blut besudelte, vom Jammer geschüttelte, in Schuld erstickende Welt. Oder ein Kruzifixus, wie er uns in diesem Raum wieder so eindringlich ins Bewusstsein gerückt wird, zeigt uns wieder einmal, wie anstößig zwischen allen Religionen ein christlicher Altar aussieht oder eine christliche Kirche: Nicht ein leidensfreier Gott ist uns bleibend vor Augen gestellt, sondern die Gestalt eines dem Leiden anheimgegebenen Menschen – als Inbegriff der uns suchenden Liebe Gottes, als ewiges Unterpfand der Versöhnung und des Friedens mit Gott.

Hier kommt das Alte Testament an seine Grenze. Wir hören in ihm recht Unterschiedliches über das, was dem Volk Israel in schwerer Zeit in Aussicht gestellt wird und was es von Gott erwartet. Auch Jeremia entwirft im Zusammenhang unseres Textes ein sehr vielfältiges Bild der verheißenen göttlichen Gaben: Tröstung und Nähe Gottes, doch zugleich die Erfüllung seiner Wünsche und große Güter dieser Erde. Israel soll wieder zusammenströmen aus der Verbannung; es soll wieder in Fülle haben Getreide, Most, Öl, Schafe und Rinder. Zuflucht soll es sein für die Bedürftigen, Sammelort für alle Völker. Land, Nachkommen,

Schutz vor Feinden, Heimkehr, Wohlstand – Welch reiche Vision! Doch ist wirklich dies der Inbegriff dessen, was es heißt, zu Gott gezogen zu werden? In Christus ist uns das nicht verheißen. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Und wenn Gott uns zu sich zieht, versetzt er uns nicht in die Erwartung einer glücklichen irdischen Zukunft am Ende der Zeiten. In Christus ist uns mehr und anderes geschenkt. Sein Reich ist immer schon gegenwärtig, wenn auch unter angefochtener Gestalt. Es steht jedem offen, der sich im Namen Christi auf Gott einlässt, in jeder geschichtlichen Situation und unter jeder nur denkbaren Lebensbedingung. Hier gibt es kein Früher oder Später. Auf Christus gesehen stirbt keiner vor der Zeit der Erfüllung. Jeremia hat es in seinem eigenen Leben erfahren, was es heißt, wenn Gott einen Menschen zu sich zieht. Es war ein Leben voller innerer und äußerer Not. Wir hören, wie er vor Gott klagt: »Warum währt doch mein Leiden so lange? Du bist mir geworden wie ein Born, der nicht mehr quellen will.« Und wir hören die Antwort, aus der er lebt: »Wo du dich zu mir hältst, will ich mich zu dir halten. Ich bin bei dir, dass ich dir helfe und dich errette.« (Jer 15, 18-20) Hier wird uns ein Blick erlaubt in das Innerste seines Lebens, seine Geschichte mit Gott. »Ich habe dich zu mir gezogen« – das ist ein lebenslanges, sehr verborgenes Geschehen. Es ist wie das Bleiben in einer Liebe, die ja auch stirbt, wenn sie nicht lebenslang immer neu in Anspruch genommen wird. Wer sich so auf das innere Lebensgespräch mit Gott einlässt, der erfährt es: Die unterschiedlichsten Gegebenheiten seines Lebens können dazu dienen, ihn zu Gott zu bringen und bei ihm festzuhalten. Indem wir angehalten werden, alles vor Gott und mit ihm zu durchleben, werden wir im tiefsten zu Recht gebracht. Was ins Gebet gefasst wird, kann uns nicht mehr ganz zerstören.

Ja, es kann sogar verwandelt werden in eine Kraft der Geduld und Barmherzigkeit, die unser und anderes Leben zu heilen vermag – wie bruchstückhaft auch immer. Wo ein Leben von der Liebe Gottes zu Recht gebracht wird, da kann es nicht ausbleiben, dass Licht und Wärme von ihm ausgehen, Kraft und Tröstung, Mut, Klarheit und Opferwilligkeit. Damit wird auch unserer Welt zuteil, was sie sich von sich aus nicht geben kann und was doch ihre einzige Rettung ist. Auch uns ist es zugesagt: »Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.« Welch ein Ton wird hier angeschlagen!

Amen.

II.

JESUS CHRISTUS: GOTT FÜR UNS

EIN ZUGANG VOM ALTEN TESTAMENT HER ZUR ZENTRALEN BOTSCHAFT VON DER MENSCHWERDUNG GOTTES

PREDIGT ÜBER 2. MOSE 3,1-14

MAXIMILIAN SCHMID-LORCH

¹Mose aber hütete die Schafe Jitros, seines Schwiegervaters, des Priesters in Midian, und trieb die Schafe über die Wüste hinaus und kam an den Berg Gottes, den Horeb. ²Und der Engel des HERRN erschien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Dornbusch. Und er sah, dass der Busch im Feuer brannte und doch nicht verzehrt wurde. ³Da sprach er: Ich will hingehen und diese wundersame Erscheinung be-
sehen, warum der Busch nicht verbrennt. ⁴Als aber der HERR sah, dass er hinging,
um zu sehen, rief Gott ihn aus dem Busch und sprach: Mose, Mose! Er antwortete:
Hier bin ich. ⁵Er sprach: Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe von deinen Füßen;
denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land! ⁶Und er sprach weiter: Ich bin
der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs.
Und Mose verhüllte sein Angesicht; denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen. ⁷Und
der HERR sprach: Ich habe das Elend meines Volks in Ägypten gesehen, und ihr
Geschrei über ihre Bedränger habe ich gehört; ich habe ihre Leiden erkannt. ⁸Und
ich bin herniedergefahren, dass ich sie errette aus der Ägypter Hand und sie aus
diesem Lande hinaufführe in ein gutes und weites Land, in ein Land, darin Milch
und Honig fließt, in das Gebiet der Kanaaniter, Hetiter, Amoriter, Perisiter, Hiwiter
und Jebusiter. ⁹Weil denn nun das Geschrei der Israeliten vor mich gekommen ist
und ich dazu ihre Drangsal gesehen habe, wie die Ägypter sie bedrängen, ¹⁰so geh
nun hin. Ich will dich zum Pharao senden, damit du mein Volk, die Israeliten, aus

Ägypten führst. ¹¹Mose sprach zu Gott: Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehe und führe die Israeliten aus Ägypten? ¹²Er sprach: Ich will mit dir sein. Und das soll dir das Zeichen sein, dass ich dich gesandt habe: Wenn du mein Volk aus Ägypten geführt hast, werdet ihr Gott dienen auf diesem Berge. ¹³Mose sprach zu Gott: Siehe, wenn ich zu den Israeliten komme und spreche zu ihnen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt!, und sie mir sagen werden: Wie ist sein Name? Was soll ich ihnen sagen? ¹⁴Gott sprach zu Mose: Ich werde sein, der ich sein werde. Und sprach: So sollst du zu den Israeliten sagen: »Ich werde sein«, der hat mich zu euch gesandt.«

Liebe Gemeinde,

die Geschichte vom ›brennenden Dornbusch‹ ist uns wohl vertraut. Als Christinnen und Christen kennen wir sie von klein auf aus Kinderbibel, Kinderkirche und so weiter. Sie ist sicherlich eine der bekanntesten Bibelgeschichten. In Kunst und Kultur hat sie vielfach die Phantasie angeregt.

Das liegt nicht zuletzt an der Faszination jener ›wundersamen Erscheinung‹, von der da die Rede ist. Sie schlägt uns genauso in ihren Bann, wie sie es mit Mose tut. Darum wollen wir es heute Mose gleichtun und ihm nachsprechen: »Ich will hingehen und die wundersame Erscheinung besehen, warum der Busch nicht verbrennt.« (Ex 3,3)

Das Wundersame an dieser Erscheinung ist damit auch schon auf den Punkt gebracht: Der Busch brennt und verbrennt doch nicht. Feuer und trockenes Dornengehölz vertragen sich eigentlich nicht. Wo das eine ist, da kann das andere nicht bleiben. Das ist schlichtes Alltagswissen. Das weiß jedes Kind, das einmal einen Zweig ins Lagerfeuer geschoben und gesehen hat, wie die Flammen das Holz fressen. Eine Selbstverständlichkeit: Feuer und Gehölz – das geht nicht zusammen.

Das ist so, wie wir uns das immer wieder bei Gott und Mensch vorstellen: Gott thront hoch erhaben im Himmel. Er residiert auf der sprichwörtlichen ›Wolke 7‹. Du aber, Mensch, bist unten auf der Erde. Gott ist ewig, gerecht und gut. Du, Mensch, bist gefangen in Sterben, Schuld und Scheitern. Das passt genauso wenig zusammen wie Feuer und Holz: Wo das Feuer ist, kann das Gehölz nicht bleiben. Vor Gott kannst du, Mensch, nicht bestehen. - Was hat es da zu bedeuten, dass dieser Dornbusch brennt, ohne zu verbrennen?

Geheimnisvoll ist diese Geschichte, wie es so viele der biblischen Geschichten sind. Ich als Christ glaube, dass diese geheimnisvollen Geschichten alle auf das große Geheimnis hinweisen: auf Jesus Christus. Frei nach Martin Luther: »Was sollte den in den Schriften noch Größeres verborgen bleiben, nachdem der Stein von der Tür des Grabes weggerollt ist, nachdem das größte Geheimnis offenbar gemacht ist? Christus, Gottes Sohn, ist Mensch geworden. Christus hat für uns gelitten. Christus ist Herr in Ewigkeit.«

Ich möchte es darum wagen, im Blick auf dieses größte Geheimnis »die wundersame Erscheinung«, mit der wir es hier zu tun haben, zu deuten. Ich verstehe sie als ein Zeichen. Sie ist für mich ein Hinweisschild auf jene eine Person, in der Gott und Mensch ganz beieinander sind: Jesus. Das ewige Feuer der Gottheit und das zerbrechliche Holz, aus dem wir Menschen geschnitzt sind – in Jesus ist beides ganz und gar vereint. Der brennende Dornbusch, der nicht verbrennt, ist mir ein Zeichen für den Gott, der in Sandalen über den staubigen Boden von Galiläa schlappt.

Die Konsequenz ist für uns: »Ziehe deine Schuhe von den Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land!« (Ex 3,5b) Unter den Füßen des Gottmenschen wird unser Erdenleben, wird unsere gottlose Menschenwelt, zu heiligem Boden. Moses, von dem der Predigttext erzählt, ist ein Beispiel hierfür. Der Wüstenboden war sein Exil, in das er als gesuchter Totschläger sich aus Furcht vor der Justiz abgesetzt hatte. Ausgerechnet hier erscheint ihm Gott!

Um noch ein Beispiel aus unserer Zeit zu nehmen, will ich von dem Amerikaner Chad Bird erzählen. Er war ein vielversprechender junger Theologe gewesen, Professor für Altes Testament. Dann ging alles in die Brüche: Er hatte eine Affäre, wurde schuldig. Seine Frau verließ ihn, nahm die Kinder mit. Seine Arbeitsstelle und seinen Ruf verlor er ebenfalls. Weil man nun als Theologe nicht eben viel Auswahl hat, nahm er einen Job als Kurierfahrer an. Dann geschieht Folgendes: Eines Nachts steckt sein LKW in Texas im Dreck; er kommt nicht vorwärts. Diese Situation ist ein Bild für sein Leben. Während er auf den Pannendienst wartet, kreisen seine Gedanken. Auf dem Armaturenbrett liegt eine Ausgabe der Psalmen des Alten Testaments. Er nimmt sie und blättert darin herum. Es ist kalt im Fahrerhaus. Der Geruch von Matsch und Diesel liegt in der Luft.

Chad beginnt die Psalmen laut zu lesen, liest die vielen Worte der Klage und des Elends.

Er liest sie als seine eigenen Worte: Worte eines schuldigen, gebrochenen Menschen. Er trägt sie auf seiner Zunge Doch als er sie hört, da sind es die Worte eines anderen geworden. Er hört sie als Worte des leidenden Jesus Christus, der seinen Schrei und seine Gebrochenheit teilt.

Chad schreibt im Blick auf diesen Moment: »Der Sohn Gottes ist herunter gekommen in diese Welt voller Matsch und Müll, wo gebrochene Gestalten um Hilfe flehen. Er ist da. [...] Ein Gott, der es nicht scheut, sich mit einer Bande von Gescheiterten abzugeben, wie wir es sind. Ein Gott, der sich in die Tiefe unseres Menschseins begeben hat und gerade dabei ganz Gott ist.«

Bleibt noch die Frage: Was macht er da eigentlich, dieser runtergekommene Gott? Die Antwort darauf finde ich in unserem Predigttext: »Ich bin herniedergefahren, dass ich sie errettete« (Ex 3,8a). Jesus Christus, der heruntergekommene Gott, hat sich in die Tiefe unseres Menschseins begeben, um uns – dich und mich – zu erretten. Gott wird Mensch, verbrüdert sich mit uns, verbindet himmlisches Feuer mit dorniger Menschenwirklichkeit, damit uns nichts und niemand mehr von ihm zu trennen vermag.

Ein Theologe hat einmal mit sehr schönen Worten beschrieben, was das für uns bedeutet. Ich möchte sie gerne mit euch teilen: »Wo ich auch bin, ist mir Gott menschlich nahe. Er ist in alle Ewigkeit Mensch. Und der Mensch hat in alle Ewigkeit seine Stelle bei Gott.«

Gott ist herniedergefahren, um uns zu retten, um das Gebrochene heil zu machen. Er erleuchtet das Dornengestrüpp unseres Lebens mit dem Feuer seiner göttlichen Liebe. Er weiht unsere irdischen Tiefen zu Heiligtümern seiner Gnade. Das gilt für Moses, den flüchtigen Totschläger. Das gilt für Chad Bird, den Ehebrecher und gefallenen Theologen. Das gilt auch für dich – egal wie ausgedorrt und dornig dein Leben auch sein mag!

Amen.

EINE BESONDERE WEIHNACHTSPREDIGT

PREDIGT ÜBER PSALM 8

ÚBOMÍR BATKA

¹Ein Psalm Davids, vorzusingen, auf der Gittith. ²HERR, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen, du, den man lobt im Himmel! ³Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen, dass du vertilgest den Feind und den Rachgierigen. ⁴Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: ⁵was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und das Menschenkind, dass du sich seiner annimmst? ⁶Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt. ⁷Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles hast du unter seine Füße getan: ⁸Schafe und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Tiere, ⁹die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meer und was im Meer geht. ¹⁰HERR, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!

Liebe Schwestern und Brüder von Jesus Christus, Kinder Gottes!

Aus Gottes Gnaden treffen wir uns wieder an diesem wunderhaften Abend, der ›heilig‹ genannt wird. Der Dichter H. Hesse sagt in seinem herrlichen Gedicht ›Stufen‹: »Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne.« Von dem Anfang des Heiligabends gilt das tatsächlich und in mehrfacher Weise. Das fühlen nicht nur die Christen so. Heute suchen alle Menschen in diesem Lande das weihnachtliche Wohlsein, die festliche Stimmung, Frieden und Freude. In den letzten Wochen gab es in den Zeitschriften und allen Medien Hunderte von Tipps, wie man dies alles erreichen kann. Die meisten Ratschläge drehen sich ums Essen: traditionelles Essen, ausgefallene neue Rezepte, klassisches Gebäck, Schmankerl aller Art. Den Rest bilden

Tipps für Fitness und Abnehmprogramme während der Feiertage für diejenigen, die (wieder) viel zu viel gegessen haben. Vom Zauber des Winterurlaubs in den Bergen oder in exotischen Reisedestinationen weg von all dem Weihnachtstrubel hat man auch hören können.

Das alles wird zu unübersichtlich und manchmal sogar zu widersprüchlich. Ja, es gibt viele Ratgeber zum Erlangen der Herrlichkeit und viele Ideen, die heute besonders gelobt werden. Das Meiste davon ist aber orientiert an Erwachsenen – vielleicht, weil man die aufrichtige Freude des Kindes verloren hat. Weil man ernst geworden ist oder besorgt oder erfahren und enttäuscht oder man hat keinen Sinn und keine Zeit für den Zauber der Heiligkeit mehr. Eigentlich ist es doch positiv, wenn man zumindest einmal im Jahr danach sucht, wie der Erwachsene wieder feierlich gestimmt werden kann!

Als berufener Pfarrer dieser Kirche will ich auch über Heiligkeit und Zauber dieses Abends sprechen und zwar mit den Worten des achten Psalms. Der Psalmist staunt im fünften Vers: »Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und das Menschenkind, dass du dich seiner annimmst?« Das Geheimnis dieses Abends liegt im Kind. Die Erwachsenen sollen nicht das Kind vergessen: das Kind in der Familie, die Kinder in der Gesellschaft und in der Kirche, das Kind in sich, die wunderbare Kindschaft Gottes. Weihnachten ist zunächst ein Fest des geborenen Kindes Gottes und aller zum Leben geschaffenen und zum geistlichen Leben geborenen Kinder Gottes.

Psalm 8 gehört zu den schönsten im Psalter. Er drückt Gedanken aus, die allen Menschen sehr nahe sind. Die Majestät des Universums und die Zierde der Kleinkinder sprechen alle Menschen an. Viele haben sich in diesem Staunen ertappt. Vielleicht hat sich auch Immanuel Kant mit diesem Psalm inspiriert, als er in seiner »Kritik der praktischen Vernunft« (1788) bekannt hat: »Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.«

Als Theologe will ich diesen Psalm christozentrisch, anthropozentrisch und soteriologisch auslegen.

Zuerst: Wenn man diesen Psalm auf Christus bezieht, so hören wir einen Lobpreis auf das geborene Gotteskind. Der Zauber der Botschaft dieses Abends liegt darin, dass für Gott sich Macht und Schwäche nicht ausschließen! In Jesus Christus ist Gottes Macht in

Schwachheit verhüllt: »Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles hast du unter seine Füße getan« (V. 7) und »Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen, dass du vertilgest den Feind und den Rachgierigen.« (V. 3). Verborgene Macht Gottes im geoffenbarten Menschenkind soll in uns Freudenjubiläum wecken: keine Schwachheit ist so groß, dass in sie Gott nicht hineinkriechen könnte! Keine Kleinigkeit ist so klein, dass darin Gottes Macht nicht inkarniert werden könnte (Jes 9,5). Gott ist in Christus gekommen, um die Gottes- und Menschenfeinde zu überwinden. Gott gebraucht kein Schwert und kein Blutvergießen, um Frieden zu stiften. Im Kind Jesus wird die Macht der Liebe sichtbar. Der allmächtige Gott, der zehn Ägyptenstrafen gibt, gibt den Menschen ein Neues Testament in einem ohnmächtigen Kind. Dadurch wird er die Feinde versöhnen und in seine Freunde wandeln. (Röm 5,1-11). Mit seiner Macht will er die Sünder nicht vernichten, sondern zu neuem geistlichem Leben wecken. Er will nicht gegen uns sein, sondern mit uns sein: Emmanuel Jesus – Gott mit uns. (Mt 7). Er will nicht über uns gewinnen, er will uns gewinnen! Er will uns nicht brechen, sondern aufrichten und stärken. Man kann diesen Psalm in der Christusperson lesen. Es geht um seine Ehre und Würde: »Du hast Christus wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt. Du hast Christus zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles hast du unter seine Füße getan.« Welch ' Geschenk der Weihnacht: Der Herr, das Kind geworden ist! Der Sohn, der zum Herrscher erhoben wurde. (Jes 11). »Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!« (V. 10). Diese Gedanken verwundern jeden, der bereit ist, darüber tiefer nachzudenken. Lasst uns verzaubert sein von der Liebe Gottes, die verborgen im Stall von Bethlehem liegt. Lasst uns die Stimmung der Weihnacht im Wunder des Paradoxen entdecken. Lasst uns das Gotteskind im Zentrum unseres geistlichen Lebens über Weihnachten hinaus behalten.

Zweitens: Psalm 8 redet über die Welt, die Kinder und den Himmel, die Gott geschaffen hat. Im Zentrum der schönen Schöpfung Gottes liegt weder die Sonne, noch die Erde, weder der Himmel, noch ein Schwarzes Loch, sondern ein Kind. »Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet. Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und das Menschenkind, dass du dich seiner annimmst?« (V. 4-5).

Himmelskörper und das geborene Kind – diese Motive verbindet auch das Weihnachtsevangelium – Paradox des Unendlichen und zugleich des absolut Angewiesenen. Es ist nicht in unserer Macht, die Komplexität des sich entfaltenden und heranwachsenden Lebens, den Zusammenhalt der Atome und Energie im Weltall zu begreifen, geschweige denn zu konstruieren, zusammzusetzen, zusammenzulegen. Martin Luther sah in der Geburt des Kindes Gottes Hände wirken. Im Menschen können wir (mit Oswald Bayer) die »unauflöbliche Verschränkung von elementarer Angewiesenheit und zugesprochener Herrscherwürde« sehen.

Der Zauber geht noch weiter, nicht nur in der Faktizität des Vorhandenseins. Das, was von Anfang an für den Menschen bestimmt wurde, wird am Heiligen Abend restauriert. So kann dieser Psalm auch in der Ich-Person gelesen werden: »was bin ich, dass du meiner gedenkst, und mich annimmst? Du hast mich wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du mich gekrönt. Du hast mich zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles hast du unter meine Füße getan.« Der Zauber der Kindschaft Gottes liegt darin, dass alle Menschen – auch die Kleinsten – ein Antlitz der Ehre Gottes sein dürfen. Ein Kind ist kein Zufall, sondern etwas ganz Besonderes und deswegen liebenswürdig und zentral. Es ist gut, wenn wir uns dessen an diesem Abend ganz bewusst sind. Wir haben uns in unseren Familien viele Gedanken gemacht, was wir ihnen heute wohl schenken wollen. Lasset uns, liebe Schwestern und Brüder, über Weihnachten hinaus eine Kultur des Kindes bauen, worin die Erwachsenen die Liebe gegenüber Kindern voranstellen.

Drittens: Man kann diesen Psalm auch soteriologisch auf die Gläubigen beziehen. Wenn man den Psalm genau betrachtet, ist die Hauptpointe nicht nur Lob des Menschen, sondern eigentlich Lob Gottes: »Gott: wie prächtig, groß, vortrefflich ist Dein Name in allen Landen!« (V. 2). Gott hat viele Namen. Gott ist alles, was Gutes werden kann. Sein Name ist wie eine gute Verheißung, eine gute Predigt, durch die er gepriesen, geglaubt, erkannt, gehofft, geliebt, gefürchtet wird. Er allein hat einen solchen Namen und kein Mensch. Das heißt zunächst: kein Mensch ist wie der Herr. Und dennoch! Der Zauber der Heiligen Nacht liegt im Paradox, dass das, was nicht so ist wie der Herr, mir höchster Zierde geschmückt wird. Das Gotteskind ist Mensch geworden, um die Menschenkinder zu Gotteskindern zu machen. (Jes 14,6). Kein Christ ist gerecht durch seine Gerechtigkeit, sondern in der Gerechtigkeit Jesu Christi. Christus wird zwar vor den Menschen in der Betlehems-Geburt seiner Herrlichkeit

beraubt. Aber dadurch zeigt er uns den Weg zur himmlischen Gerechtigkeit. Obwohl Gottes Kind ist es trotzdem angewiesen. Obwohl gläubig ist das Kind trotzdem schwach und erleidet alles. Obwohl er Herr ist, rächt er sich nicht. Obwohl mächtig erwartet er trotzdem Gottes Hilfe. Dem (Christen-)Menschen bleibt nichts als Glaube und Hoffnung, die Gerechtigkeit Gottes zu erwarten. Das Bild des Kindes uns zeigt die tiefe Dimension der Beziehung zu Gott: angewiesen zu sein und angewiesen bleiben zu wollen. Gott ist der Herr und dadurch zugleich unser Herrscher.

Im Psalm 8 ist nicht nur der Gedanke der Kindschaft Gottes ausgedrückt, sondern auch die Art und Weise, wie sich diese Kindschaft äußert: mit dem Lob und der Verkündigung: »Aus dem Munde der jungen Kinder ...«. (V. 3). Es sind die Formen des Gebetes, des Dankes, des Lobes, aber auch der Klage, die Grundformen, des Lebens, des Glaubens. Ja, das hört sich auch so weihnachtlich an: »Und das habt zum Zeichen: ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in seiner Krippe liegen: Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: »Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!« (Lk 2,12-14). Gott sucht und hat keinen anderen Ruhm auf Erden als den Ruhm, den ihm seine Kinder bereiten. Die Schwachen, die sein Lob predigen. (Lk 1,46-47).

Man kann diesen Psalm also auch soteriologisch lesen: »Aus dem Munde der Gläubigen hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen, dass du vertilgest den Feind und den Rachgierigen. Was ist der Gläubige, dass du seiner gedenkst, und dass du sich seiner annimmst? Du hast den Gläubigen wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles hast du unter seine Füße getan.«

In diesem Sinne, wünsche ich Allen ein frohes Weihnachtsfest: als Kinder Gottes, die von ihm auf wundersame Weise geschaffen worden sind, als diejenigen, die in dem Gotteskind aus Bethlehem ihren Friedensfürst erkannt haben und die heute im Jubelgesang Gott rühmen. Welch' ein Zauber der Hochheiligen Nacht, ein Zauber für die Kleinen und Großen, für die Kinder und Erwachsenen!

Amen.

DER MENSCHENSOHN, DER DAS VERLORENE SUCHT

ANDACHT ZU LUKAS 19,1-10

MAXIMILIAN ROSIN

¹Und er zog hinein und ging durch Jericho. ²Und siehe, da war ein Mann, genannt Zachäus, der war ein Oberster der Zöllner und war reich. ³Und er begehrte Jesus zu sehen, wer er wäre, und konnte nicht vor dem Volk; denn er war klein von Person. ⁴Und er lief voraus und stieg auf einen Maulbeerbaum, auf dass er ihn sähe: denn allda sollte er durchkommen. ⁵Und als Jesus kam an die Stätte, sah er auf und ward sein gewahr und sprach zu ihm: Zachäus, steig eilend hernieder; denn ich muss heute in deinem Hause einkehren! ⁶Und er stieg eilend hernieder und nahm ihn auf mit Freuden. ⁷Da sie das sahen, murrten sie alle, dass er bei einem Sünder einkehrte. ⁸Zachäus aber trat dar und sprach zu dem HERRN: Siehe, HERR, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder. ⁹Jesus aber sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, sintemal er auch Abrahams Sohn ist. ¹⁰Denn des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

Zachäus, wo bist du? Zunächst ist Zachäus in Jericho, das weltberühmt ist durch eine umwerfende Blaskapelle und eine gottesfürchtige Prostituierte. Es heißt, er wäre ein Zöllner gewesen, der Jesus sehen wollte – aber er fühlte sich zu niedrig, um ihn auf Augenhöhe zu begegnen. So steigt Zachäus auf einen knorrigen, weit verästelten Maulbeerfeigenbaum, um diesen Jesus zu sehen, von dem er schon so viel gehört hat. Ähnlich ergeht es auch geraume Zeit später einem jungen Mönch, den Gott ebenso fragt: Martin, wo bist du? Zunächst

ist Martin in Wittenberg, das in naher Zukunft durch ihn weltberühmt sein sollte – den Theologen, dessen Hammerschläge bis heute durch die Kirche hallen. Es heißt, er wäre ein Augustiner-Eremit gewesen, der Gott erkennen wollte – aber er fühlte sich zu niedrig, um dessen würdig zu sein und ihm zu gefallen. So denkt Martin in der knorrigen, weit verästelten Scholastik, um Gott zu erkennen, von dem er schon so viel gehört hat.

Zurück zu unserem kleinen Zöllner: Er sitzt im Baum und unmittelbar erkennt er Gott durch Jesus, der ihn sogleich anspricht: Komm schnell herunter. So steigt Zachäus nun schnell herunter, denn Jesus muss bei ihm zu Gast sein und so ergreift der Zöllner die ihm dargebotene Verheißung. Dass sich hier etwas Greifbares ereignet, begreift Zachäus sofort, denn Jesus sagt nicht: Werde zunächst so und so, tu dies und das und dann wirst du vielleicht den Saum meines Gewandes berühren dürfen – Nein! Sondern: Ich muss in dein Haus einkehren, gerade weil du ein Sünder bist. So geschieht es auch bei Martin: Er sitzt in seinem Studierzimmer und sieht unmittelbar Gott durch Jesus, der ihn anspricht: Der Gerechte wird aus Glauben leben – und er begreift auf einmal das Evangelium. Dass hier wirklich Gott zu ihm spricht, der sich ihm selbst mitteilt, versteht Martin, ohne sich darüber den Kopf zu zerbrechen, denn es heißt nicht: Werde zunächst so und so, tu dies und das und dann werde ich dir vielleicht einen passablen theologischen Einfall schenken – Nein! Sondern: Ich muss selbst in dein Denken einkehren, gerade weil du ein Theologe bist.

In Jericho hat sich derweil eine große Meute ausgehungerter Nachfolger in Jesus-Latschen in der Villa des Zachäus eingefunden und feiert dort ausgelassen, während der Gastgeber einen Wein nach dem anderen nachschenkt. Zuvor hatten sich seine Kollegen maßlos darüber aufgeregt, dass Zachäus allein Jesus bewirtet und dieser ausgerechnet bei ihm einkehren wollte. Doch weil Gott selbst bei diesem Gastmahl anwesend ist, zeigt sich dort der Frieden, den nur er geben kann: Der Glaube an Jesus verändert Zachäus und macht ihn zu einem neuen Menschen, der in der Freiheit des Evangeliums lebt. Indes gerät in Wittenberg die Sache der Kirchenreform etwas außer Kontrolle. Nachdem der Mönch Martin anfangs, Gott neu zu denken, versuchte dies plötzlich jedermann – mehr oder minder erfolgreich. Zuvor hatten sich seine Kollegen ebenso maßlos darüber aufgeregt, dass Martin allein das Evangelium neu verstanden haben wollte als im Glauben zu ergreifende Verheißung. Doch weil Gott selbst an dieser Reformation, dem buntesten Gastmahl der Christenheit, wirkt,

zeigt sich hierin ein Schimmer seiner Herrlichkeit: Der neu erlangte Glaube an Jesus läutert Martin von selbstbezogener Frömmigkeit und befreit ihn zu einer klaren Sicht auf die Welt aus dem Evangelium heraus.

Unser Zöllner reagiert auf seine neu gewonnene Gottesbeziehung mit Großzügigkeit und praktischer Nächstenliebe gegenüber den Armen und Wiedergutmachung an denen, die unter ihm zu leiden hatten. Durch die Begegnung mit Jesus kann er gar nicht anders, als sein Leben nunmehr voller Freude am Guten auszurichten, und er wird so daran erinnert, wer er eigentlich ist: Ein Sohn Abrahams, der aus der Verheißung Gottes heraus leben darf. Darin besteht das Heil, dass er sich nicht selbst zusprechen kann. Zurück in Wittenberg versteht auch Martin, dass es auf Gott selbst und die von ihm ausgehende Kraft der Versöhnung ankommt, und er als *primus inter reformatores* nunmehr keine besseren anstelle der guten Werke von den Glaubenden fordern konnte. In der Rückbesinnung auf ihn und das Vertrauen auf das von ihm so vehement herausgestellte Handeln Gottes an ihm, versteht die Kirche, wer sie eigentlich ist: Ein Geschöpf des Wortes, das aus der Verheißung Gottes heraus leben darf. Darin besteht das Heil, das man sich nicht selbst zusprechen kann.

»Denn der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.« Seit Zachäus können wir darauf vertrauen, dass Gott schon da ist, wenn wir ihn suchen und zu verstehen ergründen. Seit Martin wissen wir wieder, dass seine Verheißung wahr ist und er sich uns in Wort und Sakrament selbst schenken möchte. Er ist schon da und streckt uns seine Hand aus, auf dass wir sie ergreifen, um das Heil zu erfahren und zu erleben, was nur er selbst uns geben kann. So holt uns Gott aus unseren ganz persönlichen verknöcherten Ästen heraus, in denen wir uns vor ihm verstecken. Lassen wir ihn wie Zachäus einkehren! Lassen wir ihn wie Martin unser Herz und unseren Verstand erleuchten! Lasst uns voller Freude in dieser Verheißung leben und uns immer wieder neu darauf besinnen, dass über unserem Leben geschrieben steht: »Das ist gewisslich wahr und ein teuer wertenes Wort: Christus Jesus ist in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen, unter denen *ich* der erste bin.«

Amen.

SEHSCHULE DES GLAUBENS. DIE EHERNE SCHLANGE ALS PRÄFIGURATION DES GEKREUZIGTEN

PREDIGT ÜBER 4. MOSE 24,4-9

MICHAEL PLATHOW

⁴Es sagt der Hörer göttlicher Rede, der des Allmächtigen Offenbarung sieht, dem die Augen geöffnet werden, wenn er niederkniet: ⁵Wie fein sind deine Zelte, Jakob, und deine Wohnungen, Israel! ⁶Wie die Täler, die sich ausbreiten, wie die Gärten an den Wassern, wie die Aloebäume, die der HERR pflanzt, wie die Zedern an den Wassern. ⁷Sein Eimer fließt von Wasser über, und seine Saat hat Wasser die Fülle. Sein König wird höher werden als Agag, und sein Reich wird erhoben werden. ⁸Gott, der sie aus Ägypten geführt hat, ist für sie wie das Horn des Wildstiers. Er wird die Völker, seine Verfolger, auffressen und ihre Gebeine zermalmen und mit seinen Pfeilen zerschmettern. ⁹Er hat sich hingestreckt, sich niedergelegt wie ein Löwe und wie ein junger Löwe – wer will ihn aufstören? Gesegnet sei, wer dich segnet, und verflucht, wer dich verflucht!

Liebe Gemeinde!

Eine ungemein spannende biblische Geschichte wird hier berichtet. Im Neuen Testament wird sie vom Evangelisten Johannes neu erzählt. Heute spiegelt sie unsere Geschichte wider, indem sie uns mit auf den Weg der Exodusleute nimmt. Doch hören wir.

WÜSTENWANDERUNG

Es ist nun fast geschafft. Das Ende der vierzigjährigen Wüstenwanderung ist nah. Das Volk steht kurz vor dem Ziel, dem verheißenen Land. Immer wieder hatten sie erlebt Sorge um Essen und Trinken sowie Gottes Fürsorge durch tägliches Manna und frisches Wasser, Lebensmittel für den heutigen Tag. Aber dennoch: Die Wanderung war zu lang geworden. Viele waren schon gestorben, auch Mirjam, die Schwester des Mose. Viele hatten anstrengende Strapazen oder eigensinnige Wege der Selbstsorge oder der gescheiterte Aufruhr gegen Mose dahingerafft. Der Weg durch die Negev-Wüste ist voller Beschwerden, ein Leben in Extremen: glühende Hitze am Tag und bittere Kälte bei Nacht, das Gefühl befreiender Weite und das Erschrecken vor Einsamkeit und Stille. Und nun kurz vor dem verheißenen Ziel noch der weite Umweg um das Gebiet der Edomiter. Da bricht heraus die angestaute Verdrossenheit, der Unmut und auch der Kleinmut. Sie schimpfen, sie empören sich. Warum?. Sie murren und suchen die Schuldigen. In seelischer Zerrissenheit, Angst und Verzweiflung klagen sie Gott an; das 1. Gebot ist verdrängt. Sie machen Mose für das Elend verantwortlich. »Uns ekelt« – der Ekel am Leben kotzt sie immer wieder an. Hatten sie anfangs Manna als wohl-tätiges Wunder bestaunt, so jammern sie jetzt: »Wer wird uns Fleisch zu essen geben? Wir denken an die Fische, die wir in Ägypten aßen, an die Kürbisse, Melonen, den Lauch, die Zwiebeln, den Knoblauch. Nun aber ist unsere Seele matt, denn unsere Augen sehen nichts als Manna« (4. Mose 11,4-6). Immer nur Manna. Und das verheißene Land, von dem die Kundschafter die Traumtrauben, die idealisierten Früchte utopischer Wünsche mitgebracht haben sollen, entschwindet. Das Bekenntnis »Jahwe hat uns aus Ägypten geführt, um uns zu retten« verkehrt sich in die Verdächtigung »Jahwe hat uns herausgeführt, damit wir in der Wüste sterben«. War in Ägypten nicht alles besser?

Wir kennen solche Zeiten, wo alles engt und ekelt. Sorgen als verfestigte Imaginationen und Projektionen stieren uns an, türmen sich wie Berge auf, lassen nicht schlafen. Wir drehen uns in und um uns selbst zwischen Last und Frust – unzufrieden wie wir sind. Wüstenzeiten sind es, sinnlos, leer. Zuversicht, auch Gott, ist fern. Warum? Wir wissen um die Idealvorstellungen, die utopischen Wünsche, die die Realität des Vorläufigen und Bruchstückhaften vergessen lassen und Sehnsüchte zu projizierten Idolen und Ideologien werden lassen. Aber

unser Weg führt durch Höhen und Tiefen, durch Schuld und Vergebung als Exodusleute im Ruf Gottes zur Umkehr und unter der Verheißung eines neuen Anfangs. Ja, es gibt die Augenblicke, da sehen wir alles, was war und was sein könnte, in einem verklärten Licht. Wir starren im Heute nur auf das, was nicht ist, ohne Hoffnung. Wir können Wesentliches und Unwesentliches nicht unterscheiden. Jeder kennt bisweilen sein Ägypten oder die verlockende Nachricht von modernen Kundschaftern. Da nehmen wir auch nicht mehr wahr, dass Gott Tag für Tag unauffällig verborgen, aber höchst wirksam, da ist, schenkt, begleitet, leitet und hilft.

KEHRE

Da greift Gott ein - gar nicht wie ein lieber Gott. Der Geduldfaden ist gerissen, weil von Menschen abgerissen. Der eiferheilige Gott rückt zurecht. Das nörgelnd larmoyante Murren – unterschieden vom berechtigten Klagen – die ungläubige Skepsis, die eigensinnige Abkehr haben ihn verletzt. Er nimmt uns Menschen als Partner ernst dann, wenn wir uns seinen Wohltaten in Undank verweigern, seine Nähe ausschließen, uns seinen Verheißungen verschließen: wenn wir Gott nicht mehr Gott sein lassen, dessen wir uns versehen können alles Guten und bei dem wir Zuflucht haben in allem Schweren. Der heilige Gott kann von sich stoßen. Gott lässt sich nicht spotten. Und dennoch bleibt sein Zorn nicht das Letzte. Der eiferheilige Gott lässt den Seraphen, jenen – religionsgeschichtlich ungemein interessanten – geflügelten Feuerschlangen, die Gift sprühen, freien Raum. Todbringend vernichten sie Leben und Zusammenleben. Sie repräsentieren die Mächte der Sünde und des Todes, die aus den Abgründen des menschlichen Herzens hervorbrechen. Sie spiegeln wider die Verstrickungen in die Leben zerstörenden und Zukunft verschließenden Kräfte, von uns Menschen gemacht. Ihr Anblick deckt auf. Sie machen sichtbar die Verwundungen, den Riss mit Gott, durch den der Mensch sein Leben mit und vor Gott verwirkt. Der Gott des Lebens und die Sünde (das heißt Verneinung des wahren Lebens) haben nichts gemein. Und der Bruch der Gemeinschaft mit Gott bringt den Tod.

Da besinnen sich Einige. Sie kehren in sich und kehren um. Wir haben gesündigt. Sünde, die kaputte Beziehung zwischen Gott und Mensch erkennen, anerkennen und bekennen

spricht sich aus. Die Nähe Gottes wird gesucht, der Verheißung Gottes sich geöffnet. »Wir haben gesündigt« bekennen die Menschen in der Kehre: der erste Schritt zu Vergebung, zu Heilung und zu wahren Leben in der Gemeinschaft mit Gott und Mitmensch. Vergebung ist auch der erste Schritt zur Heilung der Beziehung in Ehe, zwischen Kollegen und auch zwischen Kirchen und Völkern. Vor mehr als 70 Jahren erklärten Vertreter der ›Evangelischen Kirche in Deutschland‹ in Stuttgart (19. Oktober 1945): »Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben. Nun soll in unseren Kirchen ein neuer Anfang gemacht werden ...«. Die Gemeinschaft mit der weltweiten Christenheit eröffnete sich damit für die ›Evangelische Kirche in Deutschland‹: Zukunft neu. »Wir haben gesündigt«. Zugleich meinen sie, selbst keinen Zugang mehr zu Gott zu haben. Das Reden gegen Gott kann das Reden mit Gott erschweren. Mose soll Mittler, Stellvertreter sein. Und Mose bittet, dass Gott die todbringenden Seraphen wegnehme. Aber der heilige Gott ist kein Automat, der menschlichen Bitten und Wünschen einfach nachkommen müsste. Gott tut nicht schlicht das, was uns als möglich und sinnvoll erscheint. »Er hat viel tausend Weisen, zu retten aus dem Tod« (EG 302,5).

DAS LEBENS-ZEICHEN

Mose bildet auf Geheiß Gottes eine Schlange aus dem Mischmetall Bronze. Eine ambivalente Bedeutung haben Schlangen in der religions- und theologiegeschichtlichen Symbolik. Einerseits verkörpern sie die das Verderben bringenden Mächte des Bösen und des Todes; in der Sündenfallgeschichte der Bibel wird die Schlange von Gott verflucht (Gen 3,14). Andererseits repräsentieren die Schlange Leben und Heilung spendende Kraft; so erfährt die ägyptische Oräusschlange in ihrer aufrecht erhobenen Gestalt Anbetung, wie Ovid in den ›Metamorphosen‹ berichtet (Metamorphosen XV, 653-743). Im Kronenschmuck des Pharaos verleiht sie dem ägyptischen Herrscher göttliche Macht. Tod und Leben verbinden sich im Symbol der Schlange. Diese bronzenen Schlange wird hoch an einer hölzernen Signalstange befestigt. Von Gott verflucht ist, wer am Holz hängt, heißt es im Deuteronomium (Dtn 21,23). Zugleich ist bekannt von Schlangen: Sie häuten sich; altes Leben wird abgestreift. Neues Leben zeigt sich an im Bild der bronzenen Schlange, wie auch der Äskylapstab symbolisiert. »Wer

gebissen wurde und sieht sie an, der soll leben«. Diese bronzene Schlange an der Signalstange wird dem einzelnen und dem ganzen Volk zum alles verändernden Merkzeichen Gottes: zum Mahnmal an die Verstrickung in Schuld und Todverfallenheit und zum Rettungsbild des Lebens und der Zukunft. Aber auf- und hinblicken müssen sie: kein gebannter Blick, sondern befreite und befreiende Sicht neuer Zukunft. Eben nicht um die Nehushtan-Schlange handelt es sich, die als abgöttischer Magiekult aus Ägypten von König Hiskia beseitigt wurde (2. Kön 18,4) entsprechend dem Bilderverbot (Ex 20,4-6; Dtn 5,8-10). Hier lässt Gott kurz vor dem verheißenen Ziel das Rettungsbild und Lebenszeichen errichten. Wer die bronzene Schlange anschaut, der wird leben. Wohl versprühen die geflügelten Seraphen weiter ihr Gift. Aber hier ist das Rettungsbild. Eins ist Not: Aufschauen; der Verheißung Gottes durch Mose sollen sie vertrauen. Wer wie hypnotisiert gebannt auf das Finstere und Todbringende starrt, erleidet nicht nur eine Blickverengung; nein, er lässt das Licht des Lebens nicht aufgehen, das ihm ins Auge fällt. Vertrauend hinschauen auf das Rettungsmahl der bronzenen Schlange, macht offenkundig und lässt erfahren Gottes Leben schenkende Kraft. Dieses Zeichen Gottes bildet sich ein ins Herz, wirkt Leben, eröffnet Zukunft. In gewisser Entsprechung werden Betrachter der Gedenkstätten – etwa das Berliner Holocaustdenkmals oder der ›Stolpersteine‹ – zu Mahnzeichen für beunruhigendes Gedenken und für freundschaftliche Beziehungen mit unseren jüdischen Mitbürgern. Entsprechend fielen und fallen Flüchtlingen und Heimatsuchenden beim Anblick der New Yorker Freiheitsstatue Hoffnung und Zukunft ins Auge und erfüllt ihr Leben neu mit Zuversicht. Mahnmale sind es, die zu rückschauendem Gedenken und vorausschauendem Erleben einladen. Wahrzeichen sind es, die signalisieren, Vergangenheit abzulegen und Zukunft neu zu erfahren.

DAS KREUZ

Wir Exodusleute erkennen auf unseren Wüstenwegen in der bronzenen Schlange als Rettungs- und Lebenszeichen den Hinweis auf den gekreuzigten und auferstandenen Christus. Jesus selbst hat dem Schriftgelehrten Nikodemus in einem Nachtgespräch eröffnet, wo dieses Zeichen zu finden ist: »Wie Mose in der Wüste die Schlange erhöht hat, so muss der Menschensohn erhöht werden, damit alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben. Denn

also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben« (Joh 3,14f). Christi Kreuzigung und Auferstehung wird hier als Erniedrigung und Erhöhung gedeutet. In der Erhöhung Jesu nimmt Gott an der Tiefe von Jesu Sterben und Tod Anteil, ja, er nimmt Jesu Tod in sein Leben hinein. Die Erhöhung Jesu entspricht der Tiefe der Erniedrigung Gottes. Und wer diese »Verschränkung des Todes Jesu am Kreuz mit Gottes Leben anerkennt, wer den Gekreuzigten Herrn Kyrios nennt, ihn mit dem Gottesnamen anredet«, wie Oswald Bayer uns ansprechend Jesus Christus verkündigt (TRE XIX, 777,27-29), der »erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tod, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist« (Phil 2,8f). Gottes Heilsgeschehen wird preisend bekannt, einzig und universal, – der Tod des Todes zum Leben in Zeit und Ewigkeit.

Im Reformationsbild ›Gesetz und Gnade‹ im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg malte Lucas Cranach d. Ä. antitypisch zur bronzenen Schlange im Hintergrund Christus am Kreuz und den Auferstandenen, der nach dem Sündenfallbericht der Schlange den »Kopf zertreten wird«, der die Macht der Sünde und des Todes überwinden wird (Ex 3,15). Jetzt – als unser Mahn- und Rettungszeichen – erweist sich der Gekreuzigte, das Kreuz. Es spiegelt wider, es konfrontiert und deckt auf unsere Verstrickung in Sünde und Tod, die der Gekreuzigte auf sich nahm, eben unser Verweigern der Gemeinschaft mit Gott und unser Verschießen gegen den guten Willen Gottes. In der Auferstehung Jesu Christi als Lebenszeichen von Gott bestätigt wird uns im Glauben der Gekreuzigte zum Vergebung schenkenden Versöhner und Rettung verheißenden Erlöser. Dem, der auf ihn schaut, wird vergeben, und zwar bedingungslos. Wer auf ihn schaut, der wird leben, leben, auch wenn er stirbt. Wer angesehen wird von ihm, erfährt Ansehen vor Gott. Im Kreuz Christi begegnen wir, verborgen unter Gottes Nein zu Sünde und Tod, Gottes Ja zu Leben und Seligkeit: Gottes Liebe als sein eigentliches Wirken und Tun an uns. Denn »Gott hat den, der die Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir Gottes Gerechtigkeit werden in ihm«: der »fröhliche Wechsel und selige Tausch« (2. Kor 5,21), denn »Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung«, wie Martin Luther – mit

dem Apostel Paulus (1. Kor 1,30) – immer wieder das *Wort vom Kreuz* als Wort von der Ver-söhnung verkündigt.

DER BILDAKT

Heute sei auch daran erinnert, dass Entsprechungen zur Sehschule des Glaubens die moderne Bildakttheorie, die Ikonizität, zeigt. Das Bild ist nicht nur Objekt des Betrachters. Das Gemälde, das den subjektiven Blick des Künstlers widerspiegelt, wird nicht nur je nach Geschmack als Objekt ästhetisch beurteilt. Auch findet sich – wie in der Rezeptionsästhetik – der Betrachter als Subjekt nicht nur im Bild wieder, indem er sich mit dem Dargestellten identifiziert. Dem gegenüber gibt das Bild nach der Bildakttheorie zu sehen, macht sichtbar, fällt oder sticht ins Auge, lässt die Augen aufgehen, macht offenkundig, erzeugt Sinn. In kommunikativer Wechselbeziehung setzt das Bild den Betrachter ins Bild: das Widerfahrnis des »springenden Punktes« (Gottfried Boehm), der »Augenblick«, da mich etwas aus dem Bild anblickt, ins Bild setzt, beunruhigt, Neues eröffnet: angesehen sehen, angeschaut anschauen, erkannt erkennen, als Geliebte lieben. Das Bild des Gekreuzigten, in der Auf-erstehung bestätigt, offenbart das Geheimnis der Verborgenheit Gottes im Kreuz Christi.«

SEHSCHULE DES GLAUBENS:

DAS WORT VOM KREUZ FÜR KIRCHE UND GESELLSCHAFT

In der Sehschule des Glaubens nehmen wir Exodusleute das *Wort vom Kreuz* als Gottes liebendes Ja im Nein des Kreuzes wahr. Es ist der Glaube, »der sieht das Gegenteil dessen, was das Auge sieht« (Hans-Joachim Iwand). Die Liebe im Trostwort des Gottes allen Trostes erschließt sich so in finsternen Stunden der Angst und des Todes, wo mit Paul Gerhardt singend gebetet wird:

»Erscheine mir zum Schild, zum Trost in meinem Tod. Und lass mich sehn dein Bilde in deiner Kreuzesnot. Da will ich nach dir blicken, da will ich glaubensvoll dich fest an mein Herz drücken« (EG 85,10).

Unsere Wege führen weiter durch manche Wüstenzonen. Die giftspeienden Seraphen, die Mächte der Sünde und des Todes mit ihren großen und kleinen Brüdern verschwinden nicht. Und mancher stiert so gebannt auf sie, dass er den Blick nicht zu erheben vermag. Aber das Lebenszeichen ist von Gott für uns errichtet. Machen wir einander darauf aufmerksam: achtsam, respektvoll, mitgehend. Gottes Liebe verlässt uns nicht. Sie hat uns schon angeblickt, wenn wir hörend auf das *Wort vom Kreuz* blicken: glaubend sehen, weil Gottes Liebe im auferstandenen Gekreuzigten uns nicht aus den Augen lässt. Und nicht allein, gemeinsam sind wir als Gemeinde und Kirche des Wortes vom Kreuz unterwegs dem verheißenen Ziel entgegen, wie besonders der Hebräerbrief bezeugt. Die Predigt des *Wortes vom Kreuz* schafft den Glauben des Einzelnen und der Gemeinde, ihr Miteinander, Füreinander und Fürsein für Andere. Das *Wort vom Kreuz* erhält den Glauben in Anfechtung und Schuldigwerden. Das *Wort des Kreuzes* führt die Gemeinde und Kirche, als der Reform und Erneuerung bedürftig, zu täglicher Umkehr und Buße. Als Wort der Rechtfertigung schenkt es Vergebung bedingungslos, allein aus Gnade.

Die Sendung der Kirche, deren organisatorische Gestalt Sorge trägt und dient der Verkündigung des Evangeliums, konzentriert sich ja im Auftrag, die Botschaft von der freien Gnade Gottes zu verkündigen. Dieser Auftrag trägt die Kirche in schweren Zeiten. Kennzeichen der Kirche ist auch – wie Luthers Schrift ›Über die Konzilien und Kirchen‹ (1539) zeigt – auch das Kreuz Jesu Christi, die Nachfolge unter dem Kreuz. Weltweit erlebten und erleben Christen und Kirchen das im 20. und 21. Jahrhundert. In unserer sich säkularisierenden und individualisierenden Gesellschaft des ›Staates des Grundgesetzes‹ meint Kirche des Wortes vom Kreuz als Kraft Gottes nicht Selbstaufgabe, nicht Absorbiert werden im Dasein für Andere. Vielmehr lebt die Kirche in ihrer organisatorischen Gestalt von dem Auftrag, das, was Sache ist, so zu verkündigen, »dass das *Wort vom Kreuz* dem gesunden Menschenverstand eine Zumutung bleibt, wohl aber seinen Zumutungscharakter verlieren wird, wo Menschen es lernen, ihre Lebenswirklichkeit ... – unter der Vernunft – zu erfassen und sich dem Gekreuzigten anzuvertrauen« (Michael Beintker, 163).

Das *Wort vom Kreuz* und die Kreuzestheologie erweist sich in ökumenischer Offenheit als Erbe der evangelischen Kirche und Theologie. Notwendige Reformen und sachgemäßes Reformieren der kirchlichen Gestalt und Organisation heute geschieht – gegen spöttische

Unkenrufe oder alarmistische Szenarien oder selbstsichere Sozialutopien – beim Unterscheiden zwischen Gottes Handeln und menschlichem Tun im Wissen um die Vorläufigkeit und Bruchstückhaftigkeit menschlichen Handelns, getragen zugleich von der Gewissheit, dass »sine vi humana sed verbo«, nicht mit menschlicher Tat, sondern durch das verkündigte Wort bleiben wird, »mansura sit« (CA VII). Diese Glaubens- und Heilsgewissheit schenkt die Predigt des Wortes vom Kreuz. Zugleich erschallt ihr Mahnruf. Mit dem Apostel Paulus und mit dem Reformator Luther wird ihre prophetische Kritik laut gegen träge Selbstgenügsamkeit, aktionistische Selbstlegitimierung und hybride Selbstdarstellung des Menschen. Wir sollen »Menschen sein und nicht Gott. Das ist die summa«, wie Luther in kritischen Tagen am 30. Juni 1530 von der Coburg an Spalatin schrieb (WA Br 5, 415, 45). Es ist das Kreuz, dem gerade in Krisenzeiten die Umwertung der zeitgeistigen Wertungen und Geltungsansprüche eigen ist – kritisch und konstruktiv. Im Nein intendiert es das Ja, im Widerspruch verbindet es Befreiung und Ermächtigung, wegweisend, aufbauend, hoffend. Gerade in den Krisen des 20. Jahrhunderts war es das *Wort vom Kreuz*, das im nationalen und militärischen Superioritätswahn des Ersten Weltkrieges, weiter in der rassenideologisch verblendeten Hybris der Nazis, und auch im bundesrepublikanischen Wohlstandsdenken bei Gottes- und Sündenvergessenheit die »Gnade in Gottes Gericht« verkündigt (Edmund Schlink).

Heute im allgemeinen Krisenbewusstsein aufgrund rasanter technologischer Veränderungen durch die Globalisierung menschlichen Machens und durch die Fülle der Daten von Big-DATA, aber auch angesichts der Selbstzufriedenheit und Selbstgenügsamkeit szientistischer und naturalistischer Erklärungskonzepte und angesichts des weltanschaulichen und kulturellen Streites um die Deutungsmacht in einer allein vom Menschen produzierten Welt – da verkündigt das *Wort vom Kreuz* Gottes Weisheit und Kraft in der »am Kreuz geborenen Liebe des Gekreuzigten«, wie Martin Luther in der 28. These der Heidelberger Disputation (26. April 1518) bezeugt. Die Liebe Gottes ist es, die die Person des Menschen zum Liebenswertem macht mit Anerkennung und Würde. Das *Wort vom Kreuz* erschießt als Befreiung und Ermächtigung das neue Wirklichkeitsverständnis in der Sehschule des Glaubens.

Das *Wort vom Kreuz* erweist sich somit als Schnittstelle von Gesetz und Evangelium in den Bruchzonen persönlichen Glaubens und gesellschaftlicher Krisen. Gehör und Geltung findet dieser Auftrag gegenwärtig gerade in Kirche und Theologie der sog. »Dritten Welt«:

Hörend schauen auf den auferstandenen Gekreuzigten, der uns in seiner Liebe schon angeschaut hat. »Diesen Spiegel und Thron«, so Luther, »lasst uns nicht aus den Augen des Herzens reißen« (WA Br 6, 89, 41-43).

Amen.

DAS WORT VOM KREUZ IN ÖKUMENISCHER PERSPEKTIVE

PREDIGT ÜBER 1. PETRUS 1,10-13¹

FRANK OTFRIED JULY

¹⁰Nach dieser Seligkeit haben gesucht und geforscht die Propheten, die geweissagt haben von der Gnade für euch, ¹¹und haben geforscht, auf welche und was für eine Zeit der Geist Christi deutet, der in ihnen war und zuvor bezeugt hat die Leiden, die über Christus kommen sollten, und die Herrlichkeit danach. ¹²Ihnen ist offenbart worden, dass sie nicht sich selbst, sondern euch dienen sollten mit dem, was euch nun verkündigt ist durch die, die euch das Evangelium verkündigt haben durch den Heiligen Geist, der vom Himmel gesandt ist, – was auch die Engel begehren zu schauen. ¹³Darum umgürtet eure Lenden und stärkt euren Verstand, seid nüchtern und setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch dargeboten wird in der Offenbarung Jesu Christi.

Liebe Schwestern und Brüder!

Ich sehe noch das große Kreuz vor mir. Es steht mitten in den Bergen des Libanon, mitten in einem oft umkämpften Gebiet. Die Nonnen eines Bergklosters hatten es errichten lassen. Zehn Meter ist es hoch. Was für unsere Augen etwas Monumentales hatte, war für die Schwestern ein Zeichen des Bekennens und des Trostes: Wir leben hier unter dem Kreuz, wir stehen an diesem Kreuz. Wir bekennen den, der am Kreuze hing.

In den letzten Tagen haben wir bei unserer Herbsttagung der Luther-Akademie anno

¹ Diese Predigt hat der Präsident der Luther-Akademie anlässlich der Tagung der Luther-Akademie im Dom zu Ratzeburg am 28. September 2018 gehalten.

2018 die Theologie des Kreuzes in die Mitte unseres Austausches gestellt und neu bedacht. Immer wieder wurde mir in diesen Tagen bewusst, wie epochal Luthers Antworten auf die Christusfrage *seiner Zeit bis heute* bleiben. In den vergangenen Monaten hat die öffentliche Rede über das Kreuz in ungeahnter Weise gesellschaftliche Debatten weit über die Theologie hinaus bestimmt. Es ist gut, wenn sich eine lutherische Theologie in dieser Situation ihres Grundes versichert und zugleich weit über die akademischen Grenzen hinaus gesprächsfähig ist. All unser Ringen als Christen weiß um die Fremdheit des Kreuzes in dieser Welt. All unser Fragen und Antworten spürt dabei, dass die historischen Zeitläufe Brücken des Verstehens benötigen, Brücken zwischen dem Damals der Christusoffenbarung und heute, Brücken zwischen den Entdeckungen der Reformation und heute, Brücken, die über die garstigen Gräben dieser Welt hinüberreichen.

Luther selbst war ein Mensch, den diese Gräben Zeit seines Lebens immer wieder in die Anfechtung führten. Es kann nicht oft genug ausgesprochen werden, dass es gerade das Kreuz Christi war, das Luther den Weg aus der Anfechtung führte. Ausgerechnet das Kreuz, das Symbol für Gewalt und Tod. Ja, ausgerechnet das Kreuz! In seinen Predigten zum 1. Petrusbrief schreibt Luther 1523: »Wenn der Glaube anfängt, so unterlässt es Gott nicht, er schickt uns das heilige Kreuz zu, dass er uns stärke und den Glauben in uns kräftig mache« (Predigt nach Neujahr 1523, WA 12, 381).

In meiner Predigt will ich dieser Hoffnung vom Kreuz, die uns stärkt und uns kräftig macht im Glauben, nachgehen und mich von dem Wort tragen lassen, aus dem Luther seine Gewissheit schöpfte.

Fragen wir zuerst nach dem wörtlichen Sinn dieses Abschnitts aus dem 1. Petrusbriefes, so wird uns beim Hören und Lesen deutlich, dass vom Heil des Kreuzes hier zunächst noch gar nicht die Rede ist. Wir lernen daraus, dass das Wort vom Kreuz selbst zuerst beim Kreuz selbst und seinen Abgründen bleiben muss. Unser Glaube muss sich vom Kreuz zuerst anfechten lassen. Die christlichen Gemeinden des ersten Jahrhunderts, die in diesem Petrusbrief in ihren Alltagsbedrängnissen erkennbar sind, lebten mit der brutalen Realität des Kreuzes. Christliche Gemeinden wurden bedrängt, bestenfalls toleriert, schlimmstenfalls in ihrer Existenz in Frage gestellt. Gemeindeglieder wurden mit dem Tod bedroht. Der römische Kaiserkult stellte viele Christinnen und Christen vor ein existentielles Dilemma, das

in Leiden und Tod führte. Dieser äußeren Dramatik, die uns in den Leiden vieler christlicher Gemeinden des Nahen Ostens heute wieder nahe kommt, stellen die Worte des Petrusbriefes eine erstaunliche Nüchternheit entgegen. Niemand soll von der Feindlichkeit der Welt ernsthaft überrascht sein. Wer sein Kreuz auf sich nimmt, tut es in dieser Lage in einer großen geistlichen Klarheit. Unseren Versen folgt dann ein ganzes Arsenal an Verhaltensvorschriften, die die Christen unterscheidbar machen durch ihr Handeln. Wer das Kreuz Christi nicht kennt, soll sehen, was es bewirkt.

Liebe Schwestern und Brüder, der Beginn des 1. Petrusbriefes stellt nun nicht allein die Härte des christlichen Zeugnisses in einer feindlichen Welt vor, sondern will die angefochtenen Gemeinden aufrichten und trösten. Was trägt angesichts einer solchen Anfechtung wirklich? Schon im Mittelalter wusste man, dass die wörtliche Auslegung, die Betrachtung des Literal-sinns, nur der Auftakt zu einem vertieften Verständnis der Bibel sein kann.

Der 1. Petrusbrief hält nun ein Brückenwort fest, das gerade in seiner Bildhaftigkeit den angefochten Christen zur Vergewisserung werden wird: Setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch dargeboten wird in der Offenbarung Jesu Christi.

Setzt die Hoffnung auf die Gnade! Liebe Schwestern und Brüder, worauf sonst als auf die Gnade? Wie oft mögen Christen auch hier im Dom zu Ratzeburg in den vergangenen acht Jahrhunderten den Trost der Gnade gehört und zugesprochen bekommen haben? Was sonst soll in den Untiefen des Lebens am Ende tragen als diese Gnade? Andererseits: Ein Blick auf die Nachrichtenlage unserer Welt droht uns stumm zu machen. Wenn man nur wüsste, wie man die garstigen Gräben überwindet, die uns oft genug selbstverliebt, selbstverkrümmt und verängstigt von der Gnade trennen. Der erste Petrusbrief ringt darum, seiner angefochtenen Gemeinde daher eine Brücke zu bauen. Und er schwingt sich empor zu dem Bild- und Brückenwort: »Euch dargeboten in der Offenbarung Jesu Christi«. Diese Mitte der Heilsgeschichte richtet Anfänge und Vollendung des Glaubens aus, markiert Punkte auf der Landkarte des Heils, angefangen von den Propheten, orchestriert von den Engeln im Himmel und im Wissen um die Zeit der letzten Tage. »Dargeboten«, so heißt es hier. Mit dieser Formulierung scheint gerade in der Übersetzung Luthers der sakrale, kultische Hintergrund des Todes Christi auf. Sein Tod besitzt mehr, unendlich viel mehr als die grausame Anschau-

lichkeit des Mordens und Hingerichtet-Werdens. Menschen in der Anfechtung hören hier Unerhörtes: Leiden und Sterben Christi geschehen pro me. Sie sind für uns dargeboten.

Christus ist für uns gestorben. Bildhaft, allegorisch wird die Rede vom Tod Jesu. Aber wie kann sie anschaulich werden und unser Herz bewegen? Luthers Auslegung dieses Abschnittes aus dem 1. Petrusbrief ist seine *theologia crucis in nuce*. Er sagt: »Wenn der Glaube anfängt, so unterlässt es Gott nicht, er schickt uns das heilige Kreuz zu, dass es uns stärke und den Glauben in uns kräftig mache. Deshalb kann es nicht zur Wirkung kommen ohne Anfechtung, und niemand wird es gewahr, dass es eine solche Kraft hat, als wer es schmeckt. Wo Leiden und Kreuz ist, da kann es seine Kraft beweisen und üben. Es ist ein Wort des Lebens, darum muss es alle Kraft im Sterben üben.«

Für mich bringen diese Worte Luthers vom Kreuz vieles in Schwingung. Ich erinnere mich an einen eindrücklichen, ökumenischen Gottesdienst im vergangenen Jahr, den ich zusammen mit Bischof Gebhard Fürst von der Diözese Rottenburg-Stuttgart in der Biberacher Simultankirche gefeiert habe. Dieser Gottesdienst stand unter dem Leitwort ›Healing of Memories‹ und drückte während des Reformationsjubiläums den gemeinsamen Wunsch aus, stellvertretend für unsere Kirchen einander zu vergeben. Begangenes Unrecht wollten wir miteinander vor Gott bringen, um einen ökumenischen Neuanfang zu wagen. Im Zentrum des Gottesdienstes stand ein Bußritual, das in eine eindrucksvolle Geste mündete. Alle am Gottesdienst Beteiligten knieten vor dem großen Kreuz des Chorraumes nieder. Das Kreuz wurde zum Hoffnungszeichen der Versöhnung, ohne dabei das Leiden zu vergessen. Das Kreuz richtete uns aus, stärkte uns für den Dienst am Nächsten und in der Welt.

Liebe Schwestern und Brüder! Am Ende dieses Bußrituals stand das Aufschauen auf Christus. Dieses Aufschauen auf das Kreuz, das neues Leben eröffnet, ist gleichzeitig die Ermutigung zum Handeln. Es ist die Aufforderung, das Kreuz in die Mitte der Gesellschaft zu tragen und den Menschen davon zu erzählen, dass das Kreuz zuletzt ein Zeichen der Hoffnung ist. Darum: Umgürtet eure Lenden und stärkt euren Verstand, seid nüchtern und setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch dargeboten wird in der Offenbarung Jesu Christi. In dieser Lesart des Wortes werden wir als christliche Gemeinde damals wie heute ermahnt, in aller Nüchternheit und Strenge zugleich entschlossen und vorwärtsdrängend zu sein. Umgürtet eure Lenden! Sie alle wissen, die Straßenkleidung der Antike war das

Gewand, das den Körper schützte und bedeckte. Wer einen Gürtel trug, seine Lenden umgürtete, der schuf die Voraussetzung, zügig zu schreiten. Umgürtet eure Lenden. Macht euch fertig zum Aufbruch. Immer wieder wurden Menschen durch den Gott der Bibel ermutigt aufzubrechen, so wie Abraham, so wie das Volk Israel aus Ägypten. Ich erinnere uns an die bekannten Worte des ostdeutschen Theologen Klaus Peter Hertzsch: »Vertraut den neuen Wegen, auf die uns Gott gesandt! Er selbst kommt uns entgegen, die Zukunft ist sein Land. Wer aufbricht, der kann hoffen in Zeit und Ewigkeit. Die Tore stehen offen. Das Land ist hell und weit« (EG 395,3). Dieser Aufbruch in die Welt ist kein moralischer Appell, kein Auftrag zum Aktionismus. Wer vom Kreuz aus losgeht, der betritt einen Weg, der längst vorgebahnt ist. Es ist ein Weg, der Anfang, Ziel und Mitte weiß.

Liebe Schwestern und Brüder! Das Kreuz Christi mahnt und tröstet uns, es richtet auf und aus, es ist Mahnung und Hoffnungszeichen. Und doch ist es selbst nicht das Ende: Wo Leiden und Kreuz ist, da kann es seine Kraft beweisen und üben, so Martin Luther. Es ist ein Wort des Lebens, darum muss es alle Kraft im Sterben üben. Wort des Lebens. Das Kreuz stärkt uns den Rücken, das Kreuz richtet uns auf und lässt uns gen Himmel blicken. Das Kreuz öffnet unser Herz, schärft den Verstand und wird uns begegnen, wenn das Lamm, das auf dem Thron der Gnade sitzt, alle Tränen abwischen wird.

Amen.

OSTERN FÜHRT UNS VOR AUGEN, DASS DAS LEID ÜBERWUNDEN IST

PREDIGT OSTERN 2018 ÜBER 1. SAMUEL 2,1-2+6-7

THORSTEN VOLZ

¹Vnd Hanna betet / vnd sprach. Mein hertz ist frölich in dem HERRN / Mein Horn ist erhöht in dem HERRN. Mein Mund hat sich weit auffgethan vber meine Feinde / Denn ich frewe mich deines Heils. ²Es ist niemand heilig wie der HERR / Ausser dir ist keiner Vnd ist kein Hort / wie vnser Gott ist ⁶Der HERR tödtet / vnd macht lebendig / Füret in die Helle vnd wider er aus. ⁷Der HERR macht Arm vnd machet Reich / Er nidriget vnd erhöht.¹

Liebe Gemeinde,

»Mein Herz ist fröhlich in dem Herrn.« So beginnt der Lobgesang der Hanna. Fröhlich soll es an Ostern zu gehen. Überall wünscht man sich »Frohe Ostern«. Und schon in der alten Kirche war es Brauch, mit einem Osterlachen, einem Witz Hölle, Tod und Teufel zu verlassen.

Ostern, das Fest der Auferstehung Christi, war und ist ein Fest der Freude. Deshalb versuche auch ich mich mal wieder an einem Witz, und ja, es ist erlaubt auch in der Kirche zu lachen:

Es ist Visite. Der Oberarzt kommt zum Patienten. Weitere Ärzte und Schwestern begleiten ihn. Nach einigen Untersuchungen und sorgenvollen Blicken in die Patientenakte eröffnet der Arzt das Gespräch: »Lieber Herr Meyer, Ihr Fall ist nicht ganz einfach. Sie müssen heute eine Entscheidung von großer Tragweite treffen. Wir haben die Wahl, Sie zu operieren. Doch bedeutet dies für Sie eine lange und schmerzhaft Operation. Und es ist auch nicht

1 Text der Luther-Bibel 1545.

ganz auszuschließen, dass Sie danach mit weiteren Einschränkungen leben müssen. Natürlich dürfen Sie sich auch gegen eine Operation entscheiden. Allerdings bedeutet dies für Sie in einigen Monaten den sicheren Tod. Wie entscheiden Sie sich?« Der Patient grübelt und lässt sich nochmals alle Vor- und Nachteile, Risiken möglicher möglicherweise bleibenden Einschränkungen erklären. Nach einer Weile sagt er: »Herr Doktor, ich kann mich nicht entscheiden! Lassen Sie doch nochmals eine Nacht darüber schlafen! Bei so einer Entscheidung!« Der Arzt geht, nicht aber ohne zu bedenken geben, dass die Zeit nun gegen den Patienten läuft. Nach einer unruhigen Nacht ist wieder Visite. Der Oberarzt kommt wieder und fragt den Patienten wieder: »Nun, Herr Meier, wie haben Sie sich jetzt entschieden?« »Ach, Herr Doktor! Ich weiß einfach nicht, wie ich mich entscheiden soll! Bei meinem Pech! Eine schreckliche schmerzhaft Operation oder der sichere Tod. Das ist nicht einfach!« Darauf der Arzt trocken: »Naja, Herr Meier, mit ein bisschen Glück bei Operation bekommen Sie beides!« Schön! Der Witz hat funktioniert. Sie lachen.

»Der Herr hat Großes an uns getan, das sind wir fröhlich!«

Kein Osterlachen kann diese Fröhlichkeit, dieses Glück, das uns widerfahren ist, zum Ausdruck bringen. Denn in dem eben gebeteten Psalm 126 ist von einem anderen Lachen die Rede. Dort heißt es:

»Dann wird unser Mund voll Lachens und voll Rühmens sein.« Dann, wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann wenn die kinderlose Alte schwanger wird. Dann wenn die Bedürftigen aus dem Staub gehoben werden und die Armen aus der Asche erhöht werden. Dann werden auch wir und die letzten Zweifler so wie Hanna Gott loben und rühmen und bezeugen: »Der Herr hat Großes an uns getan, das sind wir fröhlich!«

Aber jetzt? Wie ist es jetzt heute an Ostern mit all den Kinderlosen, die voller Schmerz von der Freude Hannas hören? Wie ist es heute mit den Armen und Bedürftigen, die einen sozialen Tod erleben? Wie ist es heute mit den Trauernden, deren Verlust schwerer wiegt als die Osterfreude? Wie ist es mit diesen Menschen, die ebenso wie Hanna mit traurigem Herz zu Gott beten und weinen?

Ist Ostern ein Fest der Freude, dass das Leid der Trauernden vergessen macht?

Der Jubel der Hanna lehrt mich ein anderes. Mit ihrem Lobgesang stellt sie sich in die Tradition der Psalmen, den Lobgesängen Israels. Groß und mächtig klingen jene in unseren

Ohren. Ich denke nur an die vielen Halleluja Rufe des 150. Psalms und der großartigen Vertonungen in Händel Messias. Doch mindestens ebenso laut dröhnen in meinen Ohren jene Worte der Verzweiflung: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«

Eng verflochten sind Klage und Lob in den Lobgesängen Israels. Sie wissen, wo Lob ist, da ist auch Grund zum Klagen – und beides nicht nur mit ein bisschen Glück. Sie nehmen den Menschen als Ganzes in den Blick. Sie nehmen ihn in der Polarität von Leid und Freude, von Klage und Lob ernst. Wo Menschen jubeln und danken, ist das Leid nicht vergessen!

Gott ist ein Gott der Leidenden und der Jubelnden. Beides, Klage und Lob werden Gott dem Schöpfer aller Ding zugerechnet. »Der Herr tötet und macht lebendig. Er führt hinab zu den Toten und wieder herauf.« Dieser Gott schenkt das Leben und hat die Verantwortung für den Tod. Wer diesem Gott angesichts der Macht des Todes und des Leides in unserer Welt die Allmacht durch die Klage zuerkennt, schenkt ihm mit seinen Tränen das Loblied des Vertrauens. Wer diesem Gott klagt und weint, erwartet alles von ihm: Leid und Jubel! Und singt ihm gerade dadurch mit seinen Tränen der Trauer und seinem Schmerz und seiner Wut den größten Lobgesang. Denn dieser Mensch begibt sich in seinem ganzen Menschsein in Freude und Leid in die Schöpferhand Gottes.

Er ahnt etwas von der noch fernen Glaubensgewissheit, dass eben jene selbige Hand ihn durch das Leid hindurch tragen und ihn von den Toten wieder heraufführen wird.

Freud und Leid verbinden sich an Ostern. In der Stunde des größten Triumphes ist das Leid nicht vergessen. Gerade darin nimmt Gott die Trauernden ernst und ist den Trauernden ganz nahe. Im triumphierenden Christus ist das Leid sichtbar. Der auferstandene Sieger über den Tod trägt auch die Stigmata seines Leidens.

In allem Jubel, in aller Osterfreude ist sein Leiden am Kreuz gegenwärtig. Und gerade, weil er gelitten hat und in das tiefste Leid, in die Grube, in das Totenreich hinabgestiegen ist, dürfen wir uns gewiss sein, dass auch dort Gottes lebensspendende Hand nicht fern ist. »Der Herr tötet und macht lebendig. Er führt hinab zu den Toten und wieder herauf.«

An Ostern dürfen wir uns daran erinnern lassen, dass wir im tiefsten Leid und in der höchsten Freude, zu Tode betrübt und himmelhoch jauchzend von der Hand des lebendigen Gottes jetzt und allezeit geführt, geleitet und niemals losgelassen werden.

Ostern macht das Leid nicht vergessen, sondern es führt uns vor Augen, dass das Leid

überwunden ist. Gerade der Fähnlein schwingende Auferstandene mit triumphierender Victoria führt uns vor Augen, dass die Leidenden nicht vergessen sind. Denn der Gott des Lebens umfasst Lebende und Tote. Er ist ihnen nahe im Tod und im Leben, wie nur er es sein kann, der selbst in den Tod gegangen und wieder auferstanden ist. Deshalb lasst uns voller Jubel und Freude, aber auch leise traurig und zweifelnd bekennen: »Der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden!«

Amen.

DIE TORHEIT DES KREUZES UND DER RUF ZUR NACHFOLGE

ANDACHT ZU 1. KORINTHER 3,18¹

CHRISTIAN SILBERNAGEL

¹⁸Niemand betrüge sich selbst. Wer sich unter euch dünkt, weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, dass er weise werde.

Liebe Gemeinde,

»Wer unter euch meint, weise zu sein in dieser Welt, der werde ein Narr, dass er weise werde.« (1. Kor 3,18) Wir teilen die Welt gerne ein in Narren und Weise, in richtig und falsch, gut und böse, Metaphysik und Moral, Yin und Yang, Kölner und Düsseldorfer. Der Berliner Kleinkünstler Marc-Uwe Kling hat angeregt, diese alten Unterscheidungen aufzugeben und stattdessen die Welt einzuteilen in »witzig« und »nicht-witzig«. Das gefällt mir und damit sind wir auch schon ganz in die Nähe des Narren geraten, der ja gerade deshalb ein Narr ist, weil er die normalen Zusammenhänge, wo eines das andere ergibt, durchbricht. Unser Denken bildet gern Ketten, in denen das eine logisch auf das andere folgt: Alter-Krankheit-Sterben-Tod – es ist aus mit mir. Witzig wird es, wenn die Erwartung unseres Denkens enttäuscht, durchbrochen wird und auf einmal folgt nach dem Tod nicht »es ist aus mit mir«, sondern der Auferstandene steht da. Ostergelächter ist die Folge. Der Narr – im Gegensatz zum »normalen« Menschen, der enttäuscht ist und darum sauer – beginnt mit dem »Hahaha« der enttäuschten Erwartung. Irgendwann macht es dann vielleicht »klick« und es gibt den »Aha!«-Effekt, wie bei den Emmausjüngern, als der Auferstandene ihnen die Schrift auslegt. Darauf kann das Verstehen folgen: »Aaaaaah!«, etwa, als sie den Auferstandenen beim Mahl

1 Gehalten anlässlich der Tagung der Luther-Akademie im Dom zu Ratzeburg am 27. September 2018.

erkannten. Witzig oder nicht witzig? Eine närrische Alternative. Und doch bliebe auch das im alten Zweierschema von Yin und Yang gefangen und zumindest ich würde meinen kulturellen Vorteil verspielen, der ich zwischen Köln und Düsseldorf aufgewachsen bin, in Krefeld, mit einem Buch, das den Titel trägt: ›Es gibt Gute, Böse und Krefelder‹. Und tatsächlich ist es ja manchmal weder gut noch böse, weder Yin noch Yang, sondern es ist einfach ›wurscht‹. Dieses Dreierschema gefällt mir noch besser! Und so hat auch der Ratzeburger Künstler, A. Paul Weber, geboren im thüringischen Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen, ein Bild gezeichnet des Titels: ›Zwischen den Stühlen‹ (1951).



Weber, A. Paul, Zwischen den Stühlen. © VG Bild-Kunst, Bonn 2019

Und genau an der Stelle, zwischen zwei Stühlen nämlich, sitzt ein Narr. Normalerweise sitzt

man da nicht gern. Aber für den Narren ist es ein guter Platz. Denn die beiden Stühle neben ihm haben keine Sitzfläche. Wer sich auf sie setzte, säße in der Klemme. Zwischen den Stühlen ist am Ende eine sehr menschliche Position: Man weiß nicht viel, auf das man pochen kann. Man sitzt nicht hoch. Aber man weiß viel darüber, was der Mensch braucht: Einen, der ihn liebt und ihn anerkennt, auch wenn er sich keinen schönen Sitz ergattern konnte und mit seinem Leben kaum zu unterscheiden weiß, zwischen gut und böse, richtig und falsch; vielleicht gerade noch zwischen witzig und nicht witzig. Ein Narr, der auf dem Bild von A. Paul Weber fröhlich sein Pfeifchen raucht, weil er ohn all sein Verdienst und Würdigkeit anerkannt ist. Zwischen den Stühlen muss ich eben nicht mehr sein als ein erlösungsbedürftiges Gotteskind. Weder ora noch labora sondern genau dazwischen, im Glauben daran, dass die Liebe Gottes sich zeigt in der Niedrigkeit des Kreuzes Christi. Das Kreuz enttäuscht unsere Erwartungen von Gott und ist Narretei. War der Narr im Alten Testament einer, der Gott vergessen hat, so ist er an manchen Stellen des Neuen Testaments genau das Gegenteil: Einer nämlich, der seinen Verstand und sein soziales Bedürfnis, sich Anerkennung zu verschaffen, vergisst. Einer, der sich auf die Narretei dessen einlässt, was Gott in Christus sagt. »Wer unter euch meint, weise zu sein in dieser Welt, der werde ein Narr, dass er weise werde.« (1. Kor 3,18) so schreibt Paulus, denn wenig vorher hatte er formuliert: Christus Jesus ist »uns von Gott gemacht [...] zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung.« (1. Kor 1,30). Wenn das stimmt, wenn Christus das wirklich alles für mich ist: Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung, Erlösung, und ich nichts dergleichen selber beizutragen habe, dann bin ich ein Narr vor der Welt. Dann nämlich, wenn ich damit ernst mache und sage: Ich habe tatsächlich keinen anderen Trost und kein anderes Heil als Christus. Mich erhält die Gerechtigkeit eines jüdischen Mannes, den sein Volk kreuzigte und gegen den alle Klugen und Mächtigen sich stellten. Den nenne ich »Gottes Sohn« und »Herrn über alles«.

Aber wer möchte sich so zum Narren machen? Ich möchte doch nicht, dass man sagt: Der Pfarrer Silbernagel ist ein Sünder und hätte er Jesus Christus nicht, dann wäre er ein Nichts. »Nichts hab ich zu bringen, alles Herr bist du.« »Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid.« Mit Jesus ist kein Staat zu machen. Deshalb freue ich mich natürlich, wenn ich manchmal aus dem Glauben eine Weisheit dieser Welt machen kann. Und wenn Dr. Blume eine Studie veröffentlicht, die zeigt, dass es einen Zusammen-

hang gibt, zwischen der Bethäufigkeit und wieviel Kinder einer hat ... dann gebe ich natürlich diese Perle der Weisheit gleich an die Konfirmanden weiter: Schaut, was wir hier machen im Konfirmandenunterricht, das ist vernünftig und das ist messbar. Die Zahl der Kinder steigt von 1,39 bei Leuten, die nie beten, auf 2,06 bei denen, die täglich beten. Aber dann muss ich feststellen: Es beeindruckt die Konfirmanden gar nicht. Vielmehr zeigen sie sich skeptisch und meinen, sie seien sich sehr, sehr sicher, dass zum Kinderkriegen mehr nötig ist als Beten ... Aber weil die Konfis auch lieb sind und weil sie mich mit dieser Perle der Weisheit nicht im Regen stehen lassen wollen, kommen sie nach kurzem Überlegen um die Ecke und sagen: Es kann doch sein, dass es da einen Zusammenhang gibt, zwischen Bethäufigkeit und Kinderkriegen weil, wer betet, der ist entspannter und wer entspannter ist, der kann länger. Da hab ich dann gedacht: Ok, frag einfach deine Konfirmanden, wenn du wissen willst, wie das Leben geht. Die Narretei des Glaubens vernünftig machen zu wollen, führt zu nichts. Auf der anderen Seite: Was gewinnen wir mit der Narretei des Glaubens für eine Narrenfreiheit! Wenn ich also nicht die Herrlichkeit des verborgenen Gottes erforschen und vernünftig machen muss, sondern ich darf meinen Blick auf die mir zugewandte Rückseite Gottes heften, da, wo er sichtbar ist in Kreuz und Leiden. Dazu zwei kleine Beispiele aus meiner Welt des Motorradfahrens. Es kommt vor, dass ein Mensch ganz mutig über viele Kurven sein Motorrad auf einen Berg gesteuert hat, in den Alpen etwa. Und oben fängt er an, sich zu fürchten vor dem Abgrund, der ohne Leitplanke lauert und vor seinen mangelnden Fähigkeiten. Mit Anschauen der Herrlichkeit des Motorradfahrens und mit Philosophieren über die Freiheit ist da nichts mehr zu machen. Das Einzige, was da hilft ist: sich mit seinem Blick an das Rücklicht, an die Rückseite dessen zu heften, der voranfährt und dem man zutraut, dass er's kann. Und wer das tut, der macht – er weiß nicht wie – alles richtig und fährt nicht in den Abgrund, sondern ins Leben.

Und ein Letztes: Unter den 70.000 Motorradfahrern die sich jährlich zur Bike-Week am Faaker-See in Kärnten treffen, entdeckte ich Adam M., katholischer Christ aus Polen. Er ist Hersteller und Verkäufer von Packtaschen für's Motorrad. Und ich kriege ihn nicht eingeordnet: Fröhlich sitzt er zwischen den Stühlen der Rocker-Clubs mit ihrem GoGo-Zelt auf der einen Seite und den offiziellen Veranstaltern auf der anderen, die um nichts in der Welt mit den Rockern in Verbindung gebracht werden möchten. Selbstverständlich gehen die Rocker

bei ihrem Nachbarn ein und aus. Und sie bekommen Kaffee, ganz viel Geduld und Freundlichkeit und Service: »Wenn du nicht weißt, ob die Tasche für dein Motorrad passt, dann nimm sie mit und probiere es aus. Und morgen kannst du kommen und sie zurückbringen oder du bringst das Geld.« In all den Jahren habe es nur einen gegeben, der nicht wiedergekommen sei. Beim näheren Hinsehen entdecke ich, was ich zuerst nicht glaube: Seine Mitarbeiter haben auf ihren T-Shirts neben den Werbeaufdrucken der Firma einen kleinen Satz stehen: »Jesus saves Bikers too.« – Jesus rettet sogar Biker, sogar die Motorradrocker, die »Barabbas-Leute«, die ihr Recht auch schon mal mit Gewalt durchsetzen. Mitten da unter den Barabbas-Leuten sind Menschen, die ganz schlicht sagen: Jesus rettet auch dich, egal, wie dein Leben aussieht. Adam M. und seine jungen Mitarbeiter, die er auf Wallfahrten in Polen sammelt, tun den Menschen, die in einer unerbittlichen Welt leben, durch ihre unerwartete und vorbehaltlose Freundlichkeit unglaublich wohl. Und nach einer Woche werden alle um ihn herum auf jeden Fall das mitnehmen: Jesus rettet sogar Barabbas-Existenzen. Adam M., zwischen Gesetz und Gesetzlosigkeit – ein Narr, der Gott präsentiert, der nicht großartig daherkommt, sondern am Kreuz. Der gekreuzigte Christus ist die sichtbare Rückseite Gottes. Wer ihm nachfolgt, kommt ins Leben.

Amen.

NACHFOLGE CHRISTI: GESTALTWERDUNG CHRISTI

PREDIGT ÜBER GALATER 4,8-20¹

FRIEDRICH-OTTO SCHARBAU

⁸Einst, als ihr Gott noch nicht kanntet, wart ihr Sklaven der Götter, die in Wirklichkeit keine sind. ⁹Wie aber könnt ihr jetzt, da ihr Gott erkannt habt, vielmehr von Gott erkannt worden seid, wieder zu den schwachen und armseligen Elementarmächten zurückkehren? Warum wollt ihr von neuem ihre Sklaven werden? ¹⁰Warum achtet ihr so ängstlich auf Tage, Monate, bestimmte Zeiten und Jahre? ¹¹Ich fürchte, ich habe mich vergeblich um euch bemüht. ¹²Ich bitte euch, Brüder: Werdet wie ich, denn auch ich bin geworden wie ihr. Ihr habt mir nichts zuleide getan. ¹³Ihr wisst, dass ich krank und schwach war, als ich euch zum ersten Mal das Evangelium verkündigte; ¹⁴ihr aber habt auf meine Schwäche, die für euch eine Versuchung war, nicht mit Verachtung und Abscheu geantwortet, sondern mich wie einen Engel Gottes aufgenommen, wie Christus Jesus. ¹⁵Wo ist eure Begeisterung geblieben? Ich kann euch bezeugen: Wäre es möglich gewesen, ihr hättet euch die Augen ausgerissen, um sie mir zu geben. ¹⁶Bin ich also euer Feind geworden, weil ich euch die Wahrheit sage? ¹⁷Jene Leute bemühen sich um euch nicht in guter Absicht; sie wollen euch abtrünnig machen, damit ihr euch dann um sie bemüht. ¹⁸Gut wäre es, wenn ihr euch zu jeder Zeit in guter Absicht um mich bemühen würdet und nicht nur dann, wenn ich bei euch bin, ¹⁹bei euch, meinen Kindern, für die ich von neuem Geburtswehen erleide, bis Christus in euch Gestalt annimmt. ²⁰Ich wollte, ich

1 Gehalten anlässlich der Tagung der Luther-Akademie im Dom zu Ratzeburg am 7. Oktober 2010.

könnte jetzt bei euch sein und in anderer Weise mit euch reden; denn euer Verhalten macht mich ratlos.

Auf den vorletzten Vers kommt es mir an, Vers 19: »Meine Kinder seid ihr, die ich abermals unter Wehen gebäre, bis Christus in euch Gestalt gewinne.« Das ist ein merkwürdiger Satz in mancherlei Hinsicht. Zunächst in seinem sachlichen Gehalt: Ein Mann gebiert nicht, er zeugt, so wie Paulus gegenüber den Korinthern ja auch davon spricht, dass er sie in Christus gezeugt habe. Sodann wird nur hier von der Gestaltwerdung Christi gesprochen. Und schließlich: Wie eingeschoben wirkt der Satz; er unterbricht den in sich schlüssigen Gedankenfluss von Vers 18 zu Vers 20. Nichts würde fehlen, wenn dieser Satz nicht dastünde. Aber gerade das hebt ihn nun auch hervor. Daran liegt Paulus, dass die Galater das begreifen: Dass er Schmerzen hat um ihretwillen, nicht aus Trauer und Enttäuschung, sondern Geburtsschmerzen, wie er es nennt. Weil es darum geht, ihre Kindschaft zu erneuern, die sie verloren haben, indem sie sich einem anderen Evangelium geöffnet haben. Er hält inne. Mitten im Schreiben fällt ihm plötzlich ein, wie es war, damals, als er um die Galater warb, und wie es wäre, wenn er auch jetzt bei ihnen sein könnte. Er macht sich klar, in welcher Beziehung er zu ihnen steht, und nennt sie Kinder, seine Kinder. Das hat er den anderen voraus, die sich jetzt dort eingeschlichen haben: Dass sie seine Kinder sind und nicht ihre; seine Kinder sind sie, weil sie von ihm das Evangelium empfangen haben. Eigentlich müsste er ja von ihrem Neusein durch das Evangelium sprechen, aber er nennt sie seine Kinder, allein seine Kinder, weil sie von ihm und nur von ihm das Evangelium in seiner Ursprünglichkeit authentisch und in apostolischer Autorität empfangen haben.

Diese Kindschaft ist nicht ungeschehen zu machen, ist nicht wegzuwischen. Zu erneuern ist sie, neu zur Geltung zu bringen. Das ist seine apostolische Mission. Und das schießt ihm durch den Sinn, als er ihnen schreibt. Noch einmal will er sie hervorbringen als seine Kinder, nein, als Kinder des Evangeliums, denn so verwirklicht sich ihre Kindschaft: Dass Christus in ihnen Gestalt gewinnt. Metamorphose durch *Morphosis*. Das ist mehr als einfach ein Geburtsvorgang: Ich werde als Kreatur des Evangeliums hervorgebracht, indem Christus in mir Gestalt gewinnt, geboren wird. Was für eine Verschränkung von Gottheit und Menschheit, was für eine Entgrenzung menschlichen Denkens und Hoffens und Wartens, was für eine

Beschreibung unseres Glaubens: Gestaltwerdung Christi in uns. In diesem erbärmlichen, hinfalligen menschlichen Leib, in dem ein verzagtes, ängstliches Herz seinen unregelmäßigen Takt schlägt, da soll *Er* Gestalt gewinnen und gegenwärtig sein. Heinrich Schlier übertreibt wahrscheinlich, wenn er sagt, dass da von der Geburt des Leibes Christi im Sinne der Kirche die Rede sei, aber ganz falsch kann das wiederum ja auch nicht sein: Dass durch die Gestaltwerdung Christi in mir sich der Leib Christi konstituiert. Er ist immer schon da – das ist richtig, aber er tritt doch immer wieder neu in Erscheinung. Ich nenne das nicht ohne Befangenheit Kirche, Kirche, deren Glied ich um Christi willen bin, die mir oft genug vorkommt wie die unlauteren Konkurrenten des Apostels in Galatien, und die sich doch ihrem Auftrag nicht entziehen kann, weil sie ihn hat und er ihre einzige Stärke ist. Und um des willen sie apostolisch heißt. *Ecclesia permixta*, natürlich; wie und was auch sonst? Und wir mitten drin. Sie bedarf weniger der richtigen Lehre – die ist sozusagen vorausgesetzt –, sondern sie bedarf der theologisch reflektierten und begründeten Existenz. Darin wäre sie apostolisch. Paulus vertritt ja nicht einfach eine Lehre, sondern er bezeugt sie mit seiner Existenz. Und was er lehrt, ist seine Christuserfahrung. Er bringt das gelegentlich sehr anschaulich zur Darstellung. Diesen Zusammenhang haben die Galater nicht begriffen und sind den Einflüsterungen der nachgemachten, der Prediger zweiter und dritter Hand gefolgt und haben sich dabei um das Evangelium, haben sich um seine erneuernde Kraft bringen lassen und sind wieder beim Gesetz gelandet. Das neue Sein in Christus ist ihnen abhandengekommen; sie haben die Gestalt Christi aus ihrem Herzen verloren. Und damit die Mitte, wenn man bedenkt, welche zentrale Rolle die Neugründung menschlichen Seins durch das Evangelium von Jesus Christus für Paulus spielt: »Ist jemand in Christus, dann ist er eine neue Kreatur« (2. Kor 5,17). Oder im Brief an die Galater selbst steht: »Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir« (Gal 2,20), um nur zwei wichtige Belege zu nennen. Das Evangelium macht alles neu. Das Bild ist eindrucksvoll: dieses Bild von der erneuten Hervorbringung der Kinder des Evangeliums durch den Apostel. Er verwendet den Begriff der Geburt, unter Schmerzen, wie schon beim ersten Mal, umso mehr jetzt, da sie aufs Neue ans Licht der Wahrheit in Jesus Christus geholt werden müssen, erneut und zum zweiten Mal Hervorbringung zu neuem Leben in der Kraft der Auferstehung Jesus Christi von den Toten, denn so und nur so geschieht ja Erneuerung, dass Christus mich in seine Auferstehung hineinzieht.

Wir werden darüber in den nächsten Tagen noch Genaueres erfahren über das neue Sein in Jesus Christus. Und es ist wichtig, diese Zusammenhänge, auch wenn sie uns geläufig sind, und gerade, weil sie uns geläufig sind, immer wieder neu zu begreifen, damit uns das gegenwärtig bleibt: Gestaltwerdung Jesu Christi in uns. Man kann – ich sagte es schon – darüber streiten, ob es Paulus an dieser Stelle wirklich darum geht, dass bei den Galatern der Leib Christi ausgeborn wird oder ob die ekklesialen Folgen der apostolischen Mission nicht doch mehr im Hintergrund bleiben. Dass ich zunächst zu Christus bekehrt und dann, in einem zweiten Schritt, in ihn inkorporiert werde? Hier muss man aufpassen, denn der Ruf zum Evangelium ist letztlich immer auch der Ruf in die Gemeinschaft des Leibes Christi und die erneuerte Existenz des Christen ist immer Leben in der Teilhabe an eben diesem Leib. Im Tun Gottes gibt es kein Nacheinander, sondern immer nur ein Zugleich. Es geht immer ums Ganze. »Der Herr tötet und macht lebendig.« (1. Sam 2,6); bei Gott kommt alles zusammen. Das eigentlich Aufregende an diesem ganzen Abschnitt und nun besonders auch an seiner Zuspitzung in diesem 19. Vers aber scheint mir dies zu sein: Es gibt ein Noch-einmal, es gibt eine Wiederholung, es gibt eine neue Chance. Paulus predigt nicht den Rigorismus der ein für alle Mal verpassten Chance, die den *reditus ad baptismum*, die Wiederentdeckung der Gnade nach dem Abfall nicht kennt. Sondern er will sie wiederhaben, seine Kinder, wie der Vater den verlorenen Sohn. Er will sie wiederhaben, diese törichten Provinzler im Glauben, die offenbar nicht in der Lage sind, zu unterscheiden zwischen der Vernunft des Evangeliums und der Unvernunft des Gesetzes. Er gibt sie nicht auf, weil sie das Evangelium an den Nagel gehängt haben. Er will sie wiederhaben. Das ist seine Mission. Darin und darum ist er Apostel in der Nachfolge Jesu Christi, »zu suchen und selig zu machen, was verloren ist«. (Lk 19,10).

Das ist der eigentliche Grund und zugleich die Verheißung dieses zweiten Versuchs und aller weiteren: zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Darum ist Christus gestorben. Wir brauchen diesen Horizont. Wie sollte es auch anders gehen mit uns, wankelmütig und unentschlossen, wie wir sind, zu allen möglichen Hinhaltungen bereit, wenn es darum geht, der Wahrheit auszuweichen, sie noch ein wenig zu vertagen. Ich nehme an mir selbst wahr eine ganz bieder daher kommende Gott- und Christusvergessenheit, Trägheit im Umgang mit Gottes Wort, Nachlässigkeit im Gebet, die Frage, ob das eigentlich alles so stimmt,

was wir glauben und bekennen, dass mir also die Gewissheit abhandenkommt und ich nach Gott eigentlich nicht mehr frage. Und dann, wenn ich das merke, den Faden wieder aufzunehmen, zu wissen, dass ich zurückkehren kann zur Gnade Gottes im Evangelium, das ist es, was mir an diesem Text so wichtig ist. Es geht um den Horizont der bleibenden Gnade, die sich nicht müde gearbeitet hat an ihren Vergeblichkeitserfahrungen mit mir. Das neue Sein bleibt in diesem Leben immer auch verwickelt mit dem alten. Ein Leben lang werden wir, was wir sind und was wir sein wollen: aus Gnade neu. Paulus verwirft die Galater nicht. Er kämpft um sie um des Evangeliums willen.

Amen.

MIT EINEM GESICHT FÄNGT ALLES AN

PREDIGT ÜBER 2. KORINTER 5,1-10¹

KARL-ADOLF BAUER

¹Denn wir wissen: Wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. ²Denn darum seufzen wir auch und sehnen uns danach, dass wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden, ³weil wir dann bekleidet und nicht nackt befunden werden. ⁴Denn solange wir in dieser Hütte sind, seufzen wir und sind beschwert, weil wir lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen, damit das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben. ⁵Der uns aber dazu bereitet hat, das ist Gott, der uns als Unterpfand den Geist gegeben hat. ⁶So sind wir denn allezeit getrost und wissen: Solange wir im Leibe wohnen, weilen wir fern von dem Herrn, ⁷denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. ⁸Wir sind aber getrost und begehren sehr, den Leib zu verlassen und daheim zu sein bei dem Herrn. ⁹Darum setzen wir auch unsre Ehre darein, ob wir daheim sind oder in der Fremde, dass wir ihm wohl gefallen. ¹⁰Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf dass ein jeder empfangen nach dem, was er getan hat im Leib, es sei gut oder böse.

Liebe Gemeinde!

Mit einem Gesicht fängt alles an. Ich meine das Gesicht, das mich nach meiner Geburt angesehen hat. Meist ist es wohl das Gesicht der Mutter, das sich dem neugeborenen Kind zuwendet und es in diesem Leben willkommen heißt. Dieses Gesicht über uns in der Stunde

1 Gehalten anlässlich des Abschlusses eines Ökumenischen Besinnungstages am 20. Oktober 2018.

der Geburt birgt alles in sich, was wir zu einem gelingenden Leben brauchen: Zuwendung, Nähe, Geborgenheit – mit einem Wort: Anerkennung. Ob wir einander ansehen und anerkennen oder ob einer den anderen einfach übersieht und für nichts achtet – das macht Glück oder Unglück eines Lebens aus. Ich wäre nicht am Leben, wenn meine Eltern mir nach meiner Geburt nicht zuerst zugelächelt, mich angedet und bei sich aufgenommen und anerkannt hätten. Und auch für uns Erwachsene gilt: Würde mir niemand Blick und Wort gönnen, dann ginge uns der Mut zum Leben verloren. Denn wir hungern geradezu nach Anerkennung und Beachtung und leiden, wenn wir übergangen und zurückgesetzt werden. Mit einem Gesicht fängt alles an, liebe Gemeinde! Welches Gesicht wird sich über mich beugen, wenn ich einmal die Augen geschlossen haben werde und tot bin? Wird sich dann überhaupt noch ein Gesicht über mich beugen, das über meinen Tod hinaus Leben und Geborgenheit ausstrahlen und mir Anerkennung vermitteln kann? Oder starrt mich dann nur das steinerne Rätselgesicht der Sphinx an? Als im Jahr 1913 Pfarrer Christoph Blumhardt in Bad Boll die Nachricht überbracht wurde, dass sein Freund August Bebel, der damalige Führer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, gestorben sei, da meinte er in seiner un-nachahmlichen Art: »Der wird Augen machen!«

Ja, liebe Schwestern und Brüder! Wir werden alle einmal sterben und Augen machen, wenn wir das Gesicht sehen, das uns dann entgegenleuchtet. Es ist das Angesicht Jesu Christi – ein uns aus dem Evangelium vertrautes Gesicht mit einer uns aus dem Evangelium vertrauten Stimme! Mit diesem Gesicht fängt alles noch einmal an. Weil *er* uns ansieht, wird unser Tod nicht Ende, sondern neuer Anfang sein. Denn dieses Gesicht strahlt neues Leben und ewige Anerkennung aus. Es heißt uns willkommen bei Gott. Das übersteigt freilich unsere jetzige Vorstellungskraft. Wir können uns ja nur vorstellen, was wir schon erfahren haben. Diese Erfahrung aber steht uns ja erst noch bevor. Darum redet der Apostel Paulus davon in Bildern. Mit ihnen will er uns die Augen öffnen für das, was uns auf dem Angesicht Jesu Christi an Anerkennung und Geborgenheit entgegenleuchtet. Es sind Bilder des Trostes gegen den Tod. Mit diesen Bildern wandert das Evangelium vom Kopf zum Herzen. Drei Bilder aus diesem inhaltsschweren Briefabschnitt des Apostels will ich in dieser Predigt ein wenig entfalten.

1. Bild: »Denn wir wissen: Wenn unser irdisches Haus, diese Hütte abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, das ewig ist im Himmel.«

Schlesien. 3. Juni 1946: Gerhard Hauptmann, der Dichter, 84jährig. Rückfall nach dreimaliger Lungenentzündung. Aus einem Dämmerzustand erwachend, letzte Worte: »Bin ich noch in meinem Haus?« Ein Haus, darin zu wohnen und zu sterben – das gehört zum Menschsein. Hauptmann liebte sein Haus, nannte es die »Schutzhülle meiner Seele«. Aber nun stirbt er, bedroht von Vertreibung. 42 Jahre hat der Dichter in seinem Haus in Agnetendorf gewohnt, darin gelebt und gelebt. Er kann sich seine Lebensgeschichte gar nicht mehr ohne dieses Haus vorstellen. Doch nun droht ihm der Auszug aus seinem Haus. Die »Schutzhülle seiner Seele« wird ihm genommen. Aber zugleich droht dem Dichter die Vertreibung aus dem Haus seines Leibes. Mein Leib – das bin ich ja selber, geprägt von allem, was mein Leben ausmacht, hineinverflochten in das Leben anderer. Ich bin von ihnen abhängig, sie von mir. Ich erleide Verletzungen, die mir andere zufügen – manchmal äußerlich sichtbar oder verborgen in meiner Seele. Andere erleiden Verletzungen von mir. Krankheiten haben möglicherweise ihre Narben hinterlassen. Ich werde durch andere beschenkt und beglückt. Ich gebe anderen, was sie freut und ergänzt. Mein Leib vergisst nichts, was er erlebt hat. Er hat ein besseres und tieferes Gedächtnis als mein Kopf. Kurzum: Mein Leib – das bin ich selbst mit meiner ganzen Lebensgeschichte, verwickelt und verwachsen mit der kleineren oder größeren Geschichte um mich herum, auch mit dem Leben der Natur.

Doch was wird aus mir, wenn dieses Haus meines Leibes, in dem ich buchstäblich gelebt und gelebt habe, im Tode abgebrochen wird? Falle ich mit meiner Lebensgeschichte einfach ins Grab des Vergessens? Oder werde ich in die Mülltonne der Geschichte entsorgt? Der Bibel sind diese Fragen nicht fremd. Und der Apostel hat solche Fragen am eigenen Leibe erfahren, als er auf seinen Reisen mehr als einmal in lebensbedrohliche Situationen geraten ist. Trotzdem gibt er nicht einfach seine eigenen Erfahrungen weiter. Immer wenn Paulus in seinen Briefen einen Satz mit den Worten »Wir wissen« anfängt, bezieht er die Glaubenserkenntnis derer ein, die auch ihre Erfahrungen mit Jesus gemacht und vom Glauben etwas verstanden haben. Mit ihnen zusammen ruft er uns jetzt zu: Jetzt bewohnen wir in diesem Leben ein Haus auf Abbruch, sozusagen eine provisorische Hütte. Aber auf uns wartet ein ewiges Haus, nicht eines aus brüchigem, verweslichem Material, sondern ein Haus von Gott erbaut, »das

ewig ist im Himmel«. Mit anderen Worten: Am Ende unseres Lebens droht uns nicht Vertreibung und ewige Obdachlosigkeit – nein: ein neues Leib-Haus wartet auf uns, in dem wir für immer mit unserer ganzen Lebensgeschichte aufgehoben sein werden. Mit einem Satz gesagt: Ich werde, so wie ich in einem kürzeren oder längeren Leben durch gute und böse Erfahrungen hindurch geworden bin, vor Gott stehen: von *ihm* erwartet und empfangen, bei ihm geborgen und aufgehoben – mehr als ich denken kann.

2. Bild: »Solange wir in dieser Hütte sind, seufzen wir und sind beschwert, weil wir lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen«.

Paulus wechselt das Bild. Aus dem Haus, das uns erwartet, wird unversehens das Kleid, das für uns bereit liegt. Unsere Bilder zerbrechen. Denn Gott lässt sich von unseren klügsten Gedanken und schönsten Bildern nicht einholen. Er ist unserem Kopf und unserem Herzen immer voraus! So geht der Apostel nun vom Bild des Hauses zu dem eines Kleides über, von dem wir überkleidet sein möchten. Er kennt – so scheint es – ein Kleid, das die Motten nicht fressen können. Jede und jeder weiß: ein Kleid bietet Schutz und zeichnet uns aus. Es macht uns schön und zieht gegebenenfalls die Blicke anderer auf uns. Deshalb die manchmal ins Skurrile gehenden Versuche eines Menschen aufzufallen, gesehen zu werden: Sieh' mich doch an! Beachte mich doch! Ein Kleid kann Würde geben. Darum zieht der Richter die Robe an, der Pfarrer den Talar, die Braut ein Brautkleid. »Kleider machen Leute!« sagt der Volksmund. Manchmal trägt es sogar zum seelischen Wohlbefinden bei, von Zeit zu Zeit etwas Neues anzuziehen. Man fühlt sich dann ein wenig wie neugeboren, ein bisschen wie ein neuer Mensch.

Es gibt einen Traum, den viele je auf ihre Weise träumen: sie finden sich nackt auf der Straße, in der Öffentlichkeit den Blicken anderer ausgesetzt, buchstäblich ›bloßgestellt‹. Doch wir wollen nicht nackt befunden werden oder bloßgestellt werden! Wenn wir im Tod unseres Leibes ›entkleidet‹ werden, dann stehen wir in der Tat mit allen Spuren, die das Leben hinterließ, ohne Besitz und ohne Schminke und Maske nackt und bloß vor Gottes Angesicht. Aber *er* lässt uns nicht nackt und bloß stehen! *Er* hält einen neuen Leib, ein neues Kleid für uns bereit. *Er* hüllt uns in den weiten Mantel seiner Barmherzigkeit ein, »damit das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben.« Denn Christus wendet uns sein Angesicht zu, sieht uns

an und macht uns zu von Gott angesehenen Menschen. Eingekleidet in das Ansehen Gottes, ausgezeichnet mit neuer Würde, von Gott auf ewig anerkannt – das ist unser Schmuck- und Ehrenkleid. Nichts wird seine Anerkennung dann mehr in Frage stellen. Um diese Garderobe für ihre Toten betet die Gemeinde in manchen Begräbnisliturgien: »Nimm deinen Diener oder deine Dienerin auf und bekleide sie mit dem Gewand des Lichts.« Eingekleidet in das neue Kleid, gewoben aus dem Ansehen Gottes, einem beständigen Zukunfts-Stoff, den die Motten nicht fressen können – das ist die Zukunft, die auf uns zukommt. Und diese Zukunft hat schon begonnen. Denn Gott hat uns schon »als Unterpfand den Geist gegeben«. Seit unserer Taufe sind wir schon von ihm angesehen und anerkannt. Darum trugen die Täuflinge in der Alten Kirche ein weißes Gewand, sozusagen ein Vor-Zeichen für das neue Kleid, mit dem wir von Gott »überkleidet werden.«

3. Bild: »Wir müssen alle offenbar werden.«

Das will sagen: alles wird von Gott her ins rechte Licht gerückt werden. Wenn der Morgenglanz der Ewigkeit über uns aufgeht, werden alle Missverständnisse und Täuschungen weichen – wie der Nebel vor der aufgehenden Sonne. Der Tag des Gerichts wird für alle ein Tag der Überraschung werden. Ich werde in anderem Licht und mit anderen Augen gesehen, als ich mich selbst zu erkennen vermag. Da werden die einen – wie im Gleichnis vom großen Weltgericht (Matthäus 25,31-46) – erstaunt fragen, wann sie denn Jesus in der Gestalt der hungrigen, nackten oder verfolgten Brüder und Schwestern gedient haben. Denn ihnen selbst ist das nie bewusst gewesen. Andere können sich beim besten Willen nicht erinnern, je dem hilfebedürftigen Jesus in der Gestalt seiner geringsten Geschwister begegnet zu sein.

Ja, liebe Gemeinde! Wir werden ins Staunen kommen, wenn wir vor dem Richterstuhl Christi entdecken, was wir anderen Menschen waren, ohne es gewusst zu haben. Und umgekehrt: was andere mir bedeutet haben. Und wenn Gott uns schließlich zeigt, mit wie viel Fäden seiner Güte er am Kleid unseres Lebens gewoben hat, um uns zu dem werden zu lassen, was wir dann vor Ihm und vor uns selber sein werden – dann wird offenbar, was wir hier noch »fern von dem Herrn«, in der »Fremde«, wie der Apostel sagt, erst glauben können. Doch täuschen wir uns nicht: dieses Gericht wird schmerzhaft sein. Es richtet sich ja auf das, was jeder und jede »getan hat im Leib, es sei gut oder böse«, nicht auf Gesinnungen. Das

griechische Wort für »Gericht« heißt »Krisis« - zu Deutsch: Scheidung. Christus wird uns von den bösen Taten, mit denen wir uns und andere verletzt oder gar zerstört haben, definitiv scheiden. Er wird alles aus unserem Leben ausscheiden, was keinen Bestand in seinen Augen hat und was unser Leben und das Leben anderer nur entstellen und verfinstern konnte. Er wird – wie Christoph Blumhardt es einmal treffend formuliert hat – unser ganzes Leben »zu-rechtrichten«. Christus wird uns dabei unausweichlich auf die Taten ansprechen, die wir mit aller Kraft verdrängen und verbergen wollen. Ist es nicht die Aufgabe eines Richters, einen Täter dahin zu führen, dass er aufwacht aus dem Schlaf seines Gewissens und herauskommt aus seiner Rechthaberei und zu einem Menschen wird, der seine Taten sieht und sich ihnen stellt? Wenn Christus unsere Taten richtet, dann holt er uns heraus aus dem Unschuldswahn und löst uns aus unseren Lebenslügen. Und so – gerade so! – hilft er uns dazu, Menschen zu werden: wahr, liebesfähig, aufnahmebereit für die Gegenwart Gottes.

Ich glaube: es gibt genug Augenblicke schon in diesem Leben, in denen wir fühlen, dass wir diese Hilfe brauchen – auch gegen unser Bedürfnis, in Ruhe gelassen zu werden – damit wir nicht länger in der Unwahrheit dahin- und gegen uns selbst anleben. Darum ist das Gericht, das Jesus ausübt, eine Tat der Liebe Gottes an uns Menschen. Denn Gottes Liebe ist keine unverbindliche »Liebessappelei« (um mit Karl Marx zu reden), die alle und alles immer schon »okay« findet. Einem anderen unbedingt das Rechte, die Wahrheit, das Gute wollen, dass es Herz und Geist erfüllt – das ist Liebe! Es ist die Liebe, die Christus in die Welt gebracht hat. Eben die Liebe, die er im Gericht an uns und aller Welt bewährt. Darum gehört Gottes Gericht zum vollen, gelingenden Leben, das Gott uns allen zugedacht hat. Und darum wird sein Gericht die Antwort seiner Liebe auf den Schrei der ungezählten Opfer von Bosheit, Terror und Unrecht sein. *Er*, der liebende Richter der Welt, wird die versteckten Un-Täter finden und unausweichlich auf ihre Taten ansprechen. Er wird definitiv klarmachen, dass es einen Unterschied zwischen gut und böse, Recht und Unrecht gibt, den *er* im Namen Jesu austragen wird. Aber das wäre eine weitere Predigt.

Mit einem Gesicht fängt alles an, liebe Gemeinde! Das Gericht, das uns vom Richterstuhl ansehen wird, ist das uns aus dem Evangelium vertraute Gesicht Jesu Christi. Und seine Stimme dringt schon jetzt im Evangelium an unser Ohr und Herz. Wäre es anders, dann bliebe uns nur die nackte Angst. Doch seht, liebe Brüder und Schwestern, es wird das

menschliche Angesicht Jesu sein, das uns da entgegenleuchtet, ein Gesicht, das Leben und Anerkennung ausstrahlt. Dieser Richter ist zugleich unser bester Anwalt. Denn mit seinem unwiderstehlichen Veto gegen unsere bösen Taten spricht er für uns, umhüllt uns mit seinem Ansehen und erkennt uns ein für allemal an! Ich bin gewiss: Im Blick auf diesen Richter haben wir allen Grund, uns zu freuen, dass wir alle vor dem Richterstuhl Christi offenbar werden.

Ihm sei Dank und Ehre in Ewigkeit.

Amen.

III.

KIRCHE DER REFORMATION:
CHRISTUSBEKENNTNIS UND FREIHEIT

GOTT IST'S, DER IN EUCH WIRKT BEIDES: DAS WOLLEN UND DAS VOLLBRINGEN

PREDIGT ÜBER PHILIPPER 2,12-13¹

ATHINA LEXUTT

¹²Also, meine Lieben, – wie ihr allezeit gehorsam gewesen seid, nicht allein in meiner Gegenwart, sondern jetzt noch weitaus mehr in meiner Abwesenheit – schaffet, dass ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern. ¹³Denn Gott ist's, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.

Liebe Gemeinde,

vielleicht haben Sie das als Kind auch so erlebt oder aber es mit Ihren Kindern so gemacht: Als ich klein war – ist auch schon ein paar Tage her –, habe ich auf das dringende Anraten meiner Mutter hin dann, wenn ich mir etwas ganz furchtbar wünschte, auf die Fensterbank einen Zettel mit eben diesem Wunsch gelegt. »In der Nacht«, so flüsterte meine Mutter mir ganz geheimnisvoll zu, »in der Nacht kommt dann ein Engel; und wenn Du noch ein Gummibärchen oder ein Stückchen Schokolade auf den Zettel legst, dann freut sich der Engel und nimmt den Zettel nochmal so gerne mit. Du musst es nur ganz fest wollen, dann bekommst Du, was du Dir wünschst!« Und Welch ein Wunder: Jedes Mal, wenn ich das genau so machte: schön geschriebener und gefalteter Zettel auf der Fensterbank, Gummibärchen oder Schokolade drauf und dann Augen zugekniffen und ganz fest gewollt – jedes Mal waren am nächsten Morgen Zettel und Süßigkeit verschwunden und kurze Zeit später erfüllte sich mein Wunsch. Es hatte also funktioniert, wie meine Mutter mir versprochen hatte:

1 Gehalten am Reformationstag 2014 in der Christuskirche zu Hennef.

Ein Engel war gekommen, hatte sich um meinen Wunsch gekümmert und mir das gebracht, was ich so fest gewollt habe.

»Du musst nur ganz fest wollen, dann bekommst Du, was Du Dir wünschst!« Wie oft haben Sie in Ihrem Leben diesen Satz so oder ähnlich auch schon gehört? Bis in solche Wendungen hinein wie »Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg« oder »Des Menschen Wille ist sein Himmelreich« oder »Der Wille öffnet die Türen zum Erfolg« oder auch »Der Wille versetzt Berge.« Und allerorten wird es uns wie auf einem Silbertablett dargeboten: Wer es nicht schafft, wer scheitert, der wollte nur nicht kräftig genug. Wer wirklich will, der schafft es auch. Auch viele Fernsehformate leben davon, dass sie an die Willenskraft mahnen: Schlechte Sänger müssen nur den Erfolg wollen, dann schaffen sie es auch, einen Plattenvertrag an Land zu ziehen; Sportler müssen siegen wollen, dann holen sie olympisches Gold; Dicke müssen nur abnehmen wollen, dann purzeln die Pfunde im Nu; ein schlechtes Restaurant kann ein Gourmet-Tempel werden, wenn der Besitzer nur will; und schon Kinder bekommen ihren Lieblingsjoghurt, wenn sie nur wollen. Alles – alles hängt am Willen. Am eisernen Willen, der durch Wände gehen zu können scheint, der sich von nichts und niemandem aufhalten lässt, der konzentriert sein Ziel verfolgt und es unter keinen, wirklich keinen Umständen aus den Augen verliert – und der sogar Engeln befehlen zu können scheint, das zu bringen, was man doch so gerne haben möchte. Vorausgesetzt, ein Gummibärchen klebt auf dem Wunschzettel. Oder ein Stückchen Schokolade. Es liegt alles am Wollen. Wer will, kriegt, was er will, wenn er nur hartnäckig genug will.

Der Predigttext für den heutigen Reformationstag stellt in nur zwei Versen diese ganze Vorstellungswelt komplett auf den Kopf. »Also, meine Lieben«, schreibt Paulus im Brief an die Gemeinde in Philippi im 2. Kapitel, »also, meine Lieben – wie ihr allezeit gehorsam gewesen seid, nicht allein in meiner Gegenwart, sondern jetzt noch weitaus mehr in meiner Abwesenheit – schaffet, dass ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern. Denn Gott ist's, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.«

Der ganze Brief an die Philipper ist davon durchzogen. Anders als in anderen Gemeinden scheint hier, in Philippi, im Osten Mazedoniens, alles einigermaßen in Ordnung zu sein. Paulus muss sich nicht darüber aufregen, dass es konkurrierende religiöse Parteien gibt, er muss nicht mahnen, die Feier des Abendmahls nicht mit einem Abendessen zu verwechseln,

er muss nicht daran erinnern, dass zum Bekenntnis zu Christus auch ein bestimmtes morales Verhalten gehört. Alles in Ordnung in Philippi, und so gibt Paulus schon zu Beginn des Briefes seiner begründeten Hoffnung Ausdruck, dass hier, wo alles so gut angefangen hat und jetzt so gut läuft, auch alles weiterhin gut gehen und diese Gemeinde trotz möglicher Versuche von außen, sie negativ zu beeinflussen, standhaft und wohlgeordnet bleiben wird. Und doch, vielleicht sogar gerade deshalb, erinnert Paulus die Philipper daran, dass sie das nicht sich selbst zu verdanken haben. »Der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird's auch vollenden«, sagt er zu Beginn. Und kurz vor dem Ende des Briefes, bevor er seine eigene, augenblickliche Situation darlegt, beschreibt Paulus, wie selbst er, der doch anderen Rat geben kann und weiter zu sein scheint als die, denen er schreibt, wie selbst er immer auf dem Weg ist, auf dem Weg zu einem Ziel, das er noch lange nicht erreicht zu haben glaubt. Und das, was er bisher erreicht hat, das hat er allein dem Gott zu verdanken, dessen Anhänger er dereinst verfolgt hatte. Paulus weist mehrmals auch in anderen Briefen darauf hin, dass er gewissermaßen nicht freiwillig vom Saulus zum Paulus, vom Verfolger der Anhänger des Jesus zu dessen Apostel geworden ist. Er ist von dem Auftrag förmlich überwältigt worden; er hatte gar keine Möglichkeit, sich dem zu entziehen, er hatte keine Gelegenheit, irgendetwas in Frage zu stellen, er konnte sich nichts überlegen und abwägen. Gott hat die Entscheidung für ihn getroffen. Nicht Paulus selbst hat sich diesen seinen Lebensweg ausgesucht; Gott hat vielmehr ihn ausgesucht. Weder seiner Vernunft noch gar seinem Willen ist es entsprungen, sich in den Dienst dieses Gottes zu stellen. Der Wille – so Paulus an vielen Stellen und mit verschiedenen Akzenten immer wieder – kann gar nichts ausrichten, wenn es um so etwas Wichtiges geht, um so etwas, was über das ganze eigene Leben entscheidet, was die gesamte eigene Ausrichtung betrifft. Er hat am eigenen Leib erfahren, dass er sich niemals von sich aus an diesem Gott ausgerichtet hätte; Gott aber hat sich nach ihm ausgestreckt und ihn auf sich hin gerichtet. Er hat ihm eine Orientierung und ein Ziel gegeben, einen Auftrag und eine Aufgabe. Und Paulus hat genauso am eigenen Leib erfahren, dass keineswegs immer alles gelingt, was er nur heftig genug will. Er stößt auf taube Ohren, auf verkrustete Strukturen, die das Neue nicht akzeptieren; er muss mit Anfragen und Anfeindungen leben; er schafft nicht immer das, was er sich vorgenommen hat. Im Brief an die Römer bringt er es auf den Punkt: »Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute,

das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.« (Röm 7,9) Und etwas später: »So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.« (Röm 9,16) Das ist alles sehr klar und ganz eindeutig: Des Menschen Wille ist eben keineswegs sein Himmelreich, sondern meistens eher die Hölle, weil ihn dieses Wollen keinen Schritt weiterbringt; wo ein Wille ist, ist eben noch lange kein Weg, sondern allenfalls ein Irrweg, der eher weiter weg vom Ziel führt als dorthin; und es gilt eben nicht: Du musst nur ganz fest wollen, dann bekommst Du, was du Dir wünschst. Dieses feste Wollen gaukelt nur vor, es selbst in der Hand zu haben, die wirklich wichtigen Dinge selbst entscheiden zu können, den Lauf der Dinge beeinflussen zu können. Und genau das, so Paulus, genau das geht nicht, funktioniert nicht, ist zum Scheitern verurteilt. Jedenfalls, wenn es um Gott geht. Das Wollen und Vollbringen wird von Gott gewirkt.

Gut 1500 Jahre später sind diese Einsichten des Paulus in Vergessenheit geraten. Dass der Mensch dann, wenn er all seine Vernunft einsetzt, und dass er dann, wenn er nur genug will, zu Gott kommen, sich an ihm ausrichten und seine Gebote erfüllen kann – daran gab es für die Kirche und Theologie der Zeit Martin Luthers keinen Zweifel. Nutzt Du die Geistesgaben, die Gott Dir geschenkt hat, dann kannst Du alles erreichen. Sogar die ewige Seligkeit. Es liegt an Dir, Mensch, ob Du in den Himmel oder in die Hölle kommst. Es liegt an Dir, ob Du selig wirst. Du hast es in der Hand. Wenn Du Gott lieben willst, dann kannst Du ihn auch lieben. Und dann liebt er auch Dich. Gottes Gnade ist Dir gegeben – nun mach auch etwas draus! Du musst etwas draus machen wollen, sonst war das Geschenk der Gnade nicht nur gratis, sondern wirklich umsonst. Und wenn Du etwas draus gemacht hast – dann wird Dir Gott auch im Gericht gnädig sein und Dir werden sich die Pforten des Himmels öffnen, und dahinter wird Dich alles Glück erwarten. Martin Luther geriet dadurch in heftige Anfechtung, in arge Gewissensnot, und er sah, dass seine Beichtkinder in nicht milderer Anfechtung gefangen waren: Wie weiß ich denn, wann ich etwas daraus gemacht habe? Wie heftig muss ich denn wollen, damit ich am Ende bekomme, was ich mir wünsche? Wie fest gewollt ist denn genug gewollt? Luther erkannte mit Paulus: »Denn Gott ist's, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen.« Nicht was ich tue, so entdeckte Luther neu, nicht was ich tue, sondern was Gott tut, das ist das Entscheidende. Ich kann aus eigener Kraft nicht zu Gott wollen, und selbst wenn ich es mit aller Kraft will, dann komme ich ihm

doch keinen Schritt näher. Und weil Gott weiß, dass ich das nicht kann, weil er weiß, dass ich aus eigener Kraft nicht zu ihm kommen kann – deshalb kommt er zu mir. Er kommt zu mir nicht deshalb, weil ich schon auf halbem Weg zu ihm bin. Er kommt nicht zu mir, weil ich ihn mit meinem Willen dazu gebracht hätte. Er kommt zu mir, weil ich schwach bin, weil ich auf ihn angewiesen bin, weil ich Angst habe und es nicht aus eigener Kraft schaffe.

Luther hat an vielen Stellen in seinen Texten gesagt, dass der freie Wille des Menschen im Blick auf Gott nichts ist, eine leere Vokabel, in der nichts drinsteckt. Der Mensch ist nicht frei. Er ist gebunden in seiner Selbstliebe, seiner Furcht, seinem Misstrauen. Und wenn er sich auch entscheiden kann, ein Stückchen Schokolade lieber zu essen als einen Apfel – er kann sich nicht entscheiden, Gott zu lieben. Und wenn dann das Wollen und Vollbringen nicht bei uns, sondern bei Gott liegt – dann wird der Mensch gerade dadurch frei von der Gefangenschaft der Selbstliebe, der Furcht, des Misstrauens. Wenn der Mensch erkennt, dass er nicht frei ist, sich auf Gott auszurichten, Gott aber gerade deswegen sich auf ihn richtet und sein Wollen und Vollbringen lenkt – dann ist er wahrhaft frei. Das ist gar nicht so einfach nachzuvollziehen. Aber vergleichen Sie das mal mit der Liebe zwischen Menschen: Haben Sie sich dafür »entschieden«, Ihren Partner oder Ihre Partnerin zu lieben? Doch hoffentlich nicht! Es kam doch hoffentlich gewissermaßen über Sie. Und wenn Sie sich entschieden haben, dann wohl weniger dazu zu lieben, als dazu, sich aus irgendwelchen Gründen in ein Unvermeidliches zu fügen. Wenn es nun über Sie gekommen ist, wenn Sie – wie es im Englischen so schön heißt – fall in love, in die Liebe geradezu gefallen sind – hat das dann die Liebe Ihres Partners oder Ihrer Partnerin provoziert? Konnten Sie machen, dass er oder sie Sie auch liebt? Sehen Sie, so funktioniert es nicht! Die Ausrichtung auf ein Gegenüber, die Liebe zu einem Anderen, die Orientierung daran – da liegen weder Wollen noch Vollbringen bei uns selbst. Und das erst macht uns und den Partner in dieser Liebe wirklich frei. Luther hat das im 16. Jahrhundert erkannt und wunderbar ins Wort gebracht.

Noch einmal 500 Jahre später ist nicht nur vergessen, was Paulus betont hat, sondern auch das, was Luther mit ihm wiederentdeckt und zur Sprache gebracht hat. Überall wird uns entgegengehalten, dass wir doch nur wollen müssen. Selbst an so einem Fest wie Halloween: Sei nur penetrant genug, wolle nur das Süße fest genug, dann bekommst Du Dein Süßes! Und wir fallen immer wieder darauf herein: Wir müssen nur fest genug wollen, dann

bekommen wir, was wir uns wünschen. Dabei hätte ich doch schon als Kind wissen müssen, dass Wunschzettel und Gummibärchen nicht von einem Engel abgeholt wurden, sondern meine Mami dafür gesorgt hat, dass sich mein Wunsch erfüllte. Und wie oft scheitern wir mit unserem Wollen, so heftig wir es auch einsetzen? Ich kann noch so sehr eine Arbeitsstelle wollen – es hilft nicht. Ich kann noch so sehr wollen, dass Kriege aufhören und Menschen friedlich miteinander leben – es nutzt nichts. Ich kann noch so sehr wollen, dass morgen das Wetter schön wird – ich kann es nicht beeinflussen. Und wenn ich an den 31. Oktober 2012 denke, an dem ich auch einen Gottesdienst gehalten habe, in Köln – wie sehr, oh ja wie sehr, habe ich da gewollt, dass meine Mutter wieder gesund wird – keine zwei Monate später ist sie gestorben. Natürlich: In vielen Fällen kann ich einiges bewirken, indem ich mich auch mit den kleinsten Schritten immerhin bewege. Das Wollen und Vollbringen aber gelingen nicht, ohne dass Gott es in mir wirkt. Gelingt etwas, erfüllt sich ein Wunsch, verändert sich etwas zum Guten, dann darf ich Gott von ganzem Herzen danken. Gelingt es aber nicht, erfüllt sich der Wunsch nicht, verändert sich etwas zum Schlechten – dann darf ich dies vertrauensvoll in Gottes Hand legen und mich weinend und klagend in seine Arme fallen lassen. Das wusste Paulus. Das wusste Luther. Und es wäre schön und heilsam, wenn wir es heute wiederentdeckten.

Denn habe ich das erkannt, dann wird das Beklagte zwar nicht weniger, und auch dass, worüber ich weine, wird nicht weniger traurig sein. Es bleibt der unerfüllte Wunsch, das Scheitern und Misslingen. Aber ich bin damit nicht allein. Ich bekenne dann, dass es da einen gibt, der will, dass ich zu ihm gehöre. Dass es da einen gibt, der mein Herr ist und mich darin befreit. Der mir sagt: Ich will Dich und ich vollende Deinen Weg, wie schief und krumm der auch immer ist. Ich bekenne dann, dass Jesus Christus der Grund ist, der gelegt ist auch und gerade für mein Leben, dass er meine Feste und meine Burg ist, meine Zuversicht und meine Stärke, eine große Hilfe in allen Nöten und mein Schutz. Und dass er am Ende auch mich vor seinem Vater bekennen wird.

Amen.

GNÄDIGE UND GNADENLOSE FREIHEIT

REFLEXIONEN ZU RÖMER 7,4-7¹

MICHAEL ROTH

⁴Also seid auch ihr, meine Brüder, dem Gesetz getötet durch den Leib Christi, sodass ihr einem andern angehört, nämlich dem, der von den Toten auferweckt ist, damit wir Gott Frucht bringen. ⁵Denn solange wir dem Fleisch verfallen waren, da waren die sündigen Leidenschaften, die durchs Gesetz erregt wurden, kräftig in unsern Gliedern, sodass wir dem Tode Frucht brachten. ⁶Nun aber sind wir vom Gesetz frei geworden und ihm abgestorben, das uns gefangen hielt, sodass wir dienen im neuen Wesen des Geistes und nicht im alten Wesen des Buchstabens. ⁷Was sollen wir denn nun sagen? Ist das Gesetz Sünde? Das sei ferne! Aber die Sünde erkannte ich nicht außer durchs Gesetz. Denn ich wusste nichts von der Begierde, wenn das Gesetz nicht gesagt hätte (2. Mose 20,17): »Du sollst nicht begehren!«

»Welche Freiheit?« – so fragt das Tagungsprogramm unserer Tagung in Sondershausen. Welche Freiheit? Was soll die Frage? Bedarf denn die Freiheit einer näheren Bestimmung? ›Freiheit‹ – ein so erhabener Begriff, sagt das Wort nicht schon genug aus? Wirkt die Frage »Welche Freiheit?« nicht etwas unverständlich angesichts der triumphalen Rede von der Freiheit? Dabei ist die Frage ›Welche Freiheit?‹ überhaupt die entscheidende Frage – entscheidend, um von einer Freiheit sprechen zu können, die gnädig genannt zu werden verdient. Sehen wir uns den Begriff ›Freiheit‹ in aller gebotenen Kürze an: Freiheit ist ein Reflexionsbegriff. Mit dem Begriff Freiheit ist kein positiv aufweisbarer Sachverhalt bezeichnet; vielmehr wird auf

1 Gehalten anlässlich der Tagung der Luther-Akademie in der St. Trinitatiskirche in Sondershausen am 6. Oktober 2011.

die Abwesenheit eines solchen reflektiert, und zwar in der Regel auf die Abwesenheit einer konkreten Beeinträchtigung. Ein Mensch kann fieberfrei sein, ein Volk frei von Fremdherrschaft oder einem Tyrannen. Wir haben konkrete Vorstellungen von dem, was Freiheit nicht ist, insofern wir Freiheit stets gegen erzwungene und von außen festgelegten Handlungen abgrenzen. ›Frei‹ wird etwas gemäß dem Alltagsverständnis also genannt, wenn es frei von Hindernissen, Behinderungen oder Beeinträchtigungen ist: Wir haben eine ›freie Aussicht‹, signalisieren anderen eine ›freie Fahrt‹ oder plädieren für eine ›freie Meinung‹. Die Rede von Freiheit hat nur innerhalb konkreter Kontexte Sinn. Freiheit lässt sich nicht isolieren von dem konkreten Gebrauch seiner Verwendung.

Was ist die Freiheit? Dies ist eine sinnlose Frage. Es gibt keine Freiheit an und für sich, sondern der Begriff ›Freiheit‹ ist jeweils durch den konkreten Kontext bestimmt. Nun werden wir aber beobachten können, dass Freiheit in bestimmten Zusammenhängen häufig als Megabegriff gebraucht wird – es wird von der Freiheit gesprochen, die es zu entdecken, die es zu fördern, die es ernst zu nehmen, für die es zu kämpfen, die es zu beachten und die es zu ergreifen gilt. Die Freiheit wird hier als Versprechen offeriert. Aber die Freiheit wird in diesen Parolen nicht näher bestimmt. Freiheit wozu? Natürlich wird der Begriff damit leer; denn »Freiheit« ohne nähere Erklärung bezeichnet schlicht nichts. Sie ist ein Wortgetöse, ein leeres Versprechen! Dass der Begriff damit leer wird, ist zu verschmerzen. Es gibt viele leere Begriffe, wir haben uns daran gewöhnt. Schlimmer ist, dass der Begriff ›Freiheit‹ in seiner Leere gefährlich wird. Eine solche Freiheit wäre nämlich das reine Sollen – ein Sollen, an dem wir nur scheitern können!

Sehen wir uns diese abstrakte Freiheit näher an. Das Versprechen der Freiheit beinhaltet eine Aufforderung: Nutze die Freiheit! Wozu soll ich meine Freiheit nutzen? In welche Richtung setzt mich eine solche Freiheit? Kann ich überhaupt irgendetwas tun, ohne damit die Freiheit in ihrer Größe bereits zu verraten, weil ich mich durch mein Tun und Handeln so oder so festgelegt und gebunden habe, diese oder jene Möglichkeit ungenutzt lasse? In der Tat: Mit jedem Schritt, den ich tue, lege ich mich fest. Mit jeder Möglichkeit, die ich wähle, schließe ich andere Optionen aus. Und damit wird die Freiheit bereits verraten!

Wir stehen mit dieser abstrakten Freiheit vor dem reinen Sollen, etwas zu verwirklichen: »Werde!« – so lautet das Gesetz der abstrakten Freiheit. »Verwirkliche!« Aber: Jedes Verwirkli-

chen schließt anderes Verwirklichen aus – und macht mich schuldig an der Freiheit und ihrer Forderung zu verwirklichen. Nie kann ich genügen. Eine solche abstrakte Freiheit, die die Freiheit zum Ziel hat, ist gnadenlos. Sie ist die totale Leere, die absolute Richtungslosigkeit, die reine Forderung, die mich nur versagen lässt. Frei bin ich, wenn ich tun kann, was ich will. Wenn aber mein Wille in keine Richtung gesetzt ist, bin ich nicht frei, sondern orientierungslos und leer. Das Versprechen der abstrakten Freiheit lähmt.

Paulus spricht nicht von einer abstrakten Freiheit, sondern von einer konkreten, ja einer anstößig konkreten Freiheit, der Freiheit in Christus. Hierzu aus dem 7. Kapitel des Römerbriefs die Verse 4 bis 7: »Also seid auch ihr, meine Brüder, dem Gesetz getötet durch den Leib Christi, so dass ihr einem andern gehört, nämlich dem, der von den Toten auferweckt ist, damit wir Gottes Frucht bringen. Denn solange wir dem Gesetz verfallen waren, da waren die sündigen Leidenschaften, die durchs Gesetz erregt werden, kräftig in unsern Gliedern, so dass wir dem Tode Frucht brachten. Nun aber sind wir vom Gesetz frei geworden und ihm abgestorben, das uns gefangen hielt, sodass wir dienen im neuen Wesen des Geistes und nicht im alten Wesen des Buchstabens.«

Von welcher Freiheit spricht Paulus hier? Christliche Freiheit ist keine autonome Freiheit, keine Freiheit also, in der der Mensch auf sich selbst gestellt ist, die nur als bloßes leeres Versprechen an ihn ergeht – und die ihn letztlich nur an ihr schuldig werden lässt. Und die christliche Freiheit ist auch keine solche, die nicht weiß, woher sie kommt und in welche Richtung sie versetzt. Die Freiheit, von der Paulus spricht, ist konkret: Sie gründet in Christus. Damit ist sowohl ihr ›Woher‹ als auch ihr ›Wohin‹ markiert. In der paulinischen Rede von Freiheit stehen nicht der Mensch und seine Möglichkeiten am Anfang, sondern Gottes Tat. Christliche Freiheit lebt von dem »Dir ist gegeben!«. Sie ist daher keine Qualität des Menschen, die es »zu entdecken« und »freizulegen« gilt, sondern eine Gabe. Sie verdankt sich der Zusage Gottes. Freiheit ist Bindung an Christus.

Was bedeutet es, dass mich die christliche Freiheit an Christus bindet? Freiheit wird von Paulus als Freiheit von dem Gesetz verstanden, als Freiheit von dem Sollen. Die Freiheit, die uns in Christus gegeben ist, ist also das genaue Gegenteil der Freiheit, die es angeblich in uns zu entdecken und die es zu verwirklichen gilt. »Dir ist gegeben!«. Das ist das genaue Gegenteil von »Werde!« Bindung an Christus heißt, dass Gott mich ansieht, als wäre ich Christus.

»Blicke auf Christus, das bist du für mich!« – »Du musst nichts verwirklichen, um für mich ein annehmbarer Mensch zu sein.« – »Du kannst darauf verzichten, um des Verwirklichens willen zu verwirklichen!« – »Du kannst aufhören, dich in einer Nabelschau mit dir selbst zu beschäftigen und zu fragen, wie du werden kannst!«

Nun behauptet Paulus, dass gerade eine solche Freiheit, eine gegebene Freiheit, eine Freiheit, die mich von jedem Sollen befreit, »Frucht« bringt. Wie ist das zu verstehen? Eine Freiheit, die mich davon befreit, eine abstrakte Freiheit zu verwirklichen, schenkt mir den Raum, mich konkreten Anforderungen des Daseins zuzuwenden, zu tun was hier und jetzt nötig ist. Sie ermöglicht es mir allererst den Blick auf andere und anderes zu lenken, weil mein Blick nicht mehr auf mir heften muss. Die gewährte Freiheit ermöglicht diejenige Distanz zu mir, die der nötige Spielraum zum Handeln ist.

Das »neue Leben«, von dem Paulus spricht, ist Freiheit durch eine heilsame Bindung – eine Freiheit, die auch von dieser Bindung nicht zu lösen ist, ohne zerstörerisch zu werden. Ich wünsche uns, dass wir dieser Freiheit näher auf die Spur kommen.

Amen.

KIRCHE DER FREIHEIT – KIRCHE IM WERDEN

PREDIGT ÜBER GALATER 4,1-7 & 5,1-7¹

HANS MIKOSCH

Liebe Gemeinde!

Ein Blatt Papier, ein Hammer, ein paar Nägel, ein kluger Kopf, ein frommes Herz, ein mutiger Bergmannssohn, der Mönch und Professor wurde, haben eine geistig-geistliche, kulturelle Revolution ausgelöst. Martin Luther hat wohl nicht geahnt, welche Lawine des Umdenkens, des Glaubens wie des Nichtmehr Glaubens, des Zweifels an allen Autoritäten er damit lostreten würde. Aber es ist bis heute das Kerngeschäft eines jeden denkenden Professors, einer jeden denkenden Professorin, zum Meinungsstreit, zur Disputation einzuladen. Er hat damals gefordert, Kirche und Gesellschaft sollten sich auf ihre Wurzeln, ihre Herkunft beziehen und sodann alles das beschneiden, was sich falsch entwickelt hatte: Die Heilige Schrift sollte allein als Wurzel, als Herkunftsort der Kirche gelten. An ihr sollte sich die Gegenwart messen. Zurückbinden zur alleingültigen Form – das ist Reformation. Seine Kritik am herrschenden kirchlich-gesellschaftlichen System hat die Menschen damals elektrisiert. Da wagte einer etwas auszusprechen, anzuprangern, in Frage zu stellen, einer allgemeinen Unzufriedenheit mit den Zuständen Worte zu geben. Die im 15. Jahrhundert erfundene Buchdruckerkunst, das Internet des 15./16. Jahrhunderts, half zur schnellstmöglichen Verbreitung in dem damals bekannten Europa.

Einer der Hauptakteure, auf den sich Luther bezog, war der jüdische Zeltmacher und Gelehrte Paulus. Ihm war vor Damaskus eindrücklich klar gemacht worden: Du bist mit deinem Eifer gegen die Christen auf dem Holzweg, so wie Luther in seiner Turmstube sich die Bibel nicht als Gesetzbuch vielmehr als Evangelium erschloss nach der Devise: Nicht so sehr gehorchen sollst du, sondern Vertrauen sollst du wagen. Glauben sollst du haben. Denn

1 Gehalten anlässlich des Reformationstages 2012 in der Stadtkirche zu Greiz.

du hast das dir in Jesus Christus zuteilwerdende Erbe nicht nur anzutreten, sondern es auch umzusetzen. Dazu zwei Texte aus dem Brief an die Gemeinde in Galatien, Kapitel 4 und 5.

¹Ich sage aber: Solange der Erbe unmündig ist, ist zwischen ihm und einem Knecht kein Unterschied, obwohl er Herr ist über alle Güter; ²sondern er untersteht Vormündern und Verwaltern bis zu der Zeit, die der Vater bestimmt hat. ³So auch wir: Als wir unmündig waren, waren wir geknechtet unter die Mächte der Welt. ⁴Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und unter das Gesetz getan, ⁵auf dass er die, die unter dem Gesetz waren, loskaufte, damit wir die Kindschaft empfangen. ⁶Weil ihr nun Kinder seid, hat Gott den Geist seines Sohnes gesandt in unsre Herzen, der da ruft: Abba, lieber Vater! ⁷So bist du nun nicht mehr Knecht, sondern Kind; wenn aber Kind, dann auch Erbe durch Gott.

Die Geschichte ist plausibel. Nicht das Kind, sondern der Erwachsene erhält das Erbe. Das gilt materiell, was Geld und Gut angeht. Das gilt auch geistig: Der Erwachsene darf wählen, darf eine Partnerschaft/Ehe eingehen, darf über seinen Lebensweg und seinen Glauben entscheiden. Für diese menschlichen Freiheitsrechte haben wir in den Friedensgebeten 1989 gebetet, sind anschließend hinaus auf die Straßen und Plätze gegangen. Zu dieser Freiheit, die den aufrechten Gang wagen lässt, hat uns Christus befreit.

¹Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen! ²Siehe, ich, Paulus, sage euch: Wenn ihr euch beschneiden lasst, so wird euch Christus nichts nützen. ³Ich bezeuge abermals einem jeden, der sich beschneiden lässt, dass er das ganze Gesetz zu tun schuldig ist. ⁴Ihr habt Christus verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, aus der Gnade seid ihr herausgefallen. ⁵Denn wir warten im Geist durch den Glauben auf die Gerechtigkeit, auf die wir hoffen. ⁶Denn in Christus Jesus gilt weder Beschneidung noch Unbeschnittensein etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe tätig ist. ⁷Ihr lieft so gut. Wer hat euch aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen?

Liebe Gemeinde, es gibt bis zum heutigen Tage viele Worte und Wortspiele, die ein Gefühl unevangelischer Unfreiheit umschreiben: »Da kann man nichts machen.« »Es kommt doch so, wie es kommen soll.« »Die da oben machen doch, was sie wollen.« Sicherlich ist es so, dass wir alle eingebunden sind und unseren Möglichkeiten Grenzen gesetzt sind. Die Höhe meines Gehalts oder meiner Renten zeigen mir, welche Sprünge ich machen kann oder auch tunlichst zu unterlassen habe, wenn ich mich nicht verschulden will oder gar zu verarmen drohe. Meine genetische Disposition und meine Gesundheit setzen mir Grenzen. Die Tatsache, dass ich als Junge oder Mädchen geboren wurde und heute als Mann oder Frau lebe, zeigt mir Wege auf, von denen ich nicht einfach abweichen kann. Und die Arbeit, die ich zu leisten habe, macht mich effektiv oder auch weniger produktiv. Das alles sind sozusagen die äußeren Rahmen. Unser Text nach Paulus spricht aber noch von einer anderen Freiheit: Die Freiheit meiner inneren Haltung. Zur Freiheit hat uns Christus befreit.

Das hierfür in Anschlag gebrachte Beispiel der jüdischen Beschneidung hat neue Aktualität gewonnen. Die Frage, die Paulus damit den Christen damals stellte, lautete ganz einfach: Wenn ihr zur Gemeinschaft der Juden gehören und deren Gesetze und Riten befolgen wollt, dann müsst ihr euch beschneiden lassen, denn das ist dort Bedingung. Wenn ihr aber in Christus frei sein wollt, dann verzichtet darauf und lebt fortan in einer Gemeinschaft der Freien und Ungebundenen, der nur Christus allein Verantwortlichen. Denn zur eigentlichen Freiheit hat uns Christus befreit. Wie soll das aussehen? In der DDR-Schule habe ich gelernt: Freiheit ist die Einsicht in die Notwendigkeit. Damit konnte ich umgehen, wenn es auch nicht immer einfach war, das Gleiche wie der Lehrer oder Lehrmeister als notwendig zu erachten. Auf dem kirchlichen Seminar zur Vorbereitung des Abiturs las uns der Deutschlehrer Rosa Luxemburg vor: Die Freiheit ist immer die Freiheit des Anderen. Das war einerseits sympathisch, weil ich damit auch meine Freiheit einfordern konnte, andererseits schwierig, weil auch mein Gegenüber von mir Akzeptanz erwartete.

Der ehemalige EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber hat die evangelische Kirche als Kirche der Freiheit umschrieben – eine Kirche, in der verstärkt die Laien und nicht die Hauptamtlichen das Sagen haben. Pfarrerrinnen und Pfarrer bis hin zur Landesbischöfin werden auf 10 Jahre gewählt, können wiedergewählt werden. Männer und Frauen werden ordiniert. Die wichtigen Entscheidungen in einer Kirchengemeinde trifft der Gemeindekir-

chenrat, in einem Kirchenkreis die Synode. Alle, »die aus der Taufe gekrochen sind Priester« (Luther) und damit ohne Zwischeninstanz eines Priesters, der ihnen sagt, was sie zu tun oder zu lassen haben, sind mit ihrem Gewissen vor Gott verantwortlich. Die Devise an uns alle lautet: Prüfet alles, aber das Gute behaltet« (Paulus). Wir leben in einer sich selbst verwaltenden, demokratisch-synodal funktionierenden Kirche des Evangeliums von der Freiheit in Jesus Christus. Vieles davon hat in die Gesellschaft Einzug gehalten, unsere Kultur bereichert: Ich kann in jeder öffentlichen Versammlung meine Meinung sagen; die Bundeswehrsoldatin braucht Befehle, die gegen die Menschenwürde gerichtet sind, nicht auszuführen. Martin Luther hat in der Schrift ›Von der Freiheit eines Christenmenschen‹ formuliert (ich kürze): »Ein Christenmensch ist Knecht aller Dinge und Herr aller Dinge.« Er meint damit: Ich habe mich dort einzuordnen, wo es die Gesetze und Rahmen einer Gesellschaft, einer Stadt, eines Dorfes, eines Betriebes, einer Kirchengemeinde erfordern. Luther selbst blieb mit seiner Frau in Wittenberg, als dort die Pest wütete und pflegte die Kranken. Ein Christ ist ein Knecht aller. Der Christ aber darf andererseits auch seine Stimme erheben wenn es um die Würde des Lebens geht: vom ungeborenen Kind bis zur sog. Sterbehilfe; wenn die Schere von arm und reich eklatant auseinanderklafft; wenn eine Energiewende einseitig zu Lasten der wenig Verdienenden umgesetzt wird; wenn kirchliche Strukturen ihrem Verkündigungsauftrag, das Evangelium unter die Menschen zu bringen, zuwiderlaufen. Wir haben unlängst mit Kerzen in Gera für den Erhalt des Theaters demonstriert. Sollte man nicht genau prüfen, wo dies kirchlich angebracht ist, auf die Straße zu gehen, um damit der Kreissynode und dem Superintendenten bei Einsparungen den Rücken zu stärken?!

Liebe Gemeinde, Kirche ist wie der Glaube nichts Festes, sondern etwas im Werden, manchmal sogar etwas, das sich im Umbruch befindet. Die Reformatoren konnten von daher sagen: »Kirche ist immer, das heißt ständig, zu reformieren«. Aber diese Veränderungen wollen gelebt und gestaltet sein, damit sie Nutzen bringen und keinen Schaden anrichten. Der Glaube kommt zu aller Zeit aus dem Wort. Ich bete und wünsche, dass viele dieses Wort der Freiheit gebrauchen und es selbstbewusst zu leben wagen. Ich wünsche uns Glauben und Mut für die Wege, die wir zu gehen haben.

Amen.

GOTTES FÜRSORGE FÜR ALLE, DIE SICH ZU CHRISTUS BEKENNEN

PREDIGT ÜBER MATTHÄUS 10,26b-33¹

JÜRGEN KAMPMANN

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen! Amen.

Im 10. Kapitel des Matthäus-Evangeliums sind folgende Worte überliefert, die Jesus an seine Jünger richtet – sie sollen heute, ganz wie es üblich ist beim Gedenken an die Reformation in diesem Jahr, der Predigt zugrunde liegen:

[Jesus sprach zu seinen Jüngern:] ^{26b}Denn es ist nichts verborgen, was nicht offenbar wird, und nichts geheim, was man nicht wissen wird. ²⁷Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was euch gesagt wird in das Ohr, das verkündigt auf den Dächern. ²⁸Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht töten können; fürchtet viel mehr den, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle. ²⁹Verkauft man nicht zwei Sperlinge für einen Groschen? Dennoch fällt keiner von ihnen auf die Erde ohne euren Vater. ³⁰Bei euch aber sind sogar die Haare auf dem Haupt alle gezählt. ³¹Darum fürchtet euch nicht; ihr seid kostbarer als viele Sperlinge. ³²Wer nun mich bekennt vor den Menschen, zu dem will ich mich auch bekennen vor meinem Vater im Himmel. ³³Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem Vater im Himmel.

Herr, mach uns stark im Mut, der dich bekennt – und kehre dazu ein in unsere Herzen durch das Wort, das von deinem Evangelium Zeugnis gibt. Amen.

1 Predigt in der St. Jakobus-Kirche zu Tübingen am 5. November 2017.

Liebe Gemeinde,

wenn jemand eine große öffentliche Veranstaltung plant und vorbereitet, dann gehört dazu selbstverständlich auch, dass man schon von weitem erkennt: Da ist etwas los! Da gibt es etwas Besonderes! Da muss ich hin, um etwas mitzubekommen – von dieser Messe, von dieser Ausstellung, von diesem Fest. Und deshalb sind bei solchen öffentlichen Veranstaltungen Fahnen beliebt; sie wehen weit sichtbar im Wind, und sie können mit ihren Farben, mit ihrem Symbol schon von ferne anzeigen, um was es geht.

Auch die Kirche macht sich das zunutze, manchmal mit einer Kirchenfahne draußen am Kirchturm, aber fast immer im Gottesdienstraum selbst. Da wird jedem, der hereinkommt, gleich ›Flagge‹ gezeigt, damit er von vornherein weiß, um was es hier drinnen gehen wird. Es wird Flagge gezeigt in Form der Behänge, der Antependien am Altar, an der Kanzel und am Lesepult: Weiß für das Christfest, Violett für die Vorbereitungszeiten, die Bußzeiten, und Grün für den Normalfall, die nicht in solcher besonderen Weise geprägten Zeiten und Tage im Jahr. Und wer heute, zur Feier des Reformationstages, in die Kirche hineinkommt, der soll Rot sehen. Rot – das zeigt an: Jetzt wird's für den Menschen heiß und feurig, wenn dir der Geist Gottes begegnet, der dich entflammt; jetzt geht es um dein Innerstes, dein heißes Blut, dass du aus Gleichmut und Gleichgültigkeit herauskommst; jetzt geht es ums Herz, jetzt geht es um dein Engagement, dein Bekenntnis, für das du dich einsetzt, für das du dich hingibst, für das du vielleicht gar auch dein Blut vergießt. Was heute verhandelt wird, das soll dich, das darf dich nicht kalt lassen! Und darum wird am Altar nicht nur zu Pfingsten, bei der Ausgießung des Heiligen Geistes, und nicht nur am Konfirmationstag, wenn es um das Bekenntnis des Glaubens geht, und nicht nur, wenn es eine Kirchenversammlung, eine Synode gibt, die über das zu entscheiden hat, was in der Kirche getan – und auch gelassen – werden soll, Rot ›geflaggt‹ – also ein roter Altarbehang gezeigt, sondern auch am Reformationstag.

Denn da geht es um das Bekennen, nicht vorrangig um einen Luthergedenktag oder eine Erinnerungsstunde an das 16. Jahrhundert. Es geht um das Bekenntnis zu Jesus, dem Christus, als demjenigen, von dem unser Heil vor Gott abhängt: »Wer nun mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater«, gibt Jesus als Verheißung und als Mahnung, ja Warnung seinen Jüngern mit auf den Weg.

Das zeigt an, dass es beim Bekenntnis um mehr geht als nur darum, etwa eine gute Meinung von Jesus zu haben oder ihn als einen weisen Religionsstifter anzuerkennen. Die entscheidende Frage ist, ob ich ihn als ›Sohn Gottes‹, also denjenigen anerkenne, der gültig und für mich wegweisend, maßstabgebend und verbindlich sagt, *wer* Gott für mich sein will, und *wie* er mir Gott sein will und wird. Und deshalb geht es beim Christusbekenntnis um alles, um Heil oder eben Unheil. Denn wenn ich mich nicht zu Christus bekenne, sage ich Gott ab – ich sage Gott ab, weil ich nicht *seinen* Weg, sich mir kundzugeben, sich mir bekannt zu machen, sich zu offenbaren, annehme.

Sich selbst etwas auszudenken, sich selbst etwas zusammenzureimen, zu ›klügeln‹ (wie man früher sagte), das ist in Sachen des Glaubens – und das heißt doch: in Sachen der Begegnung Gottes mit uns – nicht bloß unnützlich, vergeblich, vertane Zeit, es ist gefährlich, ein Irrweg – ein Weg, der nur zu mir selbst führt, und damit von Gott, der in Jesus von Nazareth auf mich zukommt, gerade weg.

Das haben Martin Luther und seine Mitstreiter nach 1517 in den Jahren der Reformation neu erkannt. Und deshalb haben sie in der Kirche aufgeräumt, die Dinge wieder so zurechtgerückt, dass sie dienlich sind und auf Christus hinweisen. Manchen ist das zu Kopf gestiegen und sie haben gleich alles an Inventar hinausgeworfen, was drinnen zu finden war. Das waren die Bilderstürmer und ›Schwärmer‹, wie man sie damals genannt hat, die den freigeräumten Raum dann einfach mit ihren eigenen Ideen neu gefüllt haben. Aber *das* war nicht Luthers Anliegen, dass unter dem Deckmantel der Reformation eigene Phantasien von Gott und Welt Einzug halten sollten. Luther und diejenigen, die ihm verbunden waren, haben engagiert, mit Herzblut, aufgeräumt, mit heißer Liebe zu Christus, auf ihn blickend, aber *nicht* mit blindem, hitzigem Zorn. Sie haben nur das hinausgetan, was Christus überdeckt, seine Bedeutung verstellt, von ihm ablenkt, was auf Nebenwege führt und Menschen falsch in Anspruch nimmt, was sie abbringt davon, Christus zu vertrauen und ihn zu bekennen. Deshalb brauchte und braucht es nicht eine Handvoll oder gar ein Dutzend Altäre in einer Kirche, diversen Heiligen oder Maria geweiht, sondern den *einen* Altar, an dem Christus sich selbst gibt hingibt mit seinen Worten und seinem Wesen, seinem Leib und Blut.

Und weil alles an Christus selbst hängt, deshalb braucht es auch keinen Stellvertreter Christi auf Erden, der in den sich wandelnden Zeiten jeweils neu zu sagen hätte, was man

in der Kirche zu denken und zu bekennen und zu tun hat. Weil es auf Christus ankommt, braucht die Kirche auch kein neues Bekenntnis – im Gegenteil, ihr Markenzeichen, ihre Garantie ist, dass sie an dem alten, überlieferten Bekenntnis festhält. Weil es auf Christus ankommt, braucht es keine Ergänzungen zur Heiligen Schrift; alles, was für Heil und Seligkeit des Menschen nötig ist, ist längst bekannt: »Es ist nichts verborgen, was nicht offenbar wird, und nichts geheim, was man nicht wissen wird. Was ich [Christus] euch sage in der Finsternis, *das* redet im Licht, und was euch gesagt wird in das Ohr, *das* predigt auf den Dächern«, sagt Jesus seinen Jüngern.

Die Not der Kirche bis auf diesen Tag ist, dass diese Ein-deutigkeit immer wieder verschüttet zu werden droht – von dem, was Menschen alles in die Kirche hineintragen – und was doch nur aufgelegt, ohne feste Verbindung zum Fundament ist.

Solche Aufräumarbeit anzupacken, dazu gehören Einsatzbereitschaft, Kraft und Mut. Martin Luther und seine reformatorischen Zeitgenossen haben es gewagt – und erfahren, dass das, was davon nötig war, ihnen auch zugekommen ist – nicht im Voraus, sondern in dem Augenblick, in dem es nötig war. Ihr Vertrauen auf Christus wurde nicht enttäuscht. Sie haben erlebt, was Christus seinen Jüngern sehr anschaulich, sehr bildhaft mitgegeben hat: »Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht töten können. Fürchtet euch vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle«.

Trotzdem: Keine Sorge! Keine Furcht! »Kauft man nicht zwei Sperlinge für *einen* Groschen? Dennoch fällt keiner von ihnen auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählt« – heißt doch nicht weniger als: Gott kennt euch auf das Allerbeste und achtet sorgsam auf euch: »Darum fürchtet euch nicht, ihr seid besser als viele Sperlinge.«

In dieser Zuversicht sollen wir uns zu Christus bekennen und handeln – ohne Sorge, ohne Furcht, was daraus werden mag. Bekennen macht frei – innerlich – und unbekümmert, un-bekümmert im eigentlichen Sinn des Wortes: ohne Kummer. Viele Glaubenszeugen haben das schon erfahren, dass das, was als hohe Last, als unüberwindbar erscheinende Mauer sich auftürmt, dahin ist, wie weggeblasen erscheint, wenn der Mut des Bekennens gesiegt hat, das Vertrauen auf den gegenwärtigen Gott gewagt wurde und das Feuer und der Wind des Heiligen Geistes gewirkt haben, Licht und Bewegung gebracht haben.

Habt ihr noch die Lesung aus der Apostelgeschichte präsent – von dem Verhör, dem Petrus und Johannes vor dem Hohen Rat unterzogen wurden (Apg 4,8-20)? Da legen beide ein Bekenntnis zu Christus ab: »Das ist der Stein, von euch Bauleuten verworfen, der zum Eckstein, also: zum Grundstein, zum grundlegenden Fundament geworden ist.« Und: »In keinem anderen ist das Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir sollen selig werden.« Das ist ein klares Bekenntnis, das auch von den anderen als solches verstanden wird: »Sie aber sahen den Freimut des Petrus und Johannes.« Und gegen den half auch kein Drohen, »dass sie hinfort zu keinem Menschen in dem Namen Jesu« mehr reden sollten.

Geradezu locker halten da Petrus und Johannes entgegen: »Urteilt selbst, ob es vor Gott recht ist, dass wir euch mehr gehorchen als Gott.« Jemandem mehr gehorchen als Gott? Das kann niemand befürworten, der Gott nicht schlankweg leugnet. Und wer Christus begegnet ist, der kann davon auch nicht aufhören zu reden, zu singen, zu lobpreisen. Das ist schon Petrus und Johannes so ergangen, und das ist in der Gegenwart nicht anders.

Christus spart nicht mit seiner Gegenwart. Sein Wort *ist* zu hören; er *wird* gegenwärtig auch in dem Mahl, das er einsetzt, in dem er sich gibt. Es gibt am Altar nicht nur Rot zu sehen, es gibt auch, wenn man das einmal so sagen will, ›Rot‹ zu hören und ›Rot‹ zu schmecken. Das Bekenntnis zu Christus macht herzlich, warm, lebendig, feurig, liebebevoll, heiß, Gutes zu tun – und frei bis hin zum (zivilen) Ungehorsam, wo es Gott mehr zu gehorchen gilt als den Menschen.

Aber das ist ein Folgethema. Das erste Thema der Reformation ist das der Fürsorge Gottes für die, die sich zu ihm, zu seinem Christusweg bekennen. In dieser Zuversicht dürfen wir auch in der Vielgestaltigkeit *unseres* Daseins leben mit den Klarheiten, Unwägbarkeiten, den Bindungen und Verflechtungen, in denen wir stecken, gehalten oder aber auch verfangen sind. Wie damit leben? Im Dennoch des Glaubens und Vertrauens, dass Christus, Gott selbst, für uns eintritt.

Georg Weissel, der einst in Königsberg in Ostpreußen in den Jahren des Dreißigjährigen Krieges gelebt und gearbeitet hat, hat es in prägnante Worte gefasst, 1642, sechs Jahre vor dem Ende des Krieges:

*»Such, wer da will
ein ander Ziel!
die Seligkeit zu finden.
Mein Herz allein
bedacht soll sein
auf Christus sich zu gründen.«*
(EG 346, 1)

Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.

LIED IM ANSCHLUSS AN DIE PREDIGT:

EG 346, 1+4+5:

1. Such, wer da will,
ein ander Ziel,
die Seligkeit zu finden;
mein Herz allein
bedacht soll sein,
auf Christus sich zu gründen.
Sein Wort sind wahr,
sein Werk sind klar,
sein heiliger Mund
hat Kraft und Grund,
all Feind zu überwinden.

4. Meins Herzens Kron,
mein Freudensonn
sollst du, Herr Jesu, bleiben;
lass mich doch nicht
von deinem Licht
durch Eitelkeit vertreiben;
bleib du mein Preis,
dein Wort mich speis,
bleib du mein Ehr,
dein Wort mich lehr,
an dich stets fest zu gläuben.

5. Wend von mir nicht
dein Angesicht,
lass mich im Kreuz nicht zagen;
weich nicht von mir,
mein höchste Zier,
hilf mir mein Leiden tragen.
Hilf mir zur Freud
nach diesem Leid;
hilf, dass ich mag
nach dieser Klag
dort ewig dir Lob sagen.

DASS DAS EVANGELIUM VON JESUS CHRISTUS IN DER KIRCHE WIEDER ZUM LEUCHTEN KOMME

PREDIGT ÜBER MATTHÄUS 10,26b-33¹

WINFRID KRAUSE

^{26b}Es ist nichts verborgen, das es nicht offenbar werde, und ist nichts heimlich, das man nicht wissen werde. ²⁷Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was ihr hört in das Ohr, das predigt auf den Dächern. ²⁸Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, und die Seele nicht können töten; fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle. ²⁹Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Dennoch fällt deren keiner auf die Erde ohne euren Vater. ³⁰Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählt. ³¹So fürchtet euch denn nicht; ihr seid besser als viele Sperlinge. ³²Wer nun mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. ³³Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.

Liebe Gemeinde!

500 Jahre Reformation! Die evangelische Kirche hat 2017 ihren Ursprung und ihre Identität gefeiert. Mit Kirchentagen, Ausstellungen, Festgottesdiensten, Poporatorium, Glanzpapierbroschüren, vielen Events, Plastik- und Playmobil-Lutherfiguren, sogar in Rom, Lutherbonbons, Lutherbier, sogar Lutherkondomen. Mit staatlicher und medialer Hilfe ›luthert‹ es allerorts. Aber wo Luther draufsteht, ist nicht immer Luther drin! Viele instrumenta-

1 Predigt am 1. November 2017 vor dem Lutherischen Konvent im Rheinland in der Bonner Auferstehungskirche.

lisieren das Jubiläum für ihre eigenen Zwecke und vertreten bei genauerem Hinblick oft das Gegenteil von dem, was Luther wollte.

Der Reformator wollte, dass das Evangelium von Jesus Christus in der Kirche wieder zum Leuchten komme. Deshalb schrieb er: »Ich bitte, man wollte meines Namens schweigen und sich nicht lutherisch, sondern Christen heißen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. So bin ich auch für niemand gekreuzt.« (WA 8, 685,4) Deshalb seine noch zurückhaltende Kritik an der schamlosen Selbstbereicherung der Kirche in seinen 95 Thesen gegen den Ablass 1517. Deshalb sein radikales, zu den Ursprüngen der Kirche zurückrufendes Reformprogramm in den Schriften des Jahres 1520: ›An den christlichen Adel deutscher Nation‹, ›Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche‹, ›Von den guten Werken‹, ›Von der Freiheit eines Christenmenschen‹. Deshalb sein weltgeschichtlicher Auftritt auf dem Reichstag 1521, dessen verwegener Mut bis heute die Menschen begeistert und selbst seinen Gegnern Respekt abnötigt. »Christus lebt! Ich will gen Worms, wenngleich so viele Teufel drinnen wären als Ziegel auf den Dächern.« (WA Br 2, 298) »Was Euch gesagt wird in das Ohr«, was Luther in seiner Mönchszelle in der Bibel entdeckte, »das predigt auf den Dächern«, das piffen damals in Deutschland bald die Spatzen von den Dächern: Luther hatte nicht widerrufen, sondern sich zu seinen Schriften bekannt! Hatte er doch im Evangelium Jesus Christus gefunden, nicht als zornigen Richter unserer Sünden, sondern als barmherzigen Herrn, der uns zur Buße ruft und uns alle Schuld bedingungslos vergibt, an den wir nur glauben müssen und durch sein Wort auch glauben können: Glaubst du, so hast du« (WA 7, 24,13), wie Luther gerne sagte. Deshalb sagte er, als der Kaiser schließlich eine kurze Antwort »ohne Hörner und Zähne« verlangte: »Wenn ich nicht durch Zeugnisse der Schrift oder einsichtige Vernunftgründe widerlegt werde – denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, da es feststeht, dass sie öfter geirrt und sich widersprochen haben –, bin ich überwunden durch die Schriften, so von mir (an-)geführt und gefangen im Gewissen an dem Wort Gottes; der halben ich nicht mag noch will widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unheilsam und gefährlich ist. Gott helfe mir! Amen.« (Martin Brecht, Luther I, 438; Heinz Schilling, Luther, 222) So zerschlug Luther mit dem Glutswert des Geistes die päpstliche Hydra, die alle Welt in Angst gefangen hielt, und stieß die Freiheitsgeschichte der Neuzeit an. Wo, liebe Gemeinde, ist heute bei uns solch Bekennermut?

»Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater«, hatte Jesus gesagt. Er wusste, wo sein Evangelium vom gnädigen Gott klar und unverkürzt gepredigt wird, erregt es den Zorn der politischen und religiösen Autoritäten, ja des Teufels, so dass seine Christen geschmäht und verfolgt werden. Doch »Fürchtet Euch nicht! Sie können nur dem ›Leib‹ töten. Fürchtet vielmehr Gott, der »Leib und Seele in der Hölle verderben« kann. Ja, liebe Schwestern und Brüder, Furcht und Zittern vor dem lebendigen Gott vertreibt alle Menschenfurcht. Denn Menschen, mögen sie noch so gewaltig scheinen, sind sterblich und Staub! Gott aber kann von den Toten auferwecken, wie er es bei seinem gekreuzigten Sohn getan hat. Noch größer aber als die Gottesfurcht ist die Gottesliebe und das Gottvertrauen, die Jesus entfacht hat: »Fürchte dich nicht, glaube nur!« (Mk 5,36) sagt er dem Vater des toten Mädchens und ruft es ins Leben zurück. Seht die Spatzen und Sperlinge, die es zu Tausenden gibt, die man für einen halben Groschen kauft, der Geflügelbraten der Armen, so billig wie das tägliche Brot! Und doch fällt nicht einer tot zur Erde ohne den Willen Eures himmlischen Vaters! Wie viele Haare hast du auf dem Haupt? Bei Gott sind sie alle gezählt und geht keines verloren! (1. Sam 14,45; 1. Kön 1,52; Apg 27,34) Wenn Gottes Vorsehung und Fürsorge so im Kleinsten am Größten ist, was braucht Ihr zu fürchten? Jesu einzigartiges Vertrauen auf seinen Vater – Abba (Mk 14,36) – weckt immer wieder unseren Glauben und unsere Begeisterung! Das ist es, wovon evangelischer Glaube und evangelische Kirche lebt! »Wo das Wort ist, da ist die Kirche« (WA 39/2 I, 176, 8), wird Luther später sagen.

Die Bekenntnisse unserer Kirche haben diesen Kern der Reformation, dieses verwegene Zutrauen zu Gott festgehalten: Die Konkordienformel zitiert Jesu Wort von den Sperlingen im Abschnitt ›Von der ewigen Vorsehung Gottes‹ (sol. decl. XI/4), nach der »Gott alles vorher sieht und weiß, ehe es geschieht, es sei gut oder böse« (BSLK 1065). Und der Heidelberger Katechismus bekennt in Frage 1, »daß ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupt kann fallen, ja auch mir alles zu meiner Seligkeit dienen muss.« Wie aber sieht es mit diesem Wort heute in unserer evangelischen Kirche aus? Da stellt der frühere Präses und EKD-Ratsvorsitzende Schneider offen den Sühnetod Jesu in Frage. Da leugnet der im Jahre 2017 amtierende Nordkirchen-Bischof Ulrich die Auferstehung Jesu; »Sein Leib wird vergehen wie jeder Menschenleib. Nur seine Sache lebt, wenn (wir) es

wollen.« Da legen der heutige EKD-Ratsvorsitzende Bedford-Strohm und der Vorsitzende der katholischen Bischofskonferenz Kardinal Marx bei einem Besuch auf dem Jerusalemer Tempelberg in vorauseilendem Gehorsam und um den Frieden besorgt ihr Kreuz ab. Jüngst behauptete Bedford-Strohm in Trier sogar, »Luthers Erneuerungsbewegung trenne uns nicht mehr, sie verbindet uns«, als gäbe es den Absolutheitsanspruch des Papstes, die Marienverehrung, den Priesterzölibat u. ä. nicht mehr. Gerade unsere Rheinische Kirche hat sich in den letzten Jahren öfter vom biblischen Fundament entfernt: bei der Absage an die Judenmission, bei der Einführung der Homotrauung und bei der Zurückhaltung gegenüber einem missionarischen Zugehen auf die Muslime. Auf der Suche nach zeitgemäßen Anschlüssen setzt man sich frei-fröhlich-frech über die Heilige Schrift hinweg, ohne zu merken, wie man in ängstliche Abhängigkeit vom Zeitgeist und seinen rasch wechselnden Moden gerät. So irrlichtet man orientierungslos durch den Nebel der Neuzeit und hört auf, »Salz« in der Suppe der Gesellschaft und »Licht der Welt« zu sein. (Mt 5,13f) Mit solcher »Selbstsäkularisierung« (Wolfgang Huber) wird man den Marsch in die Minderheitenkirche schwerlich aufhalten. Ich will der gegenwärtigen Kirchenleitung um Präses Rekowski zugutehalten, dass sie den Ernst der Lage zu erkennen beginnt und nicht mehr an der dogmatischen Stellschraube dreht. Nach wir vor gibt es viele bibeltreue Pfarrerinnen und Pfarrer und evangelische Gemeinden, die den Namen Jesu Christi bekennen. Doch die genannten Beispiele zeigen: Unsere Kirche bedarf, wir Christen bedürfen heute wie vor 500 und 2000 Jahren der Buße und der Erneuerung!

Es scheint eine Ironie der Geschichte und eine Tragik der Kirche zu sein, dass sich die Frontstellung Jesu gegenüber den jüdischen Oberen in der katholischen Kirche zur Zeit Luthers und auch in der evangelischen Kirche wiederholt. Immer wieder droht das Evangelium verloren zu gehen; immer wieder tritt der HERR rettend auf den Plan. Wir werden die Herausforderungen der Zukunft nur bestehen können, wenn wir der Heiligen Schrift treu bleiben. Der moderne, kirchenferne Mensch sucht ja nicht einen gnädigen Gott, noch hat er Angst vor der Hölle. Ohne jedes Jenseits ist er ganz diesseitig orientiert, fürchtet sich vor selbstinszenierten Apokalypsen und hat Angst, gesellschaftlich nicht anerkannt zu werden. Deswegen schwimmt er im Strom der Zeit mit und schießt nach der jeweiligen Mehrheitsmeinung. Oder konstruiert sich seine auffällige, bis ins Absurde gehende individuelle Iden-

tität. Kommt irgendeine Krankheit oder Krise, schwankt er wie ein Rohr im Winde ohne Standpunkt und Stehvermögen. Luthers ›Hier stehe ich‹ ist gänzlich außerhalb seines Horizonts. Diesem mal selbstsicheren, mal verzweifelten Menschen sollen wir das Evangelium bringen: Gott liebt dich, du arme, aufgeklärte, gottlose Kreatur! Jesus ist für dich gestorben und auferstanden, um dein Herz mit Glauben und Liebe und ewiger Hoffnung zu erfüllen und so froh und frei zu machen! Evangelisch, liebe Schwestern und Brüder, ist auch nach 500 Jahren keine veraltete Haltung, sondern der Glaube an den kommenden Herrn. Lutherisch ist keine rückwärtsgewandte kirchliche Position, sondern die Gewissheit, dass allein das biblische Evangelium die Zukunft der Kirche und das Reich Gottes öffnet! Bekenntnis ist keine verstaubte Textsammlung, sondern das lebendige Eintreten für den Glauben, der allein selig macht! Deshalb hat sich Christus bis ans Kreuz zu uns bekannt und sagt: »Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.«

Ich schließe mit dem Gebet Martin Luthers auf dem Wormser Reichstag: »Ach Gott, steh mir bei im Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm sei, ja meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung deines Heiligen Geistes. Du musst es tun, du allein; ist es doch nicht meine, sondern deine Sache. Ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig, wie ein Lämmle. Gott helfe mir. Amen.«

CHRISTENTUM IST FREIHEIT

PREDIGT ÜBER MATTHÄUS 10,26b-33¹

ANDREAS BERG

^{26b}Nichts nämlich ist verdeckt worden, das nicht aufgedeckt werden wird und geheim, das nicht erkannt werden wird. ²⁷Was ich euch sage in der Finsternis, sollt ihr sagen im Licht, und was ihr ins Ohr hört, sollt ihr verkündigen auf den Dächern. ²⁸Fürchtet euch aber nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht zu töten vermögen. Fürchtet aber mehr den, der sowohl Seele als auch Leib zu zerstören vermag in die Hölle. ²⁹Werden nicht zwei Spatzen zu einem Groschen verkauft? Und nicht einer von ihnen wird fallen auf die Erde ohne euren Vater. ³⁰Von euch aber sind auch die Haare des Hauptes alle gezählt. ³¹Fürchtet euch also nicht; ihr seid besser als viele Spatzen. ³²Jeder nun, der sich bekennen wird zu mir vor den Menschen, zu dem werde auch ich mich bekennen vor meinem Vater, der in den Himmeln ist. ³³Wer aber mich verleugnen wird vor den Menschen, den werde ich auch verleugnen vor meinem Vater, der in den Himmeln ist.²

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

»Freiheit ist das Christentum« (7,21), so sagt es Philipp Melanchthon in den ›Loci Communes‹ von 1521, »libertas est christianismus«, »Christentum heißt Freiheit«. Dieses Buch, die Loci Communes, oder auf Deutsch ›Grundbegriffe der Theologie‹ ist das erste christliche Lehrbuch der Reformation und des Luthertums. Und in der Frische der jungen reformato-

1 Gehalten anlässlich des Reformationstages 2018 in der Evangelisch-lutherischen Emmausgemeinde zu Crailsheim.

2 Übersetzung des Predigers. Die Angaben in Klammern beziehen sich auf Melanchthons Loci Communes von 1521.

rischen Bewegung im Jahr 1521 hat es an vielen Stellen eine Sprengkraft, ein Pathos, wie es das Zitat zeigt: »Christentum ist Freiheit«. 2010 wurde an den 450. Todestag Melanchthons erinnert. Zu diesem Anlass hat die Luther-Akademie Sondershausen-Ratzeburg eine Tagung zu Melanchthons Loci veranstaltet, an der ich teilnahm. Dieses lutherische Lehrbuch aus der Frühzeit der Reformation hat mich ergriffen und beeindruckt. Insofern möchte ich Anteil haben lassen an dem, was mich bewegt hat und hoffe, dass ein Funke überspringt.

Melanchthon war einer der engsten Mitarbeiter Luthers und nach dessen Tod die wichtigste Autorität der noch jungen lutherischen Kirche. Von ihm stammt auch im Wesentlichen das Augsburger Bekenntnis von 1530, das ja neben den altkirchlichen Bekenntnissen die wichtigste Grundlage unserer lutherischen Kirche ist. Soviel soll zur Person für heute genügen. Ich versuche also, den Sinn unseres Predigtwortes mit Hilfe von einigen besonders charakteristischen Sätzen aus Melanchthons Loci zu erhellen. Und ich hoffe, dass uns dabei die Botschaft des Evangeliums und die Anliegen der Reformation deutlich werden und uns und unserem Glauben heute dienen. Nun aber zurück zu dem zugespitzten Satz: »Christentum ist Freiheit«. Was für eine Freiheit ist hier gemeint? Was versteht Melanchthon unter Freiheit? Dass wir tun und lassen können, was wir wollen? Dass jeder für sich selbst entscheidet, wie er lebt? Dass ein Mensch sich unabhängig von Zwängen und Konventionen selbst verwirklichen kann? Ist das das Wesen des Christentums?

Unser Predigtwort kann den Blick schärfen für das christliche Verständnis der Freiheit, das auch der Reformation ein so wichtiges Anliegen war. Jesus sendet seine zwölf Jünger aus, um das Evangelium auszubreiten: »Geht aber und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzigte rein, treibt böse Geister aus« (Mt 10,7f.). Jesus schickt seine Jünger zu den Menschen. Sie sollen erzählen, was sie gehört haben, was sie mit Jesus erlebt haben. Dass sie den Messias gefunden haben, darf nicht verborgen bleiben. Es geht die ganze Welt an. Was sie im kleinen Kreis von Jesus gehört haben, muss hinausgetragen werden zu allen Menschen. Es darf nicht geheim bleiben. Was euch gesagt wird in das Ohr, das predigt auf den Dächern. So lautet der Auftrag Jesu.

Dann gibt er ihnen Weisungen, wie sie sich bei ihrem Verkündigungsdienst verhalten sollen und bereitet sie auf Anfeindungen vor, die sie dabei zu erwarten haben. Jesus fordert

sie auf, sich zu ihm zu bekennen. Und er bereitet sie darauf vor, dass sie um dieses Bekenntnisses und um ihres Christseins willen leiden werden. Das Christusbekenntnis hat zur Zeit Jesu und der Apostel viel gekostet. Jesus Christus selbst hat es ans Kreuz gebracht und die Apostel sind als Märtyrer um Christi willen gestorben. Jesus weiß, dass seine Jünger diese Erfahrungen machen werden. Er beschönigt deshalb nichts vor seinen Jüngern. Er gaukelt ihnen kein leichtes und sorgenfreies Leben vor, wenn sie für ihren Glauben an Jesus eintreten. Die Worte Jesu haben eine erschütternde Kraft in sich, weil sie sehr ehrlich sind. Er nennt die Dinge beim Namen. Sperlinge fallen zu Boden und Jünger Jesu werden getötet. Aber all das geschieht nicht ohne das Wissen und den Willen des himmlischen Vaters. Auch noch in der Zeit der Reformation wurden Menschen wegen ihres Bekenntnisses getötet. Martin Luther selbst hat damals damit rechnen müssen, für seine Überzeugungen auf den Scheiterhaufen zu kommen. Sein bekannter Satz aus der Rede vor dem Reichstag in Worms macht diesen Ernst deutlich: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.« Sein Gewissen war an das Evangelium gebunden. Darum blieb er standhaft in seinem Bekenntnis. Aber er rief auch Gott um Hilfe an. Denn hätte sein Landesvater nicht schützend die Hand über Luther gehalten, so wäre er gewiss sehr bald getötet worden.

Für uns heute hat in Deutschland das Bekenntnis zu Jesus Christus keine lebensbedrohlichen Folgen. Wir haben den Märtyrertod – Gott sei Dank – nicht zu fürchten. Wir sind eher davon bedroht, träge zu werden und zu resignieren. Bringt es heute überhaupt noch etwas, Jesus zu folgen? Wir haben andere Ängste: Werde ich den Erwartungen meiner Mitmenschen gerecht? Diese Frage gilt beispielsweise bezogen auf die Schule, das Zuhause und die Familie. Werde ich dem Leistungsdruck auf der Arbeitsstelle, im Studium standhalten? Komme ich noch mit bei den vielen und schnellen Veränderungen in unserer schnelllebigen Zeit? Vielleicht verliere ich den Anschluss an die Entwicklung. Wir werden nicht um unseres Glaubens willen verfolgt, aber wir werden belächelt. Im Internet muss man sich auskennen, aber wozu soll es gut sein, sich in der Bibel auszukennen? Die Welt verändert sich, dreht sich weiter und scheint uns Christen links liegen zu lassen, irgendwo in der Vergangenheit. Hat unser Glaube noch Zukunft? Das sind unsere Sorgen heute.

Jesus sagt: »Fürchtet euch nicht!« Dieses Trostwort sagt er immer wieder in seiner Rede an seine Jünger. »Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht

töten können.« Menschen können euch töten. Das ist eine sehr ernste Sache. Es ist keine Schande, davor Angst zu haben. Aber Jesus sagt: In Wirklichkeit können sie euch nichts anhaben. Menschen können nur den Leib töten. Aber dieser äußere Tod trennt nicht von Gott. Er trennt euch nicht von eurem wirklichen Leben. Diesen Tod könnt ihr bestehen. Ja, den natürlichen Tod muss jeder von uns bestehen. In Gottes Hand aber werdet ihr bleiben und bei ihm die Fülle wahren Lebens genießen. Melanchthon sagt: »Wer Christus hat, hat alles und kann alles.« (6,99) Selbst den Tod kann ein Christ bestehen und hat durch Christus ewiges Leben. Gott zählt Spatzen auf dem Dach und Haare auf dem Haupt und er sollte Dich vergessen? – unmöglich! Du bist ihm wichtig. Deine Sorgen und Ängste sind ihm bekannt. Unser ganzes Leben ist in seiner Hand und selbst im Sterben fallen wir in seine Hände. Darum fürchtet euch nicht!

»Fürchtet euch aber viel mehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle«, heißt es aber nun. Gott allein kann ja den Leib und die Seele töten. Unser ganzes Leben ist in seiner Hand. So kann auch er allein es verderben. Davor sollen wir uns fürchten.

Wie passt das ins Bild? Gehört die Gottesfurcht wirklich zum christlichen Glauben? Wenn wir den Zusammenhang von Furcht vor Menschen und vor dem Tod und Furcht vor Gott genau betrachten, dann ist Gottesfurcht etwas Gutes. Denn Gott ist stärker als alle Menschen, ja stärker als der Tod selbst. Und darum ist die Gottesfurcht gut. Denn die Gottesfurcht überwindet die Furcht vor Menschen, und wer Gott fürchtet braucht den Tod nicht zu fürchten. Ja, Gott ist stärker. Darum brauchen wir nichts und niemanden zu fürchten als allein ihn.

Vor allem ist ja die Furcht vor Gott nicht das letzte Wort. Sondern die Gottesfurcht wird vom Vertrauen auf Gott, zu unserem lieben himmlischen Vater umschlossen. Ich will es noch einmal mit Worten von Melanchthon auf den Punkt bringen: »Die Gnade oder Gunst ist in Gott, mit der er die Heiligen umarmt. Denn die Gnade ist – ganz exakt beschrieben – nichts anderes als Gottes Zuneigung zu uns oder der Wille Gottes, der sich unser erbarmt.« (5,5-6). An anderer Stelle sagt er: »Christus erkennen heißt: seine Wohltaten erkennen« (10,13). Was aber sind die Wohltaten Christi an uns? – dass er uns von der Furcht vor Menschen und dem Tod befreit hat, weil er den Tod überwunden hat.

Das ist die christliche Freiheit, dass Christus uns von allem befreit hat, was unser Leben

bedroht. Und darum ist die christliche Freiheit auch etwas anderes als das, was heute oft unter Freiheit verstanden wird. Christliche Freiheit heißt nicht, dass wir absolut unabhängig sind und tun und lassen können, was wir wollen. Sondern christliche Freiheit heißt, sich zu Christus bekennen, weil er sich zu uns bekennt. Christliche Freiheit heißt, sich vor nichts und niemandem zu fürchten, weil wir allein Gott zu fürchten haben. Christliche Freiheit heißt, an Christus kleben, sich an Christus binden, weil er uns mit seinen Wohltaten überschüttet, weil er uns voller Zuneigung und Liebe in seine Arme schließt. Die modern verstandene Freiheit macht einsam und egoistisch. Aber die christliche Freiheit lässt uns nicht allein, weil wir an Gott, unseren himmlischen Vater, und alle seine Kinder gebunden sind. Fürchtet euch also nicht. Euer Leben ist in Gottes Hand durch Jesus Christus, unsern Befreier.

Amen.

»TUT BUSSE!« – DAS 500JÄHRIGE JUBILÄUM DES THESENANSCHLAGS UND DIE ÖKUMENE

PREDIGT ÜBER 1. KORINTHER 1,10-13¹

TOBIAS JAMMERTHAL

¹⁰Jch ermane euch aber durch den Namen vnsers HErrn Jhesu Christi / das jr allzumal einerley Rede füret / vnd lasset nicht Spaltung vnter euch sein / Sondern haltet fest an einander / Das jr euch nicht lasset trennen. in einem sinne / vnd in einerley meinung. ¹¹Denn mir ist furkomen / lieben Brüder / durch die aus Cloes gesinde / von euch / Das Zanck vnter euch sey. ¹²Jch sage aber dauon / Das vnter euch einer spricht / Jch bin Paulisch / Der ander / Jch bin Apollisch / Der dritte / Jch bin Kephisch / Der vierde / Jch bin Christisch. ¹³Wie? Jst Christus nu zertrennet? Jst denn Paulus fur euch gecreuziget? Oder seid jr in Paulus namen getaufft?²

Liebe Schwestern und Brüder!

Im November erreicht Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz und Magdeburg und Administrator des Bistums Halberstadt, Primas der Kirche im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, ein Brief. Ihm beigelegt ein Zettel: »1. Da unser Herr und Meister Jesus Christus sagte: ›Tut Buße«, da wollte er, dass das ganze Leben der Gläubigen Buße sei.«³ Es folgen weitere 94 Sätze. Der Verfasser ist ein Theologieprofessor in Wittenberg na-

1 Gehalten anlässlich des Reformationstages 2017 in der Stiftskirche zu Baden-Baden.

2 Text der Luther-Bibel 1545.

3 LUTHER, MARTIN, *Disputatio pro declaratione virtutis indulgentiarum* (1517), zit. nach: BoA I, Berlin 1933, (1-3) 3-9, hier: 3,18-20: j. »Dominus et magister noster Jesus christus dicens: Penitentiam agite etc. omnem vitam fidelium penitentiam esse voluit.«, Übersetzung Tobias Jammerthal.

mens Martin Luther. Seine erste These ist eine Auslegung unseres heutigen Evangelientextes – »in dieser Zeit fing Jesus an zu predigen und sprach: Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen« (Mt 4,19) – und wahrscheinlich die wirkungsvollste Auslegung dieses Textes bisher. Denn was folgt, ist nicht die von Luther gewollte akademische Debatte, sondern ein Häresieprozess in Rom, von Rom unabhängige Kirchenreformen in weiten Teilen Deutschlands, die Ausbreitung der dahinterstehenden Theologie in ganz Europa, ein Konzil in Trient, das dieser Theologie eine scharfe Absage erteilt – spricht: die Aufteilung der westlichen Christenheit in mehrere Konfessionskirchen. Und lange Zeit ist jede dieser Konfessionskirchen der Meinung, allein die zulässige Gestalt christlichen Glaubens zu sein. Die Evangelischen feiern 1617 die hundertjährige Wiederkehr von Luthers 95 Thesen als den Anfang vom Ende der Tyrannei des römischen Antichrists, die Römisch-Katholischen sehen in den Evangelischen die schlimmste Ketzerei der Kirchengeschichte. Und noch in der Neuzeit feiern evangelische Theologen die Reformation als den Beginn der Moderne und polemisieren gegen die römisch-katholische Kirche als Vorkämpferin von Aberglauben und finsternem Mittelalter, während die römisch-katholischen Theologen mit der Reformation den Einfall individualistischer Willkür in die Kirche verknüpfen und beklagen, dass die Säkularisierung und Gottlosigkeit unserer Tage im 16. Jahrhundert grundgelegt wurde.⁴

Szenenwechsel: Ephesus, 55 nach Christus. Der Apostel Paulus schreibt an die Gemeinde in Korinth: »Es ist mir bekannt geworden, liebe Brüder, dass Streit unter euch ist. Ich meine aber dies, dass unter euch der eine sagt: ich gehöre zu Paulus, der andere: ich zu Apollos, der dritte: ich zu Kephas, der vierte: ich zu Christus.« Die Korinther haben sich in Parteien aufgeteilt, sie machen einander die Zugehörigkeit zur Gemeinde streitig. Eine der ersten Gemeinden in Europa droht, im Kampf der Meinungen unterzugehen. Dem kann Paulus nicht einfach so zusehen. »Ich ermahne euch aber, Brüder, um des Namens unseres Herren Jesu Christi willen, dass ihr alle eines redet und unter euch keine Spaltungen aufkommen lasst«. Genau das aber ist passiert. Unterschiedliche Standpunkte in Einzelfragen haben in Korinth dazu geführt, dass die Gemeinschaft der Christen dabei ist zu zerreißen. Herzliche Einigkeit

4 Zur Geschichte der Reformationsjubiläen vgl. jetzt bündig die beiden Beiträge von WENDEBOURG, DOROTHEA, Reformationsjubiläum und Lutherbilder sowie LAUBE, STEFAN, Gemütliche Verwegenheit. Luther-Erinnerung zwischen Heldenverehrung und Idyllenzauber. Beide in: Martin Luther. Aufbruch in eine neue Welt, hrsg. v. Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt u.a., Dresden 2016, 432-438 bzw. 440-449.

Urkirche? In Korinth jedenfalls nicht. Und auch sonst machen die ersten Christen nicht den Eindruck, besonders einig zu sein: zwischen Paulus und Petrus kommt es in Antiochia zu offenem Streit. In den Johannesbriefen können wir von einem Demetrius lesen, der sich weigert, die Missionare der anderen Gemeinden in seiner Gemeinde zu beherbergen. Der Apostel Lukas macht sich große Sorgen über die Spannungen zwischen Arm und Reich in seiner Gemeinde. Der Streit zwischen Evangelischen und Katholischen kann also an eine lange Tradition anschließen. Erstrebenswert macht ihn das noch nicht. Paulus und Petrus haben sich schließlich einigen können – umso wichtiger ist es, zu hören, wie Paulus die Spaltungen in Korinth beseitigen will: »Haltet fest an demselben Sinn und an derselben Erkenntnis ... Ist Christus zerteilt? Ist etwa Paulus für euch gekreuzigt worden? Oder seid ihr etwa auf den Namen des Paulus getauft worden?«

Das ist keine moderne Gruppentherapie und auch keine sonderlich ausgeklügelte Strategie. Was Paulus den Spaltungen in Korinth entgegensetzt, ist eine Erinnerung an die Grundlage ihres Glaubens. An diesem einen Sinn, an dieser einen Erkenntnis gilt es festzuhalten: Es ist eben nicht Paulus – oder irgendein anderer Missionar oder Kirchenlehrer –, der für uns am Kreuz gegangen hat. Es ist eben nicht Paulus – oder ein anderer Apostel oder Kirchenfürst –, an dem wir durch die Taufe Anteil gewinnen. Sondern es ist Christus, der uns am Kreuz mit Gott versöhnt hat, und der uns in der Taufe auf seinen Namen Anteil an dieser Versöhnung, am neuen Leben mit Gott gibt – und zwar unabhängig davon, wer diese Taufe vollzieht. Denn Christus ist nicht zerteilt, sondern einer. Später wird Paulus das Bild eines Leibes verwenden, um das zu erklären: »So sind es nun viele Glieder, aber ein Leib« (1. Kor 12,12). Das ist es, was die Korinther vergessen, wenn sie einander die Zugehörigkeit zum Leib Christi absprechen.⁵

Paulus fordert also ein Um-Denken in Korinth, eine Sinnes-Änderung, Umkehr – oder mit den Worten Christi gesprochen: Buße. Denn nichts anderes fordert Jesus von seinen Zuhörern: Kehrt um – tut Buße! Kompromissformeln werden der korinthischen Gemeinde

⁵ Vgl. die treffende Interpretation von 1 Kor 1,10 durch ALBRECHT BENDEL: »Habetis finem et spem, servate etiam amorem« (D. Joh. Alberti Bengelii Gnomon Novu Testamenti in quo ex nativa verborum vi simplicitas, profunditas, concinnitas, salubritas sensuum coelestum indicatur. Secundum editionem tertiam [1773] denuo recusus, Berlin 1860, 396) und SCHLATTER, ADOLF, Die Korintherbriefe ausgelegt für Bibelleser (Schlatters Erläuterungen zum Neuen Testament 6), Stuttgart 1950, 4f. (zu 1. Kor. 1,7).

nicht helfen. Gemeint ist auch nicht ein einmaliger Besuch im Beichtstuhl: Was hilft, ist nur eine vollkommene Kursänderung. Und die beginnt damit, vom hohen Ross zu klettern. Es geht in Korinth nicht darum, dass die Apollos-Partei und die Kephas-Partei versuchen, auf einer abstrakten Ebene zu wechselseitiger Anerkennung zu kommen: Und auch heute geht es darum, dass alle auf Christus schauen und hören, und zwar nicht nur ab und zu: »Als unser Herr Jesus Christus sprach: ›Tut Buße«, wollte er, dass das ganze Leben der Gläubigen Buße sei!«

Auch in der Ökumene. Christus ist nicht zerteilt in einen evangelischen und einen römisch-katholischen Teil, Luther wurde nicht für uns gekreuzigt und wir sind nicht auf den Namen des Ignatius von Loyola getauft. 2017 erinnern wir uns – ja, woran denn eigentlich? An einen Zettel, der mit diesem Satz beginnt: »Als unser Herr Jesus Christus sprach: ›Tut Buße«, wollte er, dass das ganze Leben der Gläubigen Buße sei.« Es geht also eigentlich nur insofern um Luther, als der Verfasser dieses Satzes nun einmal Luther war. Aber wenn diese Erinnerung nur in der Verherrlichung Luthers besteht – und umgekehrt: Wenn es Anstoß erregt, dass die Erinnerung an die Reformation für die Evangelischen eine dankbare Erinnerung ist, dann begehen wir den Fehler der Korinther: »Ich gehöre zu Luther, ich aber zu Theresa von Avila«. Die dankbare Erinnerung an alle diejenigen, die in der Vergangenheit besonders eindrucksvoll Zeugnis von Christus abgelegt haben, ist gut. »Gedenket eurer Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben. Ihr Ende schaut an und ihrem Glauben folgt nach« (Hebr. 13,7), lesen wir schon im Hebräerbrief. Deswegen ist es richtig, dass 2017 gefeiert wird, dass 1517 Martin Luther mit seinen 95 Thesen gegen viele Missbräuche seiner Zeit darauf verwiesen hat, worauf es ankommt. Aber gerade deshalb hat sich das nicht erledigt, wofür Luther eingestanden ist. Und deshalb ist es richtig, dass die Kirchen 2017 anders feiern wollen als 1617, nämlich gemeinsam.⁶ Der ökumenische Gottesdienst am Reformationstag 2016 mit Papst Franziskus in Lund war da ein guter Anfang, ebenso wie die gemeinsame Pilgerreise der evangelischen und römisch-katholischen Bischöfe ins Heilige Land. Und im Laufe des Jahres sollen überall Versöhnungsgottesdienste gefeiert werden – auch hier in Baden-Baden. Am 28. März, in der Fasten- oder Passionszeit, wollen wir miteinander einen Gottesdienst

6 Vgl. den Briefwechsel zwischen Heinrich Bedford-Strohm und Reinhard Kardinal Marx vom 18. Mai bzw. 1. Juni 2015: https://www.ekd.de/download/pm114_briefwechsel_reformationsjubilaeum.pdf (16. Januar 2017).

feiern, in dem wir als evangelische und römisch-katholische Christen gemeinsam vor Gott treten und ihn um Vergebung für die Verwerfungen der Vergangenheit bitten. 2017 soll nicht die 500ste Wiederkehr der Entlarvung des Römischen Antichristen gefeiert werden – 2017 soll es um das gehen, worum es auch 1517 – und schon 55 – ging: um Jesus Christus. Und darum, was er von uns will: dass wir umkehren. Dass wir uns um-orientieren, weg von unserem Eigensinn und hin zu ihm. Immer wieder, oder, mit Luthers Worten: »dass das ganze Leben der Gläubigen Buße sei.« Nur aus der Buße, aus der Umkehr zu Christus, kann das Miteinander der Menschen zur christlichen Gemeinschaft werden. Wenn das 500jährige Jubiläum von Luthers 95 Thesen uns dabei hilft, das zu beherzigen, wird 2017 ein gutes Jahr für die Ökumene.

Amen.

DIE EINE, HEILIGE, KATHOLISCHE, APOSTOLISCHE KIRCHE – EIN HAUS AUS LEBENDIGEN STEINEN

PREDIGT ÜBER 1. PETRUS 1,22-2,5¹

JOHANNES VON LÜPKE

²²Habt ihr eure Seelen gereinigt im Gehorsam der Wahrheit zu ungeheuchelter Bruderliebe, so habt euch untereinander beständig lieb aus reinem Herzen. ²³ Denn ihr seid wiedergeboren nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, nämlich aus dem lebendigen Wort Gottes, das da bleibt. ²⁴ Denn »alles Fleisch ist wie Gras und alle seine Herrlichkeit wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorrt und die Blume abgefallen; ²⁵ aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit« (Jes 40,6-8). Das ist das Wort, welches euch verkündigt ist.

¹ So legt nun ab alle Bosheit und allen Betrug und Heuchelei und Neid und alle üble Nachrede ² und seid begierig nach der vernünftigen lauterer Milch wie die neugeborenen Kindlein, auf dass ihr durch sie wachset zum Heil, ³ da ihr schon geschmeckt habt, dass der Herr freundlich ist. ⁴ Zu ihm kommt als zu dem lebendigen Stein, der von den Menschen verworfen ist, aber bei Gott auserwählt und kostbar. ⁵ Und auch ihr als lebendige Steine erbaut euch zum geistlichen Hause und zur heiligen Priesterschaft, zu opfern geistliche Opfer, die Gott wohlgefällig sind durch Jesus Christus.

1 Gehalten anlässlich der Tagung der Luther-Akademie Sondershausen-Ratzeburg e. V. im Augustinerkloster zu Erfurt am 20. Oktober 2017.

Liebe Gemeinde,

»Jetzt ist Gottesdienst, keine Besichtigung« – zuweilen werden solche Schilder am Kircheneingang aufgestellt, um unmissverständlich klarzustellen, was alle wissen sollten, aber doch nicht immer beachten. Eine Kirche besichtigen ist eines; in ihr aber Gottesdienst zu feiern ist etwas anderes. Und das letztere hat Vorrang. Kirchen sind dazu da, »dass nichts anderes darin geschehe, denn dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.« So hat es Luther kurz und bündig zur Einweihung der Schlosskirche in Torgau formuliert. Genau dazu sind wir auch heute hier versammelt. Zur Besichtigung mit den dazugehörigen kunstgeschichtlichen Erklärungen mag man sich zu anderer Zeit treffen.

Jetzt ist Gottesdienst. Wir hören, wie Gott, unser Herr, freundlich zu uns redet. Wir trinken, wie es im 1. Petrusbrief, unserem heutigen Predigttext, heißt, von der vernünftigen, lauterer Milch des Wortes Gottes. Und wir antworten auf dieses Wort, indem wir uns selbst oder auch nur etwas von uns einbringen, geistliche Opfer wie Gebet und Lobgesang. Das also geschieht hier und jetzt, heute Morgen, so wie an vielen Orten und zu verschiedenen Zeiten, wo immer Menschen sich zum Gottesdienst versammeln. Und heute – das ist nun doch etwas Besonderes – sind wir eingeladen, uns dessen bewusst zu werden, darüber nachzudenken, was da mit uns geschieht und was dabei herauskommt, wenn wir Gottesdienst feiern, auf Gott hören und ihm zu antworten suchen.

Was geschieht mit uns? Wir wachsen zum Heil. So lautet die Antwort aus dem 1. Petrusbrief. Was kommt dabei heraus? Es bildet sich ein geistliches Haus, ein Gebäude aus lebendigen Steinen – so noch einmal die Worte aus unserem Predigttext. Wir können es auch in einem Wort sagen. Es bildet sich die Kirche, eben jene Gemeinschaft, zu der wir uns mit den Worten des Glaubensbekenntnisses von Nicaea-Konstantinopel bekennen: Wir glauben die eine, heilige, christliche, apostolische Kirche. Und diese Kirche ist keineswegs unsichtbar. Wir alle haben vermutlich Bilder vor Augen. Wenn wir an die Kirche denken, erinnern wir uns an Gebäude, an Orte, wo wir Kirche kennengelernt haben, Orte, die man betreten, aber auch wieder verlassen kann. Ich denke an meine Heimatkirche, in der ich erstmals biblische Geschichten gehört habe, in der ich Lieder gesungen habe, die mir heute noch vertraut sind: »Liebster Jesu wir sind hier, dich und dein Wort anzuhören; lenke Sinnen und Begier auf die

süßen Himmelslehren, dass die Herzen von der Erden ganz zu dir gezogen werden.« Da habe ich eine Stimmung empfunden, die ich heute mit dem Wort *heilig* benenne. Und ich vermute, jede und jeder unter uns kennt solche Orte in der eigenen Lebensgeschichte, Räume und Gebäude, die im Koordinatennetz dieser raumzeitlichen Welt lokalisierbar und datierbar sind, verwoben mit unserer je besonderen Geschichte und zugleich über sich hinausweisend auf etwas Himmlisches, auf Gottes Geschichte mit uns. Da ist meine Kirche. Und zugleich merke ich: Das ist unsere Kirche, die eine heilige Kirche, in der ich mit vielen anderen Menschen vor, neben und nach mir verbunden bin. Diese Kirche kommt von weither, aus einem Ursprung, der in der Zeit doch zur Ewigkeit offen ist. Und die Kirche geht durch die Zeiten hin zur Ewigkeit. Die Bibel, unsere Heilige Schrift, stellt uns zwei Bilder und mit ihnen zwei Gebäude vor Augen, die uns an Ursprung und Zukunft der Kirche erinnern.

Am Anfang, wohl nicht am allerersten Anfang, aber doch in einem Anfang, der für die folgende Geschichte von kaum auszuschöpfender Bedeutung ist, hat Jakob einen Traum. Er sieht, was eigentlich unsichtbar ist, aber sich ihm im Traum doch als real mitteilt. »Siehe, eine Leiter stand auf Erden, die rührte mit der Spitze an den Himmel, und siehe: die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder. Und der Herr stand oben darauf und sprach: Ich bin der Herr, der Gott deines Vaters Abraham. Und siehe, ich bin mit dir und will dich behüten« (Gen 28,12-15). Die Stimme vom Himmel findet ihre Antwort auf Erden. Und schon ist sie wirklich da: die Kirche oder, wie Jakob sagt: »Hier ist nichts anderes als Gottes Haus und die Pforte des Himmels.« Ja, nichts anderes ist die Kirche, wo sie lebendig ist, wo sie ins Leben tritt, mitten hinein in dieses mitunter so verworrene irdische Leben. Nun geht es nur noch darum, dass sie Gestalt gewinnt, eine Gestalt, in der die Erinnerung an den offenen Himmel festgehalten wird. Genau dazu können und sollen auch Steine dienen, stumme Zeugen, die doch auf ihre Weise zu erkennen geben, was hier geschehen ist und immer wieder neu geschehen kann, wo immer Jakobs Traum aufs Neue geträumt wird und Wirklichkeit gewinnt. Jakob hat den ersten Stein aufgerichtet. Und viele Steine sind im Lauf der Jahrhunderte hinzugekommen, damals als der Tempel in Jerusalem gebaut und wiedererbaut wurde, dann aber auch beim Bau der Kirchen, unter denen es nicht wenige gibt, die Jakobs Worte in Stein gemeißelt wiedergeben: Hier ist die Pforte des Himmels, Gottes Haus.

So wird im Strom der Zeit ein Urbild und mit ihm der Ursprung der Kirche gegenwärtig

gehalten. Was da in Stein gefasst ist, weist aber noch in einer anderen Hinsicht über sich hinaus. Es deutet voraus auf ein kommendes Gebäude: das ewige Reich Gottes, das der Seher Johannes im letzten Buch der Bibel im Bild der neuen Stadt Jerusalem schaut. »Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden seine Völker sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein.« Auch dieses Bild, das letzte, das uns die Bibel vorgibt, lässt sich ausmalen. Und es lässt sich ausbauen. Zum Beispiel so, wie es die Baumeister des Hohen Doms zu Aachen vor 1200 Jahren ins Werk gesetzt haben: ein irdisches Abbild, eine Vorausdarstellung des himmlischen Jerusalem. Und wieder braucht man dazu Steine. Nun sind es Edelsteine, die die Herrlichkeit Gottes widerspiegeln und einen Eindruck vermitteln wollen von der Lichtfülle Gottes und von der Harmonie vollkommener Maßverhältnisse, vollkommener Schönheit. Auch dieser Kirchenbau hat eine Botschaft. Ein Spruchband, das zwischen Erdgeschoss und Dachgeschoss mit seinem himmlischen Gewölbe angebracht ist, formuliert sie so: »Wenn lebendige Steine durch das Band des Friedens zusammengefügt werden und alles in gleichmäßigen Zahlen übereinstimmt, dann leuchtet das Werk des Herrn, der die ganze Halle errichtet hat.«

Liebe Gemeinde, wir haben nun doch in Gedanken so etwas wie eine Besichtigungsreise unternommen. Wir haben uns daran erinnern lassen, in welchen Gestalten Kirche im Laufe der Zeiten sichtbar geworden ist. Und wir könnten unsere Reise noch weiter fortsetzen. Wir könnten verschiedene Kirchen, ihre Gebäude, aber auch ihre Strukturen, ihre Institution, daraufhin betrachten, ob sie das sind, was sie nach den Worten unseres Predigttextes sein sollen: ein geistliches Haus, ein Haus, in dem Himmel und Erde, Gott und Mensch zusammenkommen und miteinander kommunizieren, ein irdisches Haus, aus Steinen errichtet, in dem doch Ewiges, die kommende Herrlichkeit und Schönheit Gottes zum Vorschein kommt. Und so vielfältig die Kirche an vielen Orten und zu verschiedenen Zeiten in Erscheinung tritt, so weit gespannt ihre Gegenwart in Raum und Zeit auch ist, gerade so, unter dem großen Bogen können wir den Eindruck gewinnen: Es gibt sie, die eine heilige, wahrhaft katholische Kirche. Sie war vor uns und wird nach uns sein. Sie ist immer noch größer als das, was wir an unserem Ort von ihr kennen.

Hier könnte unsere Besichtigungsreise enden. Wir hätten aber noch nicht wahrgenommen, was uns die Worte aus dem 1. Petrusbrief darüber hinaus zu bedenken geben. Es ist die

eine Frage, die insbesondere auch evangelische Christen, aber nicht nur sie, von Anfang an und immer wieder bewegt hat: Was liegt der so vielfältig in Erscheinung tretenden Kirche zugrunde? Wo liegt ihr Ursprung? Aus welcher Quelle speist sie sich? Wodurch wird das Vielerlei zur Einheit zusammengefügt? Die Antwort finden wir in dem Satz, der sich schon im Buch des Propheten Jesaja findet und der unser Altes und Neues Testament miteinander verbindet: »Des Herren Wort bleibt in Ewigkeit« (Jes 40,8). Alles ist dem Wandel unterworfen. So wie das Gras und die Blumen auf dem Feld wachsen und vergehen, so steht alles Leben unter dem Gesetz des Werdens und Vergehens. Es ist gut, sich das immer wieder in aller Nüchternheit klarzumachen. Es gibt keine Bestandsgarantie: weder für das individuelle Leben noch für Form und Gestalt unseres Gemeinschaftslebens und unserer kirchlichen Strukturen. Was aus Steinen errichtet ist, mag und soll viele Stürme überdauern. Doch letztlich wird kein Stein auf dem anderen bleiben. Die Ewigkeit ist keine Eigenschaft, die wir an den Dingen dieser Welt oder auch an unserem irdischen Leben festmachen könnten. Ewig aber ist des Herren Wort.

Ja, aber ist nicht gerade dieses Wort ein vergängliches Phänomen? Worte, kaum sind sie erklungen, sind sie auch schon wieder verklungen. Und sind nicht auch die Worte, die uns in der Bibel als Worte Gottes überliefert sind, Worte, die ihre Zeit haben und mitunter auch ihre Zeit hatten? Gewiss, diese Worte in menschlicher Sprache sind nicht der Zeit enthoben. Aber wenn ich in ihnen die Stimme Gottes höre, dann erfahre ich, wie in die Zeit meines Lebens, unseres Lebens Ewiges einstrahlt. Licht vom ewigen Licht, bunt und vielfältig aufstrahlend und einleuchtend, in dieser Beweglichkeit nicht festzuhalten, nicht in *ein* Bild zu fassen, aber gerade so Inbegriff ewigen Lebens. Das ewige Wort Gottes ist das immer wieder neue und so auch das wahrhaft schöpferische Wort, ein Wort, das ins Leben ruft und in jedem Augenblick neu lebendig hält. Das ist dann so etwas wie eine Geburt mitten im Leben. Wir haben es in den Worten unseres Predigttextes gehört: »Ihr seid wiedergeboren nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, nämlich aus dem lebendigen Wort Gottes, das da bleibt.« Wir wären nicht die ersten, die daraufhin zurückfragen: Wie soll das gehen? »Kann denn ein Mensch wieder in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden?« So fragt schon Nikodemus im Gespräch mit Jesus (Joh 3,4).

Ja, das ist unmöglich – genauso unmöglich, wie es unmöglich ist, dass Steine lebendig

werden. Steine sind tot und bleiben tot. Schluss aus – und ein Mensch bleibt, was er geworden ist und was sich im Laufe seines Lebens verfestigt hat. Wirklich? Ich erinnere noch einmal an das merkwürdige Spruchband im Hohen Dom zu Aachen: »Wenn lebendige Steine durch das Band des Friedens zusammengefügt werden, dann leuchtet das Werk des Herrn.« Und ich lese noch einmal im 1. Petrusbrief: »Kommt zu ihm, zu dem lebendigen Stein, der von den Menschen verworfen ist, aber bei Gott auserwählt und kostbar. Und auch ihr als lebendige Steine erbaut euch zum geistlichen Haus.« Der eine lebendige Stein, das ist Jesus, der Christus, von den Menschen verworfen, zum Tod verurteilt, am Kreuz gestorben und begraben. Aber in ihm war und ist eine Macht, die stärker ist als die Mächte des Todes. Was hat er diesen Mächten, den tödlichen Gewalten, entgegengesetzt? Lesen wir die Evangelien, wird deutlich: im Wesentlichen nichts anderes als die Macht seines Wortes. So ist er das ewige Wort Gottes in Person. Und wenn wir wie Steine sind, so kann doch sein Wort Leben in uns bringen, auch und gerade in unser Innerstes, in unser Herz. So möchte ich gern die Worte unseres Predigttextes für mich und für uns alle übersetzen und verständlich machen. Verschlussene Herzen zu öffnen, versteinerte Herzen in fühlende Herzen zu verwandeln, dass dort, wo der Boden verhärtet ist, Neues keimt und wächst, Pflanzen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Es gibt Worte, die solche Kräfte schaffen können. Sie zu hören, danach sind auch Menschen im fortgeschrittenen Alter so begierig wie die neugeborenen Kindlein nach der Muttermilch. Und auch wir dürfen danach fragen, suchen und uns bereithalten, auf dass wir wachsen zum Heil, haben wir doch schon geschmeckt, dass der Herr freundlich ist.

Liebe Gemeinde, jetzt ist Gottesdienst. Es ist die Zeit, vielleicht auch nur ein Augenblick, in dem »unser lieber Herr selbst mit uns redet durch sein heiliges Wort und wir mit ihm durch Gebet und Lobgesang«. Jetzt kehren wir ein in den Traum Jakobs, wenn auf der Leiter zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Mensch Boten auf- und niedersteigen. Was daraus erwächst, das können wir nicht gleichzeitig, während es geschieht, beobachten und besichtigen. Wir dürfen aber darauf vertrauen, geduldig sein und uns bereithalten, dass Gott uns als lebendige Steine zu einem geistlichen Haus zusammenfügt. Wir dürfen glauben, dass die eine, heilige, wahrhaft katholische und apostolische Kirche unter uns wirklich wird – und jeder und jede von uns einer von ihren lebendigen Steinen.

Amen.

EIN VERNÜNFTIGER POLITISCHER GOTTESDIENST

SCHLUSSFOLGERUNGEN AUS RÖMER 12,1-2

VOLKER STÜMKE

¹Ich ermahne euch nun, liebe Schwestern und Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, dass ihr eure Leiber begeben zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst. ²Und stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes, auf dass ihr prüfen möget, welches da sei der gute, wohlgefällige und vollkommene Gotteswille.

Der Apostel Paulus spricht vom vernünftigen Gottesdienst, wobei er diesen im Folgenden breit differenziert, während Martin Luther als »grosset Gottes dienst« pointiert auf die Predigt verweist. Aber Paulus wie Luther sind sich darin einig, dass es darum geht, das Evangelium von Jesus Christus zu verkünden. In dieser grundlegenden Aufgabe aber wird die Kirche immer wieder mit Kritik konfrontiert. Mit einer solchen Kritik setzt sich dieser Beitrag auseinander und knüpft damit an viele Gespräche mit dem Jubilar Oswald Bayer an. Im letzten Kapitel seines Werkes »Der Sinn des Sinns. Versuch über das Göttliche« (München 2014), in dem der Philosoph Volker Gerhardt eine Rehabilitierung der rationalen Theologie entwirft, äußert er Kritik an der gegenwärtigen Kirche als Institution: Sobald die Kirche aus ihrer Botschaft »politische Ansprüche für die Formulierung staatlicher Gesetze ableitet [...], ist sie erneut der Versuchung erlegen, sich an die Stelle staatlicher Macht zu setzen« (299). Erneut, weil sich die kirchliche Obrigkeit bereits im Mittelalter »nach Art einer politischen Behörde« (297) organisiert habe und dafür zu Recht kritisiert worden sei.

Gerhardts zugleich scharfe wie unpräzise Kritik ist erstaunlich. Denn im selben Buch

fordert er von der Kirche, dass sie sich für Toleranz oder kulturelle Vielfalt in der Gesellschaft einsetzen solle. Aber er protestiert, wenn sie in der Biopolitik Position bezieht. Doch handelt es sich nicht in beiden Fällen um eine politische Stellungnahme? Des Weiteren thematisiert für ihn Religion eine Ausrichtung auf das Ganze als umfassenden Sinn; dieser wird von Menschen nicht erst in ihrem Handeln, sondern bereits in ihrem Denken und sogar in ihrer Leiblichkeit immer schon vorausgesetzt. Aber warum sollen dann bestimmte Fragen und die dazugehörigen Antworten aus dieser Thematisierung ausgeschlossen werden? Wovon soll die Kirche predigen, wenn gewisse Lebensbereiche von vorn herein ausgeschlossen wären? Wie kann die Predigt »grosset Gottes dienst« sein, wenn sie nicht allumfassend sein darf?

Die Forderung, dass sich die Kirche aus der Politik heraushalten solle, ist durchaus verbreitet. Sie leidet unter einer doppelten Unklarheit: Sowohl der Politikbegriff wie die Rede von der Kirche sind undeutlich. Das soll nunmehr präzisiert werden.

Zum einen kann gemeint sein, dass Pastoren keine Parteipolitik betreiben sollten, um für die ganze Gemeinde ansprechbar zu sein. Damit wird insinuiert, es gäbe Gemeindeglieder, die auf eine bestimmte politische Richtung fixiert seien und abweichende Einstellungen nicht als Merkmal einer freiheitlich demokratischen Gesellschaft, sondern als fundamentale Verirrung ansähen. Hier wird also kein gutes Bild vom Bürger gezeichnet. Aber es sind seelsorgerliche Situationen denkbar, in denen parteipolitische Differenzen die pastorale Arbeit erschweren können – und soweit folge ich diesem Satz.

Jedoch umfasst der Begriff »Politik« nicht nur Parteien, sondern meint auch eine Rechtsordnung wie unsere demokratische Grundordnung (polity), konkrete Themenfelder wie die kalte Progression (policy) und schließlich bestimmte Verfahren im Umgang mit der Gestaltungsmacht wie die Suche nach Kompromissen (politics). Für alle drei begrifflichen Ausprägungen gilt, dass Kirche durchaus politisch ist: Sie ist eine Institution, deren Rechte und Grenzen durch Gesetze festgelegt sind, sie hat normative Überzeugungen (Sonntagsheiligung, Tötungsverbot) und sie ist eine gesellschaftliche Größe neben anderen. Daher kann, darf und soll sie wie diese bei der politischen Meinungsbildung in unserer Demokratie mitwirken.

Zum anderen kann gemeint sein, dass die Kirche andere Aufgaben in einer arbeitsteiligen Gesellschaft zu erfüllen habe als die Politik. Diese spezifische Aufgabe kann unterschiedlich beschrieben werden: Die Kirche soll – auch und gerade in ihrer Predigt – reli-

gionsphilosophisch die Frage nach dem Sinn des Lebens im gesellschaftlichen Bewusstsein halten, sie soll Menschen ethisch bei der moralischen Entwicklung und seelsorgerlich bei der Bewältigung von Lebenskrisen unterstützen, sie soll dogmatisch die biblische Botschaft von Gott verkündigen und den Menschen heute vermitteln und sie soll diakonisch die biblische Liebesbotschaft in konkrete Hilfsangebote übersetzen. Schon diese unvollständige Auffistung zeigt ein eigenständiges Profil der Kirche, das mit der Politik nicht verwechselt werden sollte, sondern »grosstest Gottes dienst« ist.

Jedoch greift auch diese Argumentation zu kurz, sofern sie nicht zwei weitere Aspekte einbezieht.

Erstens sind die genannten Aufgaben selbst zwar von der Politik zu unterscheiden, haben aber durchaus Berührungspunkte. So zielt die Sinnfrage (mit Gerhardt) auf eine umfassende Wirklichkeitssicht. So setzen Moral, Seelsorge und auch diakonisches Handeln ein Menschenbild voraus, und wer (wie Paulus in Röm 1,4f) Jesus Christus als den in Macht eingesetzten Sohn Gottes verkündigt und ihm gegenüber Gehorsam fordert, der greift politisches Vokabular auf und zielt auf eine Selbstbeschränkung der Politik.

Zweitens sind die kirchlichen Aufgaben in einen rechtlichen Rahmen eingespannt, der von der Politik formuliert wird und modifiziert werden kann. Soll es Religionsunterricht an Schulen und Seelsorge in Gefängnissen geben? Darf die Verkündigung im öffentlichen Raum stattfinden oder muss sie privat organisiert sein? Diese beispielhaft genannten Fragen werden von der Politik beantwortet und in Gesetze gefasst. Aber sie betreffen Themen der Kirche, so dass es absurd wäre, wenn sie sich nicht an Debatten darüber beteiligen sollte.

Weitaus schlüssiger wäre es demgegenüber, der Kirche zu empfehlen, ihre politische Relevanz und ihre Positionierung in Kontroversen in angemessener Form wahrzunehmen. Nicht dass Kirche auch eine politische Kraft ist, sondern wie sie diese Aufgabe angeht, steht dann zur Debatte. Wenn Gerhardt moniert, die Kirche würde sich an die Stelle des Staates setzen, hat er vielleicht solche Formfragen im Visier. Aber auch hier kann ich ihm nur bedingt zustimmen. Es gibt nämlich durchaus politische Ansprüche, die aus der biblischen Botschaft resultieren und sich in der Form von Gesetzen niederschlagen, wie die Glaubensfreiheit oder die Achtung der Würde jedes Menschen als Ebenbild Gottes.

Weiterführend ist, wenn die Kirche politische Impulse für den gesellschaftlichen Dis-

kurs formuliert. Der Begriff stammt aus der klassischen Physik und wird inzwischen auch im übertragenen Sinn verwendet. Er bezeichnet eine externe Anregung (mechanisch: Kraftstoß), aus der eine Veränderung resultiert – wobei die Veränderung nicht identisch ist mit der Anregung, sondern die Eigenheit (mechanisch: Beharrungskraft) des Angeregten einbezieht.

Dieses Verfahren, dass externe Anregungen unsere Politik verändern, aber nicht direkt aus politischen, sondern aus gesellschaftlichen Quellen stammen, entspricht sowohl unserer Demokratie wie dem Selbstverständnis der Kirche: Die Bundesrepublik Deutschland hat gesellschaftlichen Kräften bewusst einen großen Spielraum der politischen Betätigung eingeräumt. Damit wollte man angesichts der historischen Erfahrung eine diktatorische Verabsolutierung des Staates vermeiden. Zudem wurde erreicht, dass unterschiedliche Interessen in einer immer demokratischer und pluraler gewordenen Gesellschaft involviert werden. Gerade komplexe Probleme werden so aus mannigfachen Perspektiven beleuchtet. Das Selbstverständnis der evangelischen Kirche über die Form ihrer Auftragserfüllung wird (mit *Confessio Augustana* 28) zu Recht auf die Formel »sine vi humana, sed verbo« gebracht. Sie entspricht der Zwei-Regimenten-Lehre Luthers, der dem Staat das Gewaltmonopol zugesteht, die Kirche hingegen auf das Wort verweist – und zwar sowohl als autoritative Grundlage (Bibel) wie als Medium ihrer Arbeit (Verkündigung). Daher ist die Predigt, sei es in Gestalt der klassischen Sonntagspredigt oder in Gestalt kirchlicher Denkschriften sowie der Mitwirkung in politischen oder ethischen Kommissionen ein angemessenes Mittel der Kirche, die damit nicht zu einer Behörde wird, sondern »grosset Gottes dienst« und einen vernünftigen Gottesdienst im Sinne ihres Auftrags gestaltet.

Amen.

IV.

LEBEN AUS DER ZUSAGE

DIE ZUSAGE DES 1. GEBOTS

PREDIGT ÜBER 2. MOSE 20,2¹

HANNEGRETH GRUNDMANN

²Ich bin der HERR, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft, geführt habe.

Liebe Gemeinde!

Als ich einem Kreis von Lutherforschern von unserer Tagung ›Angeklagt und anerkannt. Luthers Rechtfertigungslehre in gegenwärtiger Verantwortung‹ erzählte, kam gleich die Reaktion: »Aha, mal wieder, immer wieder Luthers Rechtfertigungslehre.« Ich musste darüber schmunzeln, denn es ist mein Lieblingsthema und für Luther der Artikel, mit dem die Kirche steht oder fällt. Ich finde, man kann sich gar nicht oft genug damit beschäftigen. Dieses Thema hat so viele interessante Aspekte. Heute möchte ich nur einen Aspekt herausgreifen: die Anerkennung. Bei der Rechtfertigung des Sünders geht es zuallererst um Anerkennung.

Bevor Gott auf dem Sinai dem Mose seine zehn Gebote kundtat, machte er Mose eine Zusage: In Exodus 20 Vers 2 lesen wir: »Ich bin der HERR, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft, geführt habe.« Am Anfang der Gebote steht die Zusage Gottes: »Ich bin der HERR, dein Gott!« Hier steht nicht die Frage: »Willst Du mit mir gehen?«, sondern die Aussage, »Ich bin der HERR, dein Gott, der mit Dir geht.« Wir alle wissen: Im Gottesnamen *Jahwe*, den Luther mit *HERR* übersetzt, offenbart Gott sein Wesen. Er ist der, der mit uns geht, der uns begleitet. Am Anfang steht Gottes Zusage. Dieses Versprechen gilt jedem von uns, denn uns wird es persönlich in der Taufe zugesagt: »Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.« (Jes 43,1) »Du

1 Gehalten anlässlich der Tagung der Luther-Akademie am 8. Oktober 2008.

bist mein.« – Am Anfang unseres Glaubenslebens steht Gottes Zusage. Er begleitet mich. Ich gehöre zu ihm. Ich werde ganz persönlich von Gott wahrgenommen und angesprochen. Gott wendet sich mir zu. Das ist Anerkennung.

Wir leben von Zuwendung und Anerkennung. Das beginnt bereits in unserer frühesten Kindheit. Ohne Zuwendung und Anerkennung kann die Persönlichkeitsentwicklung nicht gelingen. In den Humanwissenschaften und in der Pädagogik wird heute der Selbstwerdung des Kindes ein hoher Stellenwert eingeräumt. Friedrich Schweitzer macht in seinem Buch ›Das Recht des Kindes auf Religion‹ darauf aufmerksam, dass die Anerkennung zur frühesten religiösen Erfahrung eines Kindes gehört.² Und ich meine, dass Luthers Rechtfertigungslehre einen zentralen theologischen Beitrag hierzu liefert.

Schweitzer sagt, die Selbstwerdung des Kindes ist eine Frage des Vertrauens, eine Frage »der Verlässlichkeit oder Vertrauenswürdigkeit der Menschen, und der Welt, in der das Kind aufwächst.« Er fragt: »Ist das Selbst der kleinen Menschen einfach das Produkt von Eltern und Erzieherinnen?« und er sagt, dass die Bildung von Identität eine Tiefendimension einschließt, »die weit über alle zwischenmenschlichen Erfahrungen hinausgeht.« »... nur ein unbedingtes transzendentes Gegenüber kann dem Kind diejenige Anerkennung schenken, durch die sein Ich zu einem freien Gegenüber aller Menschen werden soll.« Schweitzer stellt also heraus, dass ein angemessener Transzendenzbezug eine wesentliche Voraussetzung für eine Selbstwerdung in Freiheit darstellen kann.

Schauen wir auf unseren Bibeltext Exodus 20, dann sehen wir hier eine Selbstwerdung in Freiheit nur gewährleistet, indem zunächst von der Gottesbeziehung gesprochen wird: »Ich bin der HERR dein Gott.« Bevor die Gebote ergehen, gibt Gott seine Zusage. Diese Gottesbeziehung befreit das Volk Israel von den Götzen, dem Tanz um das goldene Kalb. Und wir? Unsere Lebensgeschichte? Sind wir nicht schon von frühester Kindheit dadurch geprägt, ob uns Anerkennung widerfahren ist? Wäre das nicht gewesen, was dann?

Friedrich Schweitzer erzählt von Kriegswaisen. Ihnen fehlten Bezugsperson und liebevolle Zuwendung. Sie sind letztlich daran gestorben. Aber vielleicht gab es ja auch in unserem Leben Situationen, in denen uns Zuwendung und Anerkennung fehlten. Das kann Spuren

2 FRIEDRICH SCHWEITZER, Das Recht des Kindes auf Religion. Ermutigungen für Eltern und Erzieher, Gütersloh 2000, S. 29-31.

für das ganze Leben hinterlassen. Fehlende Zuwendung trifft tief ins Herz, kann tief verletzen, Wunden hinterlassen, die nur schwer heilen.

Und die Erfahrung lehrt: Ohne Anerkennung gehen Beziehungen in die Brüche. Da ist die ehrenamtliche Mitarbeiterin in der Kirchengemeinde. Jahrelang hat sie immer wieder gerne Kuchen gebacken, die Tische mit Blumen geschmückt, den Abwasch gemacht. Sie hatte viel Freude daran. Alles lief gut und intensive Gespräche über die Bibel konnten in angenehmer Atmosphäre stattfinden. Jeder, der kam, spürte, hier bin ich willkommen. Man freut sich auf mich. Die Blumen auf dem Tisch strahlen das aus. Für mich ist ein Platz eingedeckt. Für mich ist mit Kuchen gesorgt. Doch dann, plötzlich der Schlaganfall. Mit einem Schlag war die Mitarbeiterin rausgerissen. Halbseitig gelähmt, nach dem Verlust ihrer Sprache, konnte sie das Haus nicht mehr verlassen. Bekommt sie jetzt die Zuwendung, die Anerkennung, die sie vorher anderen gegeben hat? Jetzt, wo sie darauf angewiesen ist? Oder die Mutter, die auf ihre Arbeitsstelle verzichtet hat und nun ganz für die Familie da ist. Jeden Tag derselbe Trott: aufräumen, saubermachen, Wäsche waschen, kochen. Bekommt sie mal ein Zeichen der Anerkennung, ein Dankeschön? Und auch den Professor freut es, wenn er mal eine Rückmeldung von seinen Studenten bekommt: »Ihre Vorlesung hat mir sehr geholfen, wichtige Fragen zu klären.« Oder auch: »Es macht mir Freude, Ihnen zuzuhören. Ich komme gerne.«

Wir alle wissen, wie die kleinen Aufmerksamkeiten das Leben angenehm machen. Schon am Gruß, am schlichten »Guten Tag«, kann sich vieles entscheiden. Wer schon einmal Mobbing am Arbeitsplatz erlebt hat, der weiß, wie verletzend es ist, nicht angemessen begrüßt zu werden. Wo die Anerkennung fehlt, geht das Leben kaputt.

Wir alle bedürfen der Zuwendung wie das neugeborene Kind, wenn es schreit. Es kann gar nicht anders als schreien: »Komm zu mir, hilf mir, lass mich nicht allein!« Es lebt von der Liebe der Menschen seiner Umgebung. Und der Kreis schließt sich am Ende des Lebens, wenn uns aus eigenen Kräften nichts mehr möglich ist, dann bleibt der fragende Blick nach Nähe, nach Zuwendung, nach Liebe. Nichts weiter, denn davon leben wir.

»Ich bin der HERR, dein Gott!« »Ich bin der, der mit dir geht.« Gott kennt mich. Er wendet sich mir zu. Er ist bei mir, lässt mich nicht allein. Kein Gottesdienst, der nicht mit der Zusage seines Segens endet (4. Mose 6,24-26): »Der HERR segne dich und behüte dich,

der HERR lasse sein Angesicht über dir leuchten und sei dir gnädig. Der HERR erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden.« Gott ist kein ferner Gott, sondern einer, der sich mir zuwendet. Das geschieht in seinem Segen: Gott sieht mich an. Aus seiner Zuwendung schöpfe ich Kraft. Daraus lebe ich. Im Segen kann ich Gottes Anerkennung erfahren. Gott lässt sein Angesicht über mir leuchten. Darin kehren frühkindliche Erfahrungen und Bedürfnisse nach Zuwendung wieder. »Der HERR sei dir gnädig.« Das ist die Kurzform von Luthers Rechtfertigungslehre: die Zuwendung Gottes in seiner Gnade.

Amen.

ER IST DER VERHEISSENE MESSIAS SELBST,
DER DEN LEBENDIGEN GOTT SEINEN VATER NENNT.
PREDIGT ZUM TAG DER APOSTEL PETRUS UND PAULUS,
29. JUNI 2019

PREDIGT ÜBER MATTHÄUS 16,13-19

JONAS MILDE

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

wenn ich nun an diesem – nur in einigen wenigen evangelischen Gemeinden mit einem Gottesdienst begangenen – Tag das Wort ›Reformationsjubiläum‹ in den Mund nehme, dann mögen sich einige denken: Schon wieder?! Es müsste aber vielmehr heißen: ›Reformationsjubiläum – immer noch!‹ Und eigentlich hätte die Luther-Dekade, die von 2008-2017 das Reformationsjubiläum vorbereitete, um mindestens ein weiteres Jahrzehnt in die folgenden 10er und 20er Jahre unseres 21. Jahrhunderts reichen müssen – und dies nicht, um 2017 nachzubereiten, sondern um uns an viele weitere Höhepunkte des Reformationszeitalters zu erinnern und ihre je eigene Bedeutung für das Glaubenszeugnis der Reformatoren und ihre Theologie, für das Entstehen und Wachsen unserer (Landes-)Kirchen zu würdigen.

Dass das alles nicht mit derselben Öffentlichkeit geschehen kann wie 2017 – das ist klar. Aber die jeweilige 500jährige Wiederkehr können wir im Leben unserer evangelischen Kirche auch nicht still und heimlich unter den Tisch fallen lassen. Denn schließlich war ›nur‹ mit der Publikation der 95 Thesen über die Kraft der Ablassse noch nicht viel gewonnen. Nein, die Reformation war ein sich über Jahre erstreckender Prozess; und als solchen lohnt es auch, ihrer Stück für Stück zu erinnern. In diesem Jahr 2019 können wir auf die 500. Wiederkehr der sogenannten ›Leipziger Disputation‹ zurückblicken. In Leipzig ging es um ein ›ganz heißes Eisen‹ in der Auseinandersetzung zwischen den Verteidigern des Alten und Vertretern des Papsttums auf der einen und den Wittenberger Reformatoren auf der anderen Seite. Die

einen wurden bei dieser Disputation von dem Dominikaner Johannes Eck aus Ingolstadt, die anderen zunächst von Andreas Karlstadt, ab dem 4. Juli 1519 dann auch von Martin Luther vertreten. Bevor Luther selber als Disputant auftrat, gab es am 29. Juni, am Tag der Apostel Petrus und Paulus, vor 500 Jahren, ein ›Vorspiel‹ zu der sich anschließenden Disputation¹ mit Johann Eck. Denn Luther hatte von dem ebenfalls nach Leipzig gereisten Rektor der Wittenberger Universität, Herzog Barmin von Pommern, die Aufforderung erhalten, an diesem Festtag vor ihm eine Predigt zu halten.² Dies war zunächst als Veranstaltung in ganz überschaubarem Rahmen gedacht; man meinte, die kleine Schlosskapelle der Pleißenburg, wo die Disputation stattfand, sollte ausreichen. Die Gegenseite hätte eine Predigt Luthers am liebsten verhindert, »aber den Wunsch des Herzogs konnte man nicht gut abschlagen.«³

Doch nachdem sich erst einmal herumgesprochen hatte, dass Luther nicht nur zur lateinischen Disputation gekommen war, sondern auch auf Deutsch predigen werde, kamen so viele Menschen, um Luther zu hören, dass man von dem ursprünglich gewählten Ort absehen und in die große Hofstube der Pleißenburg, die für die Disputation hergerichtet worden war,⁴ ausweichen musste. Wahrscheinlich war zu dieser Predigt der Saal auf dem herzoglichen Schloss so dicht gefüllt wie zu keiner anderen Zeit der übrigen Verhandlungstage der Disputation.

Das Evangelium des Tages war damals wie heute eine der Kernstellen im Disput über das Papstamt; es passte also unmittelbar zu der von den Disputanten erörterten Thematik. Doch bevor wir weiter auf die Disputation blicken, hören und betrachten wir den Bibeltext selbst. Es ist das Bekenntnis Petri zu Jesus als dem Christus, des lebendigen Gottes Sohn, sowie Jesu Verheißung an seine Kirche; der Text steht im Matthäusevangelium im 16. Kapitel:

¹³Da kam Jesus in die Gegend von Cäsarea Philippi und fragte seine Jünger und sprach: Wer sagen die Leute, dass der Menschensohn sei? ¹⁴Sie sprachen: Einige sagen, du seist Johannes der Täufer, andere, du seist Elia, wieder andere, du seist

1 Vgl. Martin Brecht, Martin Luther. Band 1: Sein Weg zur Reformation 1483-1521, Stuttgart 1990, 302.

2 Vgl. Martin Luther, Ein Sermon gepredigt zu Leipzig auf dem Schloß am Tage Petri und Pauli 1519, WA 2, [241] 244–249.

3 Brecht, Luther (s. Anm. 1), 302.

4 Vgl. a.a.O., 297.

Jeremia oder einer der Propheten. ¹⁵Er sprach zu ihnen: Wer sagt denn ihr, dass ich sei? ¹⁶Da antwortete Simon Petrus und sprach: *Du bist der Christus, des lebendigen Gottes Sohn!* ¹⁷Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut haben dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel. ¹⁸Und ich sage dir auch: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. ¹⁹Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben: Was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein.

Dieser Text bildet die Mitte des gesamten Matthäusevangeliums; Jesus ist auf dem Zenit seines irdischen Wirkens – hier gerade außerhalb der Grenzen des jüdischen Landes in Cäsarea Philippi, einer römisch-hellenistisch geprägten Stadt⁵ – und von hier fortan auf dem Wege nach Jerusalem, geht Passafest und Tod entgegen. Wer meint, Jesus sei hier in einer Identitätskrise und müsse, bevor er seinen Weg fortsetzen kann, mithilfe anderer erst einmal klären, wer er sei,⁶ geht am Sinn der von Matthäus konzipierten Erzählung und ihrer Botschaft vollkommen vorbei. Es geht um Erkenntnis und Bekenntnis; es geht um die dadurch entstehende Gemeinschaft der Seinen.

Die Leute hingegen antworteten auf die Frage, wer Jesus sei, offenbar etwas, das Jesus gerade nicht ist. Sie bedienen sich bei ihren Antworten an dem, was sie zu kennen meinen, was ihnen ihre Tradition bietet:

- Johannes der Täufer, Vorläufer und Zeitgenosse Jesu, den Herodes enthaupten ließ.
- Elia, jener Prophet der alten Zeit, von dem es hieß, er müsse wiederkommen, bevor eines Tages schließlich der Messias selbst kommen werde.

5 Vgl. Ernst Kutsch, Art.: Cäsarea. 2. C. Philippi, in: RGG³, Bd 1, 1581; Thomas Weber, Art.: Caesarea Philippi, in: RGG⁴, Band 2, 6.

6 Magdalene L. Frettlöh, Aufschlussreich, in: Göttinger Predigtmeditationen 69 (2015), (286-294) 288: »Jesus ist sich offenbar selbst in seiner Identität fragwürdig, sucht nach einem angemessenen Namen, einer passenden Bezeichnung für seinen Auftrag. Er bleibt in seiner Identitätssuche aber nicht selbstbezüglich, sondern ist interessiert an der öffentlichen Meinung über sich.«

- Jeremia, von dem es ebenfalls »eine volkstümliche Erwartung gab, die mit [seiner] Wiederkunft [...] rechnete.«⁷

Bestenfalls gehen diese Antwortversuche in die richtige Richtung, die in ihm eine wichtige Figur der Heilsgeschichte, aber eben nicht deren Dreh- und Angelpunkt erblickt. Jesus kommentiert sie nicht, sondern wendet sich von den durch die Jünger wiedergegebenen Meinungen der Leute an sie, die Jünger, selbst: Und ihr? Wer sagt denn ihr, dass ich sei?

Petrus antwortet stellvertretend auf diese Frage, und zwar anders als ›die Leute‹ – nämlich so, wie die Jünger gemeinsam schon zuvor im Matthäusevangelium, nach dem Wunder von Jesu Seewandel geantwortet hatten: »Du bist wahrhaftig Gottes Sohn« (Mt 14,33). Sie haben ihn erfahren, erkannt – und bekennen ihn. Und Petrus expliziert ihr Bekenntnis an dieser Stelle noch in zweifacher Weise, indem er nun sagt: »*Du bist der Christus, des lebendigen Gottes Sohn.*«

Zugegeben, auch diese Titel stammen auf den ersten Blick auch »aus der Schatzkammer überkommener Bezeichnungen«⁸, sind dem Vokabular nach den »jüdische[n] Erinnerungs- und Hoffnungsnamen«⁹ gar nicht so unähnlich, die ›die Leute‹ mit Jesus in Verbindung bringen. Aber mit dem Christus- und dem Gottessohn-Titel, wie sie Petrus aufgrund seiner eigenen Erfahrung mit Jesus gebraucht, ist ein qualitativen Sprung gemacht. Wer so spricht, der geht wesentlich über das Traditionsgut hinaus, meint mehr als die Wiederkehr des oder vielmehr der Gewesenen.

Für den Evangelisten Matthäus ist klar: »Fleisch und Blut« können von sich heraus nicht zu einem solchen Bekenntnis kommen. Denn zum Bekennen braucht es mehr als den Wortschatz der Tradition, mehr als Worte der Sprache Kanaans; es braucht ein ›Pfungstgeschehen‹, weshalb der Theologe Wilhelm Gräb diese Erzählung von Cäsarea Philippi das ›Pfungswunder des Petrus‹¹⁰ genannt hat.

7 Ulrich Luz, Das Evangelium nach Matthäus. Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament, Band I/2, 2., Mt 8-17, Zürich 1990, 450. Vgl. 2Makk 15,14-16; 4Esra 2,18 u.a. Vgl. dazu Luz, ebd., Anm. 51.

8 Wilhelm Stählin, Predigthilfen Band 1. Evangelien, Kassel ²1961, 106.

9 Frettlöh, Aufschlussreich (s. Anm. 6), 289.

10 Wilhelm Gräb, Das Pfingstwunder des Petrus, in: Predigtstudien für das Kirchenjahr 1996/1997. Perikopenreihe I – Zweiter Halbband, Stuttgart 1996, 17-20.

Doch im Gegenzug zu dem sich öffentlich in Jerusalem ereignenden Pfingstgeschehen, bei dem der Heilige Geist in unüberbietbarer Weise ausgegossen wird, spielt diese vorösterliche Szene in der Intimität des Zwölferkreises. Dort, in Jerusalem, geht es um den wunderbaren Beginn der Predigt, den Aufbruch der Apostel, die, ausgerüstet mit der Kraft des Heiligen Geistes, Zeugen werden sollten »in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde« (Apg 1,8). Hier, in Cäsarea Philippi, sind es einzelne, die, noch unter sich, bereits noch vor Ostern, von Jesus *begeistert* sind und ihm, dem Evangelisten Matthäus zufolge, bereits hier die Titel beilegen, die zum ›Fundament‹ des Glaubens und des Zeugnisses der Kirche wurden. Dieses Zeugnis setzte voraus, dass Menschen mit dem Jesus von Nazareth waren (vgl. Mt 26,71), bevor er Kreuz und Tod erlitt; und die dann den Gestorbenen als den Auferstandenen bekannten.

Wenn wir Pfingsten feiern, tun wir dies mit dem Fokus auf der Sendung des Heiligen Geistes. Aber man kann bei der Frage nach dem Anfang der Kirche den Fokus auch auf jene Menschen richten, die dabei waren und denen jenseits von Ostern, Christi Himmelfahrt und Pfingsten der ›Vater im Himmel‹ offenbarte, mit wem sie es in der Begegnung mit Jesus von Nazareth zu tun haben: mit dem Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Er ist kein Vertreter eines toten Götzen, wie es ihrer in Cäsarea Philippi so viele gab. Er ist der verheißene Messias selbst, der den lebendigen Gott seinen Vater nennt; eine Gestalt, zu der es im kollektiven Gedächtnis ›der Leute‹ keine passende Entsprechung gibt. Und wer diese Einmaligkeit erkennen und bekennen kann, zu dem sagt Christus: »Selig bist du.«

Wie auch zu Petrus. Am 29. Juni ist ›sein‹ Tag. Starke Zweige der kirchlichen Tradition haben ihn, dem dieses Geschenk wiederfahren ist, und der es dieser Erzählung nach in Cäsarea Philippi bekannt hat, zum ›Urgestein‹ und zur ›Schlüsselfigur‹¹¹ der Kirche gemacht. Sie haben ihn als Heiligen verehrt, zum Hüter der Himmelpforte gemacht, zum Bischof von Rom stilisiert, sogar zum ersten Papst, zum Stellvertreter Christi auf Erden. Die römische Kirche ist in ihrer Struktur und Theologie auf diesen Mann und seine Nachfolger fixiert – was bis heute zu Problemen innerhalb dieser Kirche selbst, aber vor allem auch im Miteinander mit anderen Kirchen führt. Theologen der verschiedenen christlichen Konfes-

11 Torsten-W. Wiegmann, Auf diesen Felsen, in: Predigtstudien für das Kirchenjahr 2014/2015. Perikopenreihe I – Zweiter Halbband, Freiburg i. Br. 2015, 23-25.

sionen arbeiten sich hieran ab: Exegeten streiten über das rechte Verständnis dieses Textes; Kirchenhistoriker und Kirchenrechtler entschlüsseln die auf ihm entstandenen päpstlichen Ansprüche und deren Legitimität; Systematiker verhandeln dies mit Blick auf die Gegenwart und Ökumeniker versuchen ein Auskommen zwischen denen zu finden, die den Papstprimat aufrecht erhalten, und denen, die ihn nie vertreten haben – und denen, die sich im 16. Jahrhundert vom Papsttum gelöst haben.

Auf dem Weg zu dieser Loslösung wurde bei der Leipziger Disputation ein wichtiger Schritt getan. »Am Ende dieses Weges wollte Luther der Kirche, deren irdisches Haupt der Papst war, nicht mehr angehören; denn sie war nicht die Kirche Jesu Christi, sondern des Antichrists.«¹² In seiner Predigt am Tag Peter und Paul 1519, vor 500 Jahren auf dem Leipziger Schloss nutzte Luther die Gelegenheit, auch denjenigen, die nicht bei der Disputation zugegen waren, eine Zusammenfassung, also »die ganze Summe der Disputation«¹³ zu liefern. Er bricht also das, was die Theologen in ihrer Fachsprache bis in alle Einzelheiten erörtern, für die ›Laien‹ hinunter, damit auch alle, die kein ›Fachchinesisch‹ verstehen und nicht von Berufs wegen professionell mit dem Thema vertraut sind, über den Inhalt nicht im Dunkeln bleiben, sondern mit ins Boot geholt werden – also das, was jede Pfarrerin und jeder Pfarrer tun sollte.

Luther legt den Text folgendermaßen aus: »Die Verheißung von Mt 16 ist auf den Glauben der Kirche und nicht fälschlich, wie in den Dekreten, auf den römischen Primat zu beziehen.«¹⁴ Denn nicht der eigene menschliche Wille ist es, der einen Menschen befähigt zu bekennen, sondern der geschenkte Glaube. Der Wittenberger Professor zieht einen klaren Bezug zu Paulus und dessen Rechtfertigungslehre im Römerbrief¹⁵ – in doppeltem Sinne passend, denn schließlich ist damals wie heute auch Pauli Gedenktag. Christus habe Petrus »dy schlüssel [...] geben, aber nicht ym alß seiner person, sondern yn person der christlichen kirche« – und damit sind sie »mir und dir geben zu trost unßerm gewissen.«¹⁶ Mit Martin Brecht lässt sich die Predigt wie die ganze Wittenberger Position der Leipziger Disputation

12 Thomas Kaufmann, *Geschichte der Reformation*, Frankfurt a.M./Leipzig 2009, 226.

13 WA 2, 241.

14 Brecht, Luther (s. Anm. 1), 304.

15 Vgl. WA 2, 247,9-11.

16 WA 2, 248,33-35.

so zusammenfassen: »Die Vorrangstellung des Papstes ist nicht mehr als eine menschliche Übereinkunft. Rom ist nicht die Mutter aller Kirchen; auch in dieser Hinsicht gilt Mt 16, 13-16 also nicht. Nicht irgendeine partikulare Kirche ist der Fels, sondern die unüberwindbare Kirche ist da, wo das Wort Gottes gehört und geglaubt wird. Der Glaube hat die Schlüssel, die Sakramente und die Vollmacht in der Kirche bei sich.«¹⁷

War Luther es gewohnt, dass auch in Wittenberg die Predigthörer nicht immer gleich Feuer und Flamme waren, so waren auch in Leipzig die Reaktionen mehr als nur gemischt. Sein Disputationsgegner Eck hielt in den darauffolgenden Tagen mehrere Gegenpredigten, die den Text ganz im Sinne Roms auslegten.¹⁸ Der ein Jahrzehnt vor der Disputation in Angriff genommene Neubau des Petersdoms in Rom, sollte diesen Anspruch mit der Kuppelumschrift der ganzen Welt(kirche) demonstrieren: »*Tu es Petrus et super hanc Petram aedificabo ecclesiam meam*« heißt es da – bezogen auf den ›Hausherrn‹, den Pontifex Maximus der römischen Kirche.

Die Mehrzahl der heutigen römisch-katholischen Exegeten sieht in diesem Wort Christi an Petrus nicht mehr eine Belegstelle für den Papstprimat. Und Theologen ›altgläubiger‹ wie evangelischer Konfession wissen um das geschichtliche Gewordensein des Papsttums. Im Evangelisch-Katholischen Kommentar von Ulrich Luz heißt es daher ökumenisch zu diesem Text: »Mt 16,18f. enthalten zwar wahrscheinlich kein altes Material über den ›historischen‹ Petrusprimat. Aber für den Evangelisten war offensichtlich die besondere Stellung des Petrus wichtig.«¹⁹ Und daher ist das Wort von Petrus als dem Felsen vielleicht »im Rückblick auf das abgeschlossene Wirken«²⁰ dieses Bekenner formuliert worden.

Petrus und Paulus, die ›Apostelfürsten‹: der eine Bekenner und Verleugner, der andere Verfolger und Verkünder; keine einfachen Figuren, Menschen mit Licht- und Schattenseiten. Beide vom Herrn Berufene: Glaubenszeugen. Ihr Verhältnis war, so berichten uns die Paulusbrieve und die Apostelgeschichte – oft nur ›zwischen den Zeilen‹ – nicht spannungsfrei. Beide hatten ihre Theologie, ihre eigenen Erfahrungen, ihre Ziele für die Kirche. Diese Kirche Jesu

17 Brecht, Luther (s. Anm. 1), 293.

18 Vgl. WA 2, 241.

19 Luz, Matthäus (s. Anm. 7), 459 (im Original zum Teil kursiv).

20 Luz, a.a.O., 458.

Christi, des lebendigen Gottes Sohn, kann nicht auf totem Fundament stehen, sondern es braucht ›lebendige Steine‹ (1. Petr 2,4).

Die aus Steinen erbaute Pleißenburg, den Ort der Leipziger Disputation, an dem wie nie zuvor in der Geschichte der Kirche der päpstliche Primat in Frage gestellt und so der Weg zu einer allein an der Schrift ausgerichteten Kirche geebnet wurde,²¹ gibt es nicht mehr; an ihrer Stelle steht das Neue Leipziger Rathaus. »Schade«, mag vielleicht nicht nur manch historisch Interessierte, sondern auch manch ein Touristiker denken; leider kein Ort für Luther-Merchandising. Die Erinnerung an die hier ausgetragene Disputation mahnt uns, »daß auch die Gestalt« unserer evangelischen Landeskirchen im 21. Jahrhundert »weithin von der Legitimation des faktisch Gewordenen und nicht von der Bibel bestimmt ist.« Ulrich Luz merkt hierzu berechtigt an: »Erstaunlich ist nur, wie schmerzlos, selbstverständlich und undiskutiert man sich in den ›Kirchen der Schrift‹ damit abfindet!«²²

Um unser Bekenntnis lebendig zu halten, braucht es die Erinnerung an seinen Gang durch zwei Jahrtausende Bekenntnisgeschichte: an das Bekenntnis der Apostel, an ihr Wirken im Heiligen Geist, an die, die das Zeugnis weitergaben und die, die es, als es überlagert und verdeckt war, in der Reformation wieder ans Licht gebracht haben. Und es braucht immer neu den Geist von Pfingsten, der Apostel und Reformatoren begeisterte, um selbst auch das zu tun, worauf das Bekenntnis drängt: »zu preisen und zu loben das Evangelium.«²³

Amen.

21 Vgl. Brecht, Luther (s. Anm. 1), 302.

22 Luz, Matthäus (s. Anm. 7), 476, Anm. 153.

23 Carl Johann Philipp Spitta, O komm, du Geist der Wahrheit (1827): EG 136, Schluss der vierten Strophe.

ZEHN GEBOTE FÜR FRAUEN – FREI NACH 2. MOSE 20

BIRGIT LUSCHER

Als ich als Referentin angefragt wurde, habe ich mir ein Thema gestellt, das früher einmal angekündigt war und dann krankheitshalber ausgefallen war, zum Bedauern vieler: ›Zehn Gebote für Frauen‹. Offensichtlich ist der Umgang und der Inhalt von Geboten für viele ein Thema. Mädchen gelten ja in der Schule als besonders angepasst. Sie haben in der Regel weniger Schwierigkeiten mit Regeln als die Buben in der Klasse. Offensichtlich stellt sich dann später irgendwann im Leben das Gefühl ein: War ich vielleicht zu angepasst? Hätte ich mich wehren sollen? Hätte ich auch mal über die Stränge schlagen sollen? Vielleicht fällt uns im Nachhinein auf, dass Anpassung und Bravheit mit Ängstlichkeit, mangelndem Zutrauen und fehlendem Mut verbunden sein kann. Nur Angepasst-Sein gibt auch keine Orientierung. Das Gefühl, es richtig gemacht zu haben, stellt sich dadurch nicht automatisch ein. Was aber sind richtige Grundorientierungen?

Und dann erinnere ich mich noch an ein anderes Erlebnis. Es war in der Zeit, als man zum ersten Mal auf Umweltfragen aufmerksam geworden ist. In einer Gemeindegruppe von Frauen unterschiedlichen Alters sind wir ins Nachdenken gekommen. Schließlich sagte eine der Älteren – es war aus der tiefsten Seele gesprochen: Am besten wäre es für die Umwelt, wenn es uns Menschen gar nicht gäbe. Das heißt: Wir verbrauchen zu viel: zu viel Wasser, zu viel Energie. Wir produzieren zu viel Müll, zu viel Abfall. Die Ressourcen der endlichen Welt reichen nicht für eine unbegrenzt wachsende Menschheit mit unendlichen Wünschen und Bedürfnissen.

Mich hat dieser Satz damals tief getroffen: Sollte das eine Konsequenz im Sinne der Bibel sein? Sicher: Das »Macht euch die Erde untertan« aus der Schöpfungsgeschichte kann nicht heißen: Zerstört die Natur! Das hat die Einsicht in die Umweltprobleme klar gemacht. Aber ist es im Sinne der Bibel, in eine allgemeine Depression zu verfallen? Am besten wäre es für die Umwelt, wenn es uns Menschen gar nicht gäbe!? Wäre das die biblische Grundorientierung, dann wäre die Erschaffung des Menschen der größte Irrtum Gottes. Aber warum dreht sich dann in der Bibel alles um den Menschen, und darum, wie er zur rechten Einsicht

kommt? Noch etwas: Muss man den Menschen, wenn er nun mal so ist, wie er ist, mit immer mehr Geboten und Verboten überziehen? Nur, um ihn ja in Schranken zu halten. Also: um ihn anzupassen und klein zu halten. Und wären dann die Mädchen und Frauen, die Angepassten, also das kleinere Übel? Dagegen, dass durch reine Anpassung das Leben gelingt, spricht, dass viele Frauen immer wieder unzufrieden sind mit sich selbst: Anpassung alleine bringt es auch nicht.

Es geht um ein Selbstbild von Frauen, das irgendwie gut klingt, jedoch nicht wirklich gut ist: Frauen sollen freundlich sein, nachgiebig, bescheiden und großzügig. Das Problem daran ist, dass das oft nicht aus Überlegenheit und eigener Einsicht kommt, sondern aus vorausgehendem Gehorsam. Hier liegt die Opferrolle nahe, in die Frauen immer wieder geraten. Manchmal ist sie berechtigt, manchmal auch nicht. Sie ist gut, wenn mein Verzicht von mir selbst gewählt ist, als ein selbstbewusster Verzicht. Aber eine Opferrolle, in die wir nur hineingeraten, muss nicht sein. Wenn Paulus und dann der Hebräerbrief im Neuen Testament über das Opfer Jesu nachdenken, dann sagen sie: Dieses Opfer Jesu war ein für alle Mal. Das Ein-für-alle-Mal bedeutet, dass wir weder Andere zu Opfern machen sollen noch selber unfreiwillig Opfer werden sollen. Deshalb müssen Gebote speziell für Frauen vor allem eines im Blick haben: Heraus aus der Opferrolle! Nur so kommen wir zu einem guten Selbstwertgefühl und vermeiden falsche Bescheidenheit oder Harmoniesucht. Damit komme ich zu meinem Thema: Zehn Gebote für Frauen.

Ich fange an mit der Frage: Warum brauchen wir überhaupt Gebote? Warum brauchen wir das Nachdenken über unser Handeln? Und wenn wir dann nachdenken: Welche Muster von Ethik, welche Grundmodelle von Orientierung gibt es? Was ist gut?

WARUM GEBOTE? ODER WIE WIR ZUM HANDELN KOMMEN

Am besten wäre es für die Umwelt, wenn es uns Menschen gar nicht gäbe! Wer so redet, geht davon aus, dass wir über die Folgen unseres Handelns nachdenken und das rechtfertigen müssen. Was mache ich mit der alten Zeitung? Bei meiner Schwiegermutter war das noch klar – und man musste darüber weder nachdenken noch reden: Mit der alten Zeitung

hat man Feuer angemacht. Es gab noch keinen Solarstrom, auch keine Zentralheizung, nur Einzelöfen und auch kaum sonstiges Verpackungspapier. Mit dem Anfeuern war die Zeitung wiederverwendet. Heute muss die Antwort anders ausfallen. Schon allein deshalb muss sie anders ausfallen, weil wir keine Holz- oder Kohleöfen mehr haben. Solche ganz praktischen Überlegungen nennt man eine Ethik der Folgen: Was richten wir an mit unserem Müll, Autofahren, Wasserverbrauch, unserer Art der Heizung? Orientierung durch Folgenabschätzung: Gut ist etwas, wenn die Folgen gut sind.

Nun kann wahrscheinlich kaum einer allein alle Folgen absehen und bedenken. Die Orientierung an den Folgen hat sich eine eigene äußere Form der Urteilsfindung geschaffen: den Stuhlkreis für alle Argumente – Orientierung durch Nachdenken und Abstimmung. In einem Stuhlkreis ist die Mitte offen – das heißt das Ergebnis ist offen. Jeder bringt sich ein und ist wichtig. Alles wird auseinandergenommen und abgewogen, alles bedacht auf seine Folgen hin. Auch versteckte Argumente sollen auf den Tisch. So wird ein Problembündel auseinandergenommen und durchleuchtet. Ziel ist eine gute Entscheidung von allen miteinander, bei der man nichts übersehen und darum nichts versäumt hat. Gut sind hier die Handlungsfolgen. Für eine Gruppe ist eine Stuhlkreis-Orientierung demokratisch und auch deswegen gut. Wenn ich alleine bin mit einem Problem und nicht weiß, in welche Richtung es weitergehen soll, debattiere ich mit mir selbst. Ich bilde eine Art inneren Stuhlkreis mit den verschiedenen Stimmen in mir. Uns ist diese Methode so ins Blut übergegangen, dass wir kaum merken, warum dies zumindest nicht der einzige Weg der Orientierung für gutes Handeln sein kann. Stuhlkreise neigen nämlich dazu, endlos zu gehen und kaum zu einem Ergebnis zu kommen. Ich glaube, einige von uns haben schon Sitzungen erlebt, von denen sie nachher gesagt haben: Also das war jetzt auch nicht so der Renner. Das war vergeudete Zeit.

Deshalb: Es muss auch eine Ethik geben für schnelles und angemessenes Entscheiden. Bei einem Unfall kann man nicht einen Stuhlkreis bilden und anfangen zu diskutieren. Die Folgen des Handelns sind nicht unwichtig, aber das Abwägen braucht einen anderen Rahmen. Der Notarzt kommt und handelt. Er ist der Experte. Innerhalb von Sekundenbruchteilen gewinnt er einen Überblick. Wir wollen diesen zweiten Typ von Orientierung Expertenethik nennen: Experten handeln sofort, ohne alles zu wissen. Natürlich haben sie sich mit ähnlichen Fällen befasst und sie bringen Erfahrung mit. Dadurch haben sie ein intuitives

Gefühl für den Augenblick. Worauf es aber ankommt: Sie entscheiden schnell und angemessen. Dann passiert auch was. Wenn wir richtig handeln wollen, müssen wir anfangen. Wollte man alle Voraussetzungen seines Handelns erfassen und alle Folgen abschätzen, wo würde man niemals fertig – und könnte nicht anfangen mit dem Handeln. In jedem Handeln steckt das Pathos des Anfangens. Deshalb unterscheiden wir uns ja vom bloßen Funktionieren. Handeln, Anfangen und Freiheit – das gehört zusammen. Gebote nehmen uns einige von den Stuhlkreisen ab. Sie setzen Rahmenbedingungen für letzte und vorrangige Ziele, was unbedingt gelten soll, was man unbedingt tun und lassen soll. Insofern helfen Gebote unserer Freiheit ebenso wie unserer Verantwortung. Und das geschieht für exemplarische Lebensfelder, für Grundsituationen, aus denen man auf andere Einzelfälle schließen kann.

Warum folgen wir Geboten? Vielleicht wegen der Gewissensbisse? Aber wie kommen wir zu unserem Gewissen? Nach manchen Psychologen ist das Gewissen das Ergebnis einer Liebesgeschichte, die uns in früher Kinderzeit mit dem gegengeschlechtlichen Elternteil verbindet (Sigmund Freud). Dazu kommen unsere Erfahrung und unsere Erziehung. Auf jeden Fall wirkt das Gewissen als innere Stimme, die oft beschrieben wird als die Stimme des Vaters oder der Mutter in uns. Wir hören sie, obwohl sie im äußerlichen Sinn gar nicht da ist: Du sollst ... Du sollst nicht ... Lass das! Tue das! Nun schwächt sich das mit dem zunehmenden Alter vielleicht ab. Aber in Krisensituationen oder in Konflikten sind verinnerlichte Gebote einfach so da – sie sitzen einem gewissermaßen im Nacken und man kann sich nicht davon lösen. Auch wenn der Verstand – denken Sie an den inneren Stuhlkreis! – etwas anderes sagt. Folgt man dann dem Verstand, bleiben dennoch das schlechte Gewissen und die Gewissensbisse. Freilich – Gebote und Verbote, die nur aufgrund von Gewissensbissen funktionieren, rufen damit spontan und unmittelbar den Verstoß dagegen hervor. Gerade mit Kindern kann man das erleben: Wir sind, als unsere Kinder klein waren, mal beim Spaziergehen an einer Blumenwiese vorbeigekommen. Das eine Kind fing an, mit einem Stock den Blumen den Kopf abzuschlagen. Das andere Kind macht das natürlich sofort nach. Wir haben gesagt: Lasst das! Wir haben auch erklärt: Das tut den Blümchen weh! Aber da guckt uns der eine nur spitzbübisch von unten an ... und haut weiter nach dem Motto: Jetzt erst recht! Das Verbot animiert zum Verstoß.

Ganz am Anfang in der Bibel steht, dass Gott sagt: Esst nicht von diesem Baum, das ist

nicht gut für Euch! Und was machen Menschen? Prompt essen sie davon. Vielleicht wollen wir unsere Grenzen ausprobieren. Vielleicht ist es ein Machtspiel. Sicher geht es auch um den Verdacht, einem wird da etwas vorenthalten. Die Sache mit den Folgen und der Folgenabschätzung spielt da plötzlich keine Rolle. Das Verbot allein schon animiert zum Verstoß. So folgt in der Bibel auf den Anfang aller Gebote in der Schöpfungsgeschichte im nächsten Kapitel sofort die Geschichte vom Sündenfall: Das Gebot wird erlassen – das Gebot wird übertreten. So sind wir Menschen. Gebote alleine nützen nichts.

Die Bibel weiß, dass man zum guten Verhalten motiviert werden muss. Für Jesus und Paulus ist es der Glaube, der zum guten Verhalten motiviert: Vertrauen, Dankbarkeit, Geborgenheit, eine Beziehung. Als Mose am Sinai den Israeliten die Gebote gibt, da haben sie zuvor eine gute Erfahrung gemacht. Die Sklaverei war zu Ende. Sie waren auf dem Weg in die Freiheit. Die Gebote, die Gott ihnen auf diesem Weg mitgibt, sollen die erlangte Freiheit bewahren helfen. Deshalb lauten sie auch im Urtext: Du wirst nicht ... – wenn du in Freiheit leben willst, wirst du nicht. Man hat deshalb auch die Zehn Gebote die zehn großen Freiheiten genannt. Sie sind – so hat man es einmal formuliert – die Spielregeln des Paradieses. Die Spielregeln des Paradieses gelten auch dann, wenn wir inzwischen das Paradies verloren haben.

WELCHE GEBOTE? GEBOTSREIHEN – GRUNDGEBOTE UND DAS EINE GEBOT

Aufgeschriebene Gebotsreihen begleiten Menschen, seit man zu schreiben angefangen hat. Sie wurden in Stein gemeißelt: Alle sollen sie sehen können. Manche Gesetzestafeln brauchen viel Platz, weil sie lauter Einzelfälle regeln. Heute gibt es, speziell für Frauen, eine ganze Ratgeber-Literatur. Auch da geht es um Einzelfälle. Und es geht um Voraussetzungen für die Orientierung. Frauen sollen / wollen stark sein – anspruchsvoll, erfolgreich, gelassen. Diese Voraussetzungen für die Orientierung gelten nicht immer für alle. Gelassenheit kann vermutlich jede von uns brauchen. Und echte Stärke schadet sicher nichts. Aber wie ist das mit anspruchsvoll oder erfolgreich? Setzt erfolgreich nicht irgendwie voraus, dass ich gerade

beruflich Karriere machen will? Was heißt erfolgreich, wenn ich gerade in den Ruhestand gewechselt bin? Erfolgreich im Beruf meint sicher anderes als erfolgreich in der Kindererziehung oder erfolgreich im Haushalt. Vielleicht ist mir heute der Apfelkuchen besonders gut gelungen? War ich dann nicht auch erfolgreich? Und wie ist das, wenn ich gerade einen Menschen auf seinem letzten Lebensweg begleite? Was ist da erfolgreich? Sie sehen: Hier muss man sich über vieles zunächst klar werden. Auch deshalb brauchen die Einzelfallregeln so viel Platz.

Die Bibel braucht weniger Platz. Ihr geht es um Grund-Regeln. Grund-Gebote. Zehn Worte, die alles Einzelne in sich fassen. Auch nach der Bibel werden die Grundgebote in Stein gemeißelt. So hart und dauerhaft wie der Stein ist ihre Gültigkeit. Dass es gerade zehn sind, hat etwas zu tun mit dem Behalten: Man kann sie an den Fingern abzählen. Längere Gebotsreihen wie die 613 in der Bibel der Juden hat man konzentriert auf drei, wie beim Propheten Micha (6,8). Jesus komprimiert die Gebote auf zwei, zum Doppelgebot der Liebe (Mt 22,37-40) – gleiches tun damals auch andere jüdische Lehrer. Der Kirchenvater Augustin um 400 komprimiert die zwei Gebote zu einem einzigen Gebot mit einer Voraussetzung: Liebe – und dann tue, was du willst. Indirekt kann sich Augustin dabei auf Jesus berufen. Jesus ging frei mit den überlieferten Geboten um: Einerseits verschärft er sie – wenn wir an die Bergpredigt denken. Da werden schon die Gedanken mit dem Mord als Tat gleichgesetzt. Andererseits nimmt Jesus in Schutz, er nimmt von Strafanordnung bedrohte Menschen in Schutz, auch gegen die Gebote – so bei der Ehebrecherin im Johannesevangelium (Joh 7,53-8,11). Dahinter steckt: Bei Jesus haben die Gebote einen völlig anderen Stellenwert. Es geht nicht um Brav-Sein und Anpasstheit. Es geht nicht darum, dass man in einem vordergründigen Sinn sich an die Gebote und Regeln hält. Wichtiger ist, dass man aus einem Urvertrauen heraus lebt, das einem die ganze Welt zu Füßen legt und zur Verfügung stellt. Mütter wissen intuitiv darum, wenn sie ihr Kind trösten: Alles wird wieder gut. Jesus schenkt diesen Trost bei seelischen Wunden. So macht er es mit der Ehebrecherin. Was Jesus will, ist ein risikobereiter Mut zum Leben – getragen von der Urgewissheit, dass auch mein Leben jetzt – mit all seinen Problemen, Konflikten, Einschränkungen gut ist, gut wird. Es kommt aus Gottes guten Händen und will auf ein gutes Ende hinaus. Das Leben will mich dahin mitnehmen – ich soll mitmachen. Was Jesus mir zuspricht, ist der Mut zum Handeln, Mut zum An-

fangen. Es ist die Orientierung des Notarztes, Experten-Ethik, schnelles und angemessenes Entscheiden. Jesus lebt das und lässt die Menschen um ihn herum es leben. Jesus bringt das nicht auf den Begriff; er macht keine Regel daraus. Das tut erst Paulus. Paulus will es auf den Punkt bringen, was bei Jesus neu ist. Das nennt er: Gesetz Jesu. Und so findet man bei ihm eine Regel für das Gesetz Jesu (1. Kor 10,32). Luther übersetzt es 1534 so: »Ich habe es alles macht, aber es frommt nicht alles.« Die Einheitsübersetzung sagt: »Alles ist erlaubt, aber nicht alles nützt.«

Gute Nachricht: Ihr sagt: »Ihr sagt: ›Alles ist erlaubt!‹ – Mag sein, aber nicht alles ist deshalb auch schon gut.« Die modernisierte Luther-Übersetzung von 1984 schreibt: »Alles ist erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten.« Die Anführungsstriche bei »Alles ist erlaubt« weisen darauf hin, dass der Satzanfang »Alles ist erlaubt« möglicherweise ein Zitat der Korinther ist. So haben die Korinther Jesus verstanden. Damit liegen sie nicht grundsätzlich falsch. Aber Paulus ergänzt das behutsam. Das Nützen im 2. Halbsatz der Einheitsübersetzung bedeutet: aufbauen im Blick auf die Gemeinde und Gemeinschaft, im Blick auf den Einzelnen ermutigen. Mir gefällt der alte Text Luthers von 1534 besonders gut. »Ich habe es alles macht.« Was steckt da drin? Zuerst natürlich die Freiheit des bloßen Befolgens von Regeln. Frei von ... Zurzeit gilt es als besonders gesund, etwas zu kaufen und zu essen, was frei von ... ist – auch dann, wenn *frau* keine besondere = krankhafte Unverträglichkeit hat: glutenfrei, laktosefrei, frei von Gentechnik, frei von tierischen Produkten. Ein Zitat aus dem Fernsehen: »Weizen ist böse, Zucker ist böse, Salz ist böse.« Es ist ein Wunder, dass wir überhaupt noch am Leben sind – so klingt das dann beim Kabarettisten Günter Grünwald (Grünwald-Comedy BR Fernsehen). Für die meisten bringt das ›frei von‹ keine Vorteile, dagegen die Kriterien regional und biologisch schon. Außerdem formuliert es Luther jedoch nicht negativ als frei von ..., sondern positiv: Es steht in meiner Macht. Ich kann anfangen, entscheiden, handeln – nicht nur reagieren, gehorsam auswendig Gelerntes ausführen, eine Marionette sein. Mit dem frei handeln können hat der Mensch etwas, was ihn in die Nähe Gottes rückt, von Gott heißt es: So er spricht, so geschieht's. Wir Menschen müssen manchmal mehr tun als nur sprechen, aber was wir dann tun, geschieht. Ich kann machen – oder: Yes, we can.

Damit komme ich zum Ur-Gebot in der Bibel: Das erste, was Gott dem Menschen sagt, ist eine Erlaubnis, kein Verbot! »Und Gott der HERR gebot dem Menschen und sprach: Du

darfst essen von allen Bäumen im Garten, aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen« (Gen 2,16). Wenn wir das ernst nehmen, verändert sich unser Blick auf die Gebote und auf das Leben. Wir sehen dann nicht zuerst alle möglichen Verbotstafeln: Das ist nicht gut ... und das auch nicht ... und so weiter. Sondern zunächst ist einmal alles gut. Alles, was ich sehe an Bäumen und Früchten, ist gut für mich. Die Schöpfung ist gut für mich. Die Welt und das Leben sind gut für mich. Das Essen ist gut für mich. Da, am Anfang, steht kein Verdacht, keine Missgunst, Gott könnte uns etwas vorenthalten haben. Gott stellt uns die Welt zur Verfügung und wir dürfen die Welt ausprobieren.

Dass es dann auch Grenzen gibt, dass uns nicht alles bekommt – das werden wir schon herausfinden.

Für mich ist der Baum, von dem man nicht essen soll, so etwas wie der Inbegriff des Lebens selbst: Wir sollen uns nicht am Leben selbst vergreifen, also das Leben zerstören ausrotten, klein machen, behindern. All das wirkt am Ende tödlich. Gott hat das schon mit im Blick. Aber zuerst stellt er sich gewissermaßen mit uns auf eine Stufe. Er steht nicht warnend vor uns, sondern neben uns, hinter uns. Er blickt in seine Schöpfung und fordert uns auf, auch den Blick schweifen zu lassen und die Fülle des Lebens wahrzunehmen. Und wenn Gott neben und hinter uns steht, dann ist das kein Angriff – Gott ist nicht das schlechte Gewissen! –, sondern er stärkt uns den Rücken und macht Mut. Die Grund-Erlaubnis ist das Grund-Gebot Gottes. Und deshalb finde ich es so schrecklich, wenn eine christliche Frau die Probleme ihrer Zeit nur so wahrnehmen kann: Am besten wäre es für die Umwelt, wenn es uns Menschen gar nicht gäbe!

ZEHN GEBOTE FÜR FRAUEN

Natürlich gelten die allgemeinen Gebote wie der Dekalog, die zehn Gebote, für alle – auch für Frauen. Gibt es besondere Gebote für Frauen? Oder sollen Frauen das in besonderer Weise beherzigen – in einer Weise, die *frau* gemäß ist? Das setzt eine andere Frage voraus: Reagiert *frau* auf Gebote in besonderer Weise? Dazu gibt es viele Frauenratgeber, eine ganze Frauenpsychologie. Sie brauchen nur beim Friseur oder im Wartezimmer beim Arzt

eine entsprechende Frauenzeitschrift aufschlagen, dann finden Sie auch dort Tipps dazu. Vielleicht ist manches generationenabhängig, so dass bei Jüngeren anderes zu sagen wäre als bei Seniorinnen. Trotzdem will ich die zehn biblischen Gebote aufgreifen und sie auslegen im Blick auf das, was mir als für Frauen besonders wichtig erscheint. Dabei kehre ich die Reihenfolge um und beginne mit den beiden letzten Geboten.

9. und 10. Gebot: Du sollst nicht begehren ...! Kurz-Version: Du sollst nicht neidisch sein! Was passiert, wenn wir neidisch sind, wenn wir den Blick richten auf das, was andere haben und wir nicht? Ich glaube, hier liegt eines der Haupt-Defizite von Frauen: Frauen machen sich selber klein. Sie stellen sich gern in den Hintergrund, in die zweite Reihe. Aber wenn man ständig sich selbst in den Hintergrund stellt, dann kommt man aus dem Hintergrund nicht heraus. Gebote werden dann erlebt als Schranken, die einen im Hinterzimmer des Lebens einsperren und festnageln. So kommen zwei Autorinnen schon vor über 20 Jahren zu dem Ergebnis: Mancher Mann wäre entsetzt, mit welcher resignativer Kosten-Nutzen-Rechnung seine Gefährtin weiterhin bei ihm bleibt. Und die feministische Oberinstanz, wenn es eine gäbe, wäre entsetzt über das Ausmaß der Ängste von Frauen. Das ist aber ein Leben auf Sparflamme.

Entsprechend gering ist dann der Selbstwert. Da kommen wir zu noch so einer Falle für Frauen: Viele kennen einen Selbstwert nur als gebraucht werden. Frauen werden gebraucht – das ist schon gesellschaftlich so, wenn das Leben weiter gehen soll. Vermutlich ist entsprechend auch die biologische Uhr von Frauen programmiert: Wenn ein Kind kommt, braucht es Pflege, Frauen sind Pflegerinnen – dafür sorgen schon die Hormone nach der Geburt. Dagegen ist nichts zu sagen. Ebenso nicht, dass diese Rolle von Mädchen auch erlernt wird, ihnen zugewiesen und von ihnen eingeübt wird. Was problematisch daran wird, wenn Frauen sich abhängig machen vom Gebrauchtwerden. Dann wird das Gebrauchtwerden zur Sucht. Ich bin süchtig danach, mich aufzuopfern.

Warum stehe ich zurück? Ich könnte den anderen verlieren: den Mann / Partner, – und dann mache ich all das, was der Mann nicht macht. Wir denken, das erwartet er. Ob er das wirklich will, darüber wird gar nicht gesprochen. Ich könnte den anderen verlieren: das Kind, die Kinder. Wie oft machen wir etwas für die Kinder, was eigentlich deren Aufgabe wäre. Wenn ich immer ungefragt das mache, was die Kinder nicht machen, aber doch eigentlich

tun sollten – dann lernen es die Kinder nie ... Wenn die Kinder dann flügge werden und aus dem Haus gehen, dann fällt das Gebrauchtwerden weg. Wer nach dem Gebrauchtwerden süchtig ist, spürt nur eine große Leere. Es könnte doch aber auch eine Entlastung sein ... Deshalb müssen Frauen heraus aus dieser Opfer-Rolle.

Was ist das Gegenteil von Neid? Lassen Sie mich es so sagen – gerade vom Ur-Gebot her, bei dem es heißt: Von allem darfst du essen! Nimm die Fülle deines Lebens wahr! Wissen Sie was, darin steckt? Ich darf mich mit all dem kennen lernen, was in mir steckt. Frauen kennen sich oft gar nicht. Deshalb können sie sich nicht abgrenzen. Es fällt ihnen schwer zu sagen: Das ist aber jetzt nicht mein Ding. Wir Frauen müssen lernen, was unser Ding ist. Das ist nicht in jeder Lebenslage und in jedem Lebensalter dasselbe. Da kann man lebenslang dazu-lernen. Ich bin auch nicht festgelegt durch das, was ich bisher gewesen bin. Wenn ich aber weiß, was mein Ding ist, dann brauche ich mir auch nicht zu nehmen, was nicht mein Ding ist. Darum geht es im 7. Gebot. Hier die Version, die Sie kennen – dazu die Fassung, die den Blick auf das Positive lenkt. 7. Gebot: Du sollst nicht stehlen! Lebe von dem und mit dem, was dein ist. Was ist mein Ding?

Das 8. Gebot: Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten! Dieses Gebot steht bei Moses zwischen Neid und Stehlen. Modern heißt das: Sag nichts Unwahres über deinen Mitmenschen! Damit sind wir bei einem weitere Frauenproblem: die Worte, das Reden, das Schwätzen. Speziell Frauen fällt es oft schwer, die eigene Zunge im Zaum zu halten. Denn Frauen erobern sich ihre Welt damit, dass sie über alles reden. Wenn es ein Problem gibt – das muss die Freundin wissen. Man redet und redet – oft wird durchs Reden auch klar, wo eigentlich der Kern der Sache liegt. Alternativen fallen ein. Frauen sind untereinander oft gute Seelsorgerinnen. Männer dagegen machen viel mehr mit sich alleine aus. Das Sprechen über Probleme fällt ihnen schwer. Deshalb versäumen Männer auch eher das rechte Wort zur rechten Zeit. Worte sind ein Schatz, der *frau* anvertraut ist. Deshalb möchte ich das 8. Gebot für Frauen so fassen: Worte sind dein Reichtum, Frau! Tröste und heile damit! Oder: Mit Worten tröste und heile. Sie sind dein Reichtum, Frau!

6. Gebot: Du sollst nicht ehebrechen! Das 6. Gebot bzw. der Verstoß dagegen wird in einer bestimmten Perspektive der Wahrnehmung in der Öffentlichkeit als Sünde schlechthin dargestellt. So, als hätte *frau* oder man nur mit diesem Gebot allein Probleme. Und auch so,

als sei Ehebruch allein eine Frage der Sexualität. Aber das hat Jesus schon in der Bergpredigt zurechtgerückt, wenn er den Gesetzesbruch ins Herz und in die Gedanken vor der ausgeführten Tat verlegt. Über diesem Verbandeln des 6. Gebots mit der Sexualität wird aber meines Erachtens ganz übersehen, worin denn hier die Freigabe, die Erlaubnis liegt. Wo liegt hier das du darfst? Und das auch in einem weiten Sinn, so, dass sich Menschen in unterschiedlichen Lebensentwürfen und in verschiedenen Formen des Zusammenlebens angesprochen fühlen können. Ich bin noch am Suchen. Aber hier einmal ein Vorschlag von mir. Du kannst Gemeinschaft leben! Wenn man es positiv formulieren will, dann geht es um Beziehung, und um viele Arten von Beziehungen, nähere und entferntere. Ein Mensch, der nicht in irgendeiner Art von Beziehungen leben kann, ist einsam, vielleicht wird er auch nicht glücklich. Aber Beziehungen sind nicht selbstverständlich. Sie sind wie ein rohes Ei, sie können zerbrechen. Deshalb geht es in diesem Gebot darum, was Beziehungen möglich macht: Vertrauen und Vertrautheit. Das soll geschützt werden.

5. Gebot: Du sollst nicht töten! Ich frage mich, ob dies vor allem zu Männern gesagt ist. So wie das Gebot über den Umgang mit Worten zu den Frauen. Wenn es eine natürliche Rolle von Frauen im Leben gibt, dann ist es die, Leben zu geben. Liegt da das Töten nicht sehr fern? Auch die Gewalt als Mittel der Durchsetzung und Rivalität, als ständiges Sich-Messen, ist doch eher männlich besetzt. Prüfen Sie einmal selber die folgende Auslegung zum 5. Gebot von Ernst Lange: Du brauchst die anderen nicht als Konkurrenten zu behandeln, denen man zuvorkommen muss, die man von sich abhängig machen muss, die man beruflich und politisch der persönlich fertigmachen muss. So ein Verhalten ist kein Zeichen von Kraft und Tüchtigkeit, sondern von Schwäche und Angst. Ich, der allmächtige Gott, will dein Beschützer sein. Du kannst es dir leisten, deinem Nächsten leben zu helfen. Konkurrent – anderen zuvorkommen – andere von sich abhängig machen – sie beruflich und politisch oder persönlich fertigmachen – Kraft und Tüchtigkeit: Nicht dass wir Frauen diese Felder nicht kennen würden, zumal wir uns ja auch im Beruf und in der Öffentlichkeit behaupten müssen. Nur: Unser Problem ist mehr das Töten mit Worten – wovon beim 8. Gebot schon die Rede war. Dagegen liegt die Freigabe, die im 5. Gebot steckt, uns Frauen ganz nah: Du kannst zum Leben verhelfen und leben lassen! Frauen sind seit alters – wenn sie nicht selbst

Mutter sind – Hebammen zum Leben. Und das in vielerlei Hinsicht, nicht nur wenn Kinder auf die Welt kommen.

4. Gebot: Ehre deinen Vater und deine Mutter! Das 4. Gebot ist ein besonders gutes Beispiel für das Missverstehen der biblischen Gebote. Vater und Mutter ehren ... Im 19. Jahrhundert fügen sich Kinder Berufsverböten, weil Väter nein gesagt haben zu den Anlagen und Interessen des Kindes. Man geht mit dem Gebot, Vater und Mutter zu ehren, so um, als sei das eine Regel für Kinder. Man hat damit Kindern den Respekt und Gehorsam gegenüber Erwachsenen eingetrichtert. Im 20. Jahrhundert, im Zeichen der zunehmenden Pflegebedürftigkeit am Lebensende, geht man mit dem Gebot, Vater und Mutter zu ehren, so um, als sei das eine Regel für Frauen. Vater und Mutter ehren wäre dann die Regel für die geborenen Pflegerinnen. Dabei vergisst man das Gleichnis Jesu vom barmherzigen Samariter zum Thema Pflege. Der Samariter ist ein Mann und, obwohl er – wie der Notarzt – beim Überfallenen sofort weiß, was zu tun ist, weiß er auch, wo die Grenzen des eigenen Könnens liegen. Er bringt den Pflegebedürftigen zum Wirt, zum Experten für Betreuung. Er gibt Geld dafür: »Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn«. Und er rechnet mögliche Kostensteigerungen gleich ein: »Und wenn du mehr aus gibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme« (Lk 10,35). Wir wollen also bei der Auslegung des 4. Gebots nicht in die Pflegefalle tappen. Was aber könnte dann der Sinn sein? Älter-Sein ist deine Würde und dein Reichtum! Sag dir das selber! Das bedeutet, wenn wir jünger sind: Wir lassen die Lebenserfahrung der Älteren gelten. Wenn wir älter sind, dürfen wir auf unsere Lebenserfahrung vertrauen. Wir müssen sie aber nicht den Jüngeren als Waffe unter die Nase reiben oder um die Ohren schlagen. Denn die Erfahrung kann uns gelassener machen. Und wenn uns dann die sichtbaren Zeichen des Älterwerdens plagen, morgens vor dem Spiegel oder tagsüber, wenn dies oder jenes weh tut, dann ist das eben so. Älter-Sein ist auch eine Würde und ein Reichtum! Das sag ich mir selber!

Bleibt noch die erste Tafel der Gebote. Traditionell sagt man, sie habe mit Gott zu tun. Während die 2. Tafel das Leben der Menschen miteinander regelt. Aber es ist falsch, zu meinen, in den ersten drei Geboten ginge es nur um etwas, was der Mensch Gott schuldet oder ihm schuldig wäre. Auch hier geht es um das Ur-Gebot, das über dem Leben des Menschen steht: Du darfst leben – von allem darfst du essen ... Es geht auch in der 1. Tafel um die

Gaben und die Freigabe Gottes. Ich habe den Eindruck, dass gerade diese drei Gebote, in denen es nicht um den Mitmenschen geht, den Einzelnen in Schutz nehmen, in Schutz vor den Anderen, in Schutz vor sich selbst und dem, was das Wesentliche im Leben ausmacht.

3. Gebot: Gedenke des Feiertags, dass du ihn heiligst! Achtsamkeit: Gönn dir Zeit für das Wesentliche und gestalte es! Ich wähle dafür einen Begriff, der nicht aus unserer eigenen abendländischen Tradition kommt und vielleicht deshalb die Augen für das Gemeinte öffnen kann: Achtsamkeit. Es geht darum, dass wir nicht nur in unserer Arbeit aufgehen. Gerade Frauen, die für das Haus und den Lebensunterhalt zuständig sind, müssen sich das sagen lassen. Denn im Haus gibt es immer etwas zu tun. Und wenn es die letzte Beere ist, die auch noch verarbeitet sein will. Frauen neigen dazu durchzupowern. Aber das Leben braucht auch den Stand-by-Modus, die Aus-Taste. Sonst gibt es keine Balance. Es ist schon seltsam, dass uns das heute die Krankenkassen sagen müssen – obwohl wir es doch schon in der Bibel haben: die Work-Life-Balance. Oder wie es die AOK im vergangenen Herbst auf ihren Plakaten verbreitet hat: Ich muss auch mal abschalten, damit ich wieder Gas geben kann. Die Auszeit, dein Sonntag sei ein Fest. Religion bedeutet: Unterbrechung. Wir brauchen die Unterbrechung der Arbeit. Wir brauchen Fest und Feier. Dafür sind Gebet und Gottesdienst, Meditation, Wellness für die Seele gedacht. Dafür steht Gott, dafür braucht er Zeit, ohne das wäre er für uns ein Niemand. Am Sonntag dürfen wir uns miteinander freuen – in der Familie, mit Freunden, in der Gemeinde. Unsere Arbeit ist ein hohes Gut, gerade heute. Zuviel arbeiten jedoch kann Sünde sein – Absonderung vom Lebenssinn. Also: Achtsamkeit. Gönn dir Zeit für das Wesentliche! Und vielleicht könnten wir uns dem auf Frauenweise nähern. Viele Frauen dekorieren gerne. Man soll in der Wohnung sehen, wie ihnen gerade zumute ist. Und wie ist das am Wochenende? Sieht man da Ihrer Wohnung an, dass Feiertag ist? Oder ist das Zuhause am Sonntag dasselbe wie in der Woche?

2. Gebot: Du sollst den Namen des HERRN, deines Gottes, nicht missbrauchen! Wenn wir beim Thema Gott und Glauben sind, dann dürfen wir das auch nicht zum Machtinstrument für uns selber machen. Benutze Gott nicht für deine Zwecke. Ich denke nur: der größere Missbrauch Gottes als der, ihn für eigene Zwecke einzusetzen, ist der, ihn gar nicht mehr zu gebrauchen – der Totalausfall von Religion in vielen Bereichen der modernen Gesellschaft. Mach einen guten, lebensförderlichen Gebrauch von Religion und schäme dich dafür nicht.

Fromm zu sein ist zwar ein altes Wort. Aber die Sache ist nicht überholt. Wenn etwas total ausfällt, dann gibt es immer auch Ersatzprodukte – Religions-Ersatz. Ohne Religion bleibt eine Lücke, in der sich leicht das eigene Ich übermächtig breit macht. Der Weg von einem Leben ohne jede Religion hin zu religiösem Fanatismus und Terrorismus ist nicht weit. Ich denke immer wieder darüber nach, warum gerade ein Rocker von den Hells Angels, dessen Ich das Motorrad und die Lederkluft braucht, einen Sohn hat, der Religion nur als radikaler Moslemprediger leben kann – ein aufgeblasenes Ich als Familienkrankheit?

1. Gebot: Ich bin der HERR, dein Gott. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir! Bei den biblischen Geboten steht am Anfang: Ich bin ... – und dann kommt ein Name – dein Gott. Da der Name Gottes so wie im Judentum nicht ausgesprochen werden soll, steht bei Luther und in den anderen Übersetzungen: *Der Herr*. Wir können heute – leider? – Herr nur noch im Gegensatz zu Frau hören oder im Gegensatz zu Sklaven, Dienern. Das ist aber beides nicht gemeint. Gehen wir darum zum Ursprung zurück. Mit seinem Namen stellt sich Gott vor, als er den Mose anspricht. Und Gott erklärt auch diesen Namen (Ex 3). Diese Erklärung kann man verschieden übersetzen: Ich bin, der ich bin – also: unerschöpflich. Ich bin – das, was ist, ohne Wenn und Aber – also das Sein, das allem Lebenden zugrunde liegt. Ich bin da – für dich, also dein Begleiter. Das Wort hat aber auch zu tun mit Wehen und Wind – die Schöpfungsgeschichte spricht vom Lebensatem, durch den der Mensch lebendig wird und der ihn jede Minute am Leben erhält. Deshalb mache ich mal folgenden Vorschlag:

Ich bin dein Gott, mein Name klingt wie Lebensatem, der dich nicht verlässt. Mir allein kannst du unendlich vertrauen. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben. Das ist die selbstverständliche Konsequenz der anderen Gebote. Auch darin steckt die gleiche Erlaubnis zum Leben wie im Ur-Gebot, im ersten Wort Gottes zum Menschen: Von allem darfst du essen, leben ... – nur das Leben, dein Leben jetzt, halt es fest, lass dich darauf ein – zieh dich von ihm nicht zurück. Und darin, dass Er allein Gott sein will und das Vertrauen meines Lebens verdient, darin liegt auch die Freiheit gegenüber allem, was uns sonst abhängig machen will. Das alte 2. Gebot: Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen! Den gleichen Sinn hat auch das alte 2. Gebot. Das steht zwar in der Bibel, aber nicht mehr in unserem Katechismus, dem Lernstoff unserer Kirche. Es lautet: Du sollst dir kein Bild machen – gemeint ist: kein Bild von Gott, von Menschen, von Situationen – von allem, was

dich festlegen will. Charlie Hebdo und der Karikaturenstreit mit dem Islam zeigt etwas von der Macht der Bilder. Unsere ganzen Medien leben von Bildern. Aber ein Bild fordert auch den Widerspruch heraus. Für mich jedenfalls ist Gott nicht so, wie er in dieser Karikaturenzeitschrift festgehalten wird. In früheren Zeiten hatten die Bilder große Macht. Im Götterbild war der Gott da – so hat man es erfahren. Und dagegen steht das Bilderverbot des Alten Testaments. Es hält die Einmaligkeit und Einzigartigkeit von Gott offen.

In der Geschichte des Christentums wurde das alte Bilderverbot missverständlich. Das Bilderverbot sollte die Freiheit des Unsichtbaren schützen. Aber Christus ist doch das Bild des unsichtbaren Gottes – er hat in unüberbietbarer Weise Gott bekannt gemacht. Wenn aber Christus das Bild Gottes ist, dann können Bilder von Gott nicht total verboten sein. Der Sinn des alten Bilderverbots ist mit Jesus Christus aufgehoben. Wer sich von Gott ein allzu festes Bild macht, der macht ihn zu einer Karikatur – er rechnet nicht damit, dass Gott immer neu und anders sein kann. Das Gleiche gilt vom Mitmenschen und von der Welt überhaupt. Dann kannst du offen sein gegenüber dem Leben.

Wir waren ausgegangen von dem verzagten Statement: Am besten wäre es für die Umwelt, wenn es uns Menschen gar nicht gäbe. Die Zehn Gebote sprechen eine andere Sprache – sie sprechen von etwas anderem – auch gerade dann, wenn man sie vom Anfang der Bibel her auslegt, vom ersten Wort Gottes an den Menschen, und wenn man bedenkt, was es speziell für Frauen heißen kann.

ZUSAGE DER TAUFE

PREDIGT ÜBER PSALM 8

THEODOR DIETER

¹Ein Psalm Davids, vorzusingen, auf der Gittith. ²HERR, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen, du, den man lobt im Himmel! ³Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen, dass du vertilgest den Feind und den Rachgierigen. ⁴Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: ⁵was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschenkind, dass du dich seiner annimmst? ⁶Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt. ⁷Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles hast du unter seine Füße getan: ⁸Schafe und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Tiere, ⁹die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meer und was im Meer geht. ¹⁰HERR, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!

»Es ist ein Wunder!« Das sagen Eltern oft, wenn sie ihr neugeborenes Kind auf den Armen halten. Die leisen Atemzüge hören, spüren, wie das Herz pocht: Es ist ein Wunder! Wir können nicht anders als darüber zu staunen. Und unser Staunen lässt uns sagen: Es ist ein Wunder! Dabei können wir biologisch genau erklären, wie ein Mensch entsteht. Und doch zeigt uns unser Staunen: Es gibt noch einen anderen Blick auf das Geheimnis des Lebens. Ein neugeborenes Kind weckt in uns die Ahnung: Das Leben ist größer als das, was wir mit den Mitteln der Naturwissenschaft erfassen können. Es ist ein Wunder!

Ich mache jetzt einen großen Sprung, und zwar nach Afrika. Vor zwei Jahren war ich in Namibia. Wir haben dort eine Safari durch die Wüste gemacht. Unvergesslich – sehr früh

am Morgen auf eine hohe Sanddüne zu steigen und den Sonnenaufgang zu genießen. Herrlich – im Landrover durch die Wüste zu fahren und nach wilden Tieren Ausschau zu halten. Aber etwas Anderes war noch schöner, noch eindrucksvoller: In der Nacht unter dem von Sternen übersäten Himmel zu stehen. Ein unfassbarer Sternenglanz breitet sich über einem aus. So etwas kann man in Deutschland nicht sehen, wo die Nacht nie ganz Nacht ist. Sternenschwärme, große und kleine Sterne, die wunderbare Figuren in den Himmel zeichnen. Es ist kaum zu glauben, dass der Himmel so glitzern und funkeln kann. Man kann sich nicht sattsehen an dieser Pracht. Doch so sehr diese Schönheit einen in den Bann zieht, sie hat auch etwas Erschreckendes. Denn schaut man auf sich, wie man da in der Wüste steht, dann erschrickt man: So klein bin ich – ganz klein angesichts der unermesslichen Weite des Kosmos und ganz unbedeutend. Wer bin ich, fragt man sich, ein kleiner Mensch angesichts der unendlichen Größe des Weltalls, angesichts der unzähligen Sterne, die Millionen Lichtjahre entfernt sind. Verglichen mit ihnen bin ich nicht größer als ein Sandkorn auf dem Wüstenboden. Wer bin ich?

Eine ähnliche Beobachtung hat wohl auch der Dichter eines alten Liedes (Psalm 8) gemacht. Der Dichter schaut zum Himmel, sieht den Mond und die Sterne und sagt: »Wenn ich sehe den Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast«. Der Dichter sieht nicht nur die unzählbare Menge der Sterne, die unermessliche Weite des Himmels. Er bringt sie in Verbindung mit Gott. Sie sind seiner Finger Werk; Gott hat sie geschaffen. Von der Größe des Himmels, vom Glanz der Sterne richtet der Dichter den Blick auf den Menschen. Was ist der Mensch? fragt er, und man erwartet, dass er sagt: Wie klein ist doch ein Mensch angesichts der Weite des Himmels! Aber nein, der Dichter sagt genau das Gegenteil. Er führt seine Frage Was ist der Mensch? so fort: Was ist der Mensch, dass du, Gott, an ihn denkst? Und das heißt nicht: Wie klein ist doch der Mensch, sondern: Wie groß ist der Mensch. Groß ist er, weil Gott an ihn denkt. Der Gott, der das Universum samt allen Sternen geschaffen hat, denkt an den Menschen – an jeden einzelnen! Der Mensch wird nicht übersehen wie ein Sandkorn in den kalten, gleichgültigen Weiten des Alls. Was ist der Mensch, dass du, Gott, an ihn denkst! Wie groß ist der Mensch, weil du, Gott, an ihn denkst! Das kann auch ein Kind verstehen. Das Kinderlied, das wir vorher im Gottesdienst gesungen haben, zeigt uns, wie das geht. »Weißt du, wie viel Sternlein stehen an dem blauen Himmels-

zelt?« So öffnet es den Blick der Kinder für die Weite des Himmels. Es fährt fort: »Gott der Herr hat sie gezählt [die Sternlein], dass ihm auch nicht eines fehlet«. Die Weite und Unermesslichkeit des Himmels können auch Angst machen. Aber Gott hat die Sterne gezählt. Er kann weiter zählen als ein Kind mit seinen zehn Fingern. Die Welt ist geordnet; Gott hat ihr Zahl und Maß bestimmt. So kann ein Kind in dieser Welt geborgen sein. Es kann sich in ihr heimisch fühlen. Es tut Kindern gut, wenn Eltern dieses Lied mit ihnen singen. Es atmet Weite *und* Geborgenheit! Aber sein Höhepunkt kommt erst noch. »Weißt du, wie viel Kinder frühe / stehn aus ihren Bettlein auf, / dass sie ohne Sorg und Mühe fröhlich sind im Tageslauf? / Gott im Himmel hat an allen / seine Lust, sein Wohlgefallen. / Kennt auch dich und hat dich lieb, kennt auch dich und hat dich lieb.«

Genau darum geht es in der Taufe. Gott kennt auch dich und hat dich lieb, Hanna!¹ Gott kennt auch dich und hat dich lieb, Lea! Das verspricht Gott euch beiden in der Taufe. Kinder brauchen immer wieder das Versprechen der Eltern. Mama, versprich mir, dass wir am Samstag Eislaufen gehen! Papa, versprich mir, dass wir im Sommer zum Bergsteigen fahren! Und die Kinder vertrauen darauf. Sie pochen darauf: Das hast du doch versprochen! So ist es auch bei Gott: Wir brauchen sein Versprechen. Und das geschieht in der Taufe. Nachher verspricht Gott der Hanna und der Lea feierlich: Ich bin dein himmlischer Vater und du bist mein Kind! Du bist gewollt! Du bist geliebt! Und Gott sagt zu euch beiden: Wie gut, dass es dich gibt! In der Taufe passiert etwas eigentlich Unfassbares: Der Gott, der das Weltall mit all seinen Sternen und die Erde mit ihren sieben Milliarden Menschen geschaffen hat, verspricht diesen beiden Kindern: Ich bin dein himmlischer Vater. Du bist gewollt. Du bist geliebt von Gott.

Wenn wir heute Menschen beobachten, auf der Straße, im Bus, im Zug – sie haben alle Handys bei sich, fast alle. Und sie verschicken und empfangen unaufhörlich Nachrichten. Wir Menschen haben offenbar das starke Bedürfnis, von anderen wahrgenommen zu werden, gesehen zu werden. Wie schlimm ist es, wenn wir übersehen oder vergessen werden! Rede, dass ich dich sehe, hat ein weiser, alter Grieche gesagt. Und darum reden wir ständig und verschicken eine Nachricht nach der andern. Wir wollen gesehen, angesehen werden.

1 Getauft wurden ein kleines Kind (Hanna) und eine Konfirmandin (Lea) sechs Wochen vor ihrer Konfirmation. Viele Mitkonfirmanden waren im Gottesdienst.

Wir hoffen, dass andere uns wertschätzen. Wir sind nicht zufrieden, einfach zu leben. Unser Leben soll Bedeutung haben, Sinn haben. Das ist manchmal ziemlich stressig. Wir wissen ja: Andere schätzen uns, wenn wir stark, witzig, schön, erfolgreich sind. Darum kriegen wir manchmal die Krise. Wenn Dinge schief laufen, wenn wir uns hässlich vorkommen, wenn Andere schlecht über uns reden, wenn wir Angst haben zu versagen. Wie sollen da die Anderen uns wertschätzen? Bei Gott ist es mit der Wertschätzung anders. Gott schätzt und liebt uns nicht, weil wir so toll sind, nein: weil Gott uns liebt, sind wir groß und hat unser Leben Sinn. Das ist das Versprechen der Taufe: »Gott kennt auch dich und hat dich lieb.« Also, haltet euch an dieses Versprechen Gottes in der Taufe, wenn's schwierig wird im Leben, und freut euch daran, wenn es so richtig gut läuft.

Noch ein anderes Lied ist mir eingefallen. Es steht nicht im Gesangbuch. Es wird in den großen Fußballstadien von Liverpool und Dortmund und vielleicht auch anderswo vor dem Anpfiff gesungen. Wer von den Fußball-begeisterten Konfirmanden kennt die Liverpooler Hymne? Sie heißt: »You'll never walk alone.« »Du wirst nie alleine gehen.« Es ist ein gewaltiger, mitreißender Gesang, wenn das Lied vor einem Spiel von 90 000 Fans gesungen wird. Manchmal braucht man wohl beim Fußball eine solche Aufmunterung »You'll never walk alone!« Man kann ja nicht immer gewinnen, man muss auch verlieren können. Und so spricht das Lied von Sturm und von Dunkelheit. Und dass man trotzdem den Kopf hochhalten und keine Angst haben soll. Das Lied spricht von Wind und Regen und von zerplatzten Träumen. Es fordert auf: Walk on, geh weiter, geh weiter mit Hoffnung. Und dann kommt das große Versprechen: you'll never walk alone. Du wirst nie alleine gehen. Dieses Lied hat mich an den Psalm erinnert, den ihr Konfirmanden auswendig gelernt habt. Das habe ich am vorigen Sonntag gehört. »Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.« So beginnt der 23. Psalm. Darin ist auch von einem dunklen Tal die Rede: »Und ob ich schon wanderte im finstern Tal.« Es geht so weiter: »ich fürchte kein Unglück.« Gemeinsam ist beiden Liedern, dass wir mit Schwierigkeiten fertig werden müssen. Ein großer Unterschied besteht aber doch. Im Psalm heißt es: Ich fürchte kein Unglück. Warum nicht? Antwort: Du, Gott, bist bei mir. Das ist die Gewissheit: Gott geht mit mir! Das Liverpooler Lied fordert uns auf: Kopf hoch, geh weiter, hab Hoffnung. Es verspricht: Du gehst nicht allein. Im Fußballstadion ist das sicher der Fall, wenn links und rechts ein anderer Fan sitzt, aber wer ist bei uns in den

dunklen Tälern unseres Lebens? Auch der Psalm sagt: You'll never walk alone! Aber er fügt den Grund hinzu: Gott geht mit dir. Und wieder sind wir bei der Taufe. In der Taufe verspricht Gott einem Menschen: You'll never walk alone! Gott geht mit dir! Für immer und in Ewigkeit. Ihr Konfirmanden, nehmt das bitte mit in eurem Kopf und besonders in eurem Herzen: You'll never walk alone! Gott geht mit dir. Lasst euch darauf ein, und es verändert euer Leben zum Guten. Wenn ihr vor einer schweren Aufgabe steht und ihr nicht wisst, ob euer Mut und eure Kraft reichen, denkt daran: You'll never walk alone. Gott geht mit dir. Und wenn Menschen euch enttäuschen und verlassen und ihr ganz allein seid, erinnert euch an eure Taufe: You'll never walk alone. Gott geht mit dir.

Wenn wir Menschen miteinander gehen, dann gehört dazu, dass wir auch miteinander reden. Das wäre ja ein komisches Miteinander, wenn wir schweigend nebeneinander hergingen! Dann ist meistens etwas faul. So ist es auch, wenn Gott mit uns geht. Da wäre es auch komisch, wenn wir nicht miteinander reden würden. Mädchen haben manchmal ein Tagebuch. In ihr Tagebuch schreiben sie hinein, worüber sie vielleicht mit ihren Eltern oder Freundinnen nicht sprechen wollen. »Liebes Tagebuch«, beginnt dann so ein Eintrag, und dann kommt etwas, worüber sie sich riesig gefreut oder wahnsinnig geärgert haben. Aber man kann am Abend auch kurz auf den Tag zurückblicken, überlegen, was gut und was schlecht war, und beides Gott sagen. Man ordnet den Tag und gibt ihn Gott zurück. Das hilft zu einem guten Schlaf. Und Gott ist ein aufmerksamer, wohlwollender Zuhörer. Ein solches Abendgebet tut allen gut, Jungen und Mädchen, Alten und Jungen.

Zum Miteinandergehen gehört nicht nur das Reden. Auch das Hören gehört dazu. Auf Geburtstagsfeiern, Empfängen, Partys kann es passieren: Man trifft jemanden, und der Andere redet und redet und redet, ohne einem auch nur eine einzige Frage zu stellen. Nach einer oder zwei Stunden verabschiedet sich der andere. Er oder sie bedankt sich für das schöne Gespräch, das eigentlich gar kein Gespräch war. Nur der andere hat ja geredet. So machen wir es oft mit Gott. Wir reden und reden und hören einfach nicht zu. Und sind dann felsenfest davon überzeugt, dass Gott uns nichts zu sagen hat. Schade eigentlich, denn ungezählte Menschen haben die Erfahrung gemacht: Schaut man in die Bibel hinein, dann kann es passieren: Ein Wort trifft so passgenau auf meine Situation, dass ich gewiss bin: Das ist ein Wort vom Himmel. Es bestärkt mich, macht mir Mut, einen bestimmten Weg zu gehen.

Oder es warnt mich, etwas zu tun. Oder es holt mich aus einem tiefen Loch. Eine Dichterin hat das einmal so beschrieben: »Am Tropf des Wortes Gottes hängen«. Ein Kranker braucht manchmal eine lebensrettende Infusion; er hängt am Tropf. Da gewinnt er langsam seine Kräfte wieder zurück. So kann auch das Wort Gottes wirken, wenn wir bereit sind, uns an seinen Tropf zu hängen.

Heute ist Taufstag. Es ist der Tag, an dem Gott Hanna und Lea feierlich sein Versprechen gibt, für immer und ewig, wie es im Kinderlied heißt: Gott »kennt auch dich und hat dich lieb«. So verspricht Gott in der Taufe: Du bist gewollt! Du bist geliebt! Wie gut, dass es dich gibt! Und er verspricht: You'll never walk alone. Du gehst nicht allein durchs Leben, denn Gott geht mit dir. Das ist das Versprechen Gottes, auf das ihr, liebe Hanna und liebe Lea, und wir alle unser Leben bauen können. Und unser ganzes Leben darf eine Antwort sein auf dieses große Versprechen Gottes.

Amen.

VERTRAUENSVOLLES GEBET GRÜNDET IN DER ZUSAGE GOTTES

PREDIGT ÜBER JOHANNES 16,23b-33¹

MATTHIAS FEIL

^{23b}Wahrlich, wahrlich ich sage euch: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben. ²⁴Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen. Bittet, so werdet ihr nehmen, dass eure Freude vollkommen sei. ²⁵Solches habe ich zu euch geredet. Es kommt aber die Zeit, dass ich nicht mehr durch Sprichwörter mit euch reden werde, sondern euch frei heraus verkündigen von meinem Vater. ²⁶An dem Tage werdet ihr bitten in meinem Namen. Und ich sage euch nicht, dass ich den Vater für euch bitten will; ²⁷denn er selbst, der Vater, hat euch lieb, darum dass ihr mich liebet und glaubet, dass ich von Gott ausgegangen bin. ²⁸Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater. ²⁹Sprechen zu ihm seine Jünger: Siehe, nun redest du frei heraus und sagst kein Sprichwort. ³⁰Nun wissen wir, dass du alle Dinge weißt und bedarfst nicht, dass dich jemand frage; darum glauben wir, dass du von Gott ausgegangen bist. ³¹Jesus antwortete ihnen: Jetzt glaubet ihr? ³²Siehe, es kommt die Stunde und ist schon gekommen, dass ihr zerstreut werdet, ein jeglicher in das Seine, und mich allein lasset. Aber ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir. ³³Solches habe ich mit euch geredet, dass ihr in mir Frieden habet. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.

1 Predigt in einem Gemeindegottesdienst mit heiliger Taufe.

Liebe Eltern von Thea, liebe Gemeinde,

wenn Eltern ihr Kind in die Kirche bringen, damit es getauft wird, dann leitet sie dabei der Wunsch nach Gottes Segen für ihre Familie, für ihr Kind. Der Blick geht nach vorn, auf das Leben der kleinen Thea. Sie soll Gottes Schutz und Bewahrung erfahren, sie soll hineinwachsen in das Vertrauen auf Gott. Als christliche Gemeinde hoffen wir und beten darum, dass die enge Verbindung, in die Gott sie heute hineinnimmt, ihrem Leben Orientierung gibt. Dass sie sich getragen weiß von der Zusage, die sie heute hört: Nämlich, dass sie ein Kind Gottes ist, dass sie ganz und gar zu Jesus Christus gehört und dass diese Verbindung ewigen Bestand hat. »Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein.« (Gen 12,2) Welch eine Verheißung für ein neues Leben! Erstmals gesprochen zu einem, der alles hinter sich ließ und aufbrach, ohne noch genau den Weg zu kennen, den Gott ihn führen würde, allein auf seine Verheißung hin. Und heute wieder gesprochen zu Thea, die ihre Wege in der Welt noch erkunden wird und für die die Zusage Gottes eine Vergewisserung ist: Ich, Gott, gehe mit dir! Ich lasse dich nicht allein, du gehörst zu mir! Ich will dich segnen!

Mit dieser Zusage, die seit unserer Taufe über unserem Leben steht, lässt sich leben, lassen sich mutig Wege gehen. Weil wir erkennen: mein Wert und meine unverlierbare Würde ist, dass ich von Gott geliebt bin und angesehen werde als sein Kind. Das Kindsein ist eine lebenslange Beziehung. Wer einmal Gottes Kind ist, kann nie mehr etwas anderes sein als Gottes Kind. Die Beziehung zu Gott können wir und sollen wir gestalten, vertrauensvoll hineinwachsen und uns an ihr erfreuen. Unsere Wege gehen mit Gott. Vom Gestalten der Beziehung zu Gott handelt der Sonntag: Rogate – betet!

Und so hören wir heute von Jesus: »Wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, wird er's euch geben.« Was für eine Aussicht! Nur: Die Erfahrung lehrt, dass es mit dem Beten so eine Sache ist. Jedenfalls kann der Satz, den Jesus sagt, nicht so gemeint sein, dass es einen Automatismus gibt. Wenn ich mein Gebet abschließe mit »in Jesu Namen«, wird Gott mir alles genau so geben, wie ich es mit Gebet erbitte. Es ist eben vielleicht doch nicht so, dass ich im Namen Jesu alle möglichen Wünsche, die ich habe, unterbringen kann. Aber da gibt es auch die ernstesten Erfahrungen, dass Gott schweigt, obwohl Menschen beten. Sie beten um Gesundheit – und werden krank. Sie beten um inneren Frieden – und werden nicht glücklich. »Wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen,

wird er's euch geben.« Ist das so? Oder ist es einer dieser Sätze, die sich in diesem Leben nicht sichtbar erfüllen?

Und wenn Menschen enttäuscht sind, weil sich ihr Gebet nicht erfüllt hat, dann wenden sie sich vom Beten insgesamt ab. »Was sollte ich beten, wer weiß, ob Gott mein Gebet beachtet oder hören will. Bete ich nicht, so betet ein anderer.«² Die Erfahrung von Menschen, dass Gott ihre Gebete augenscheinlich nicht erhört, stellt sich quer zu der Zusage Jesu. Das ist auch der Grund dafür, warum die Jünger Jesus bitten, ihnen zu sagen, was und wie sie beten sollen. Die Sehnsucht wird spürbar, ein Gebet zu kennen, das verlässlich ist, das wirklich im Namen Jesu geschieht. Ein Gebet, das Gott gerne hört und das er gern erfüllt. Jesus lehrt die Jünger daraufhin das Vaterunser. Wir beten es jeden Sonntag, vielleicht auch unter der Woche zuhause. Und wir werden dadurch zu Gebetsschülern Jesu, werden mitgenommen in sein eigenes Gebet zum Vater. Das Gebet, das Gott erhört, ist das Gebet im Namen Jesu. Mit einem solchen Gebet treten wir in die Beziehung zwischen Jesus und Gott, dem Vater, ein. Was macht eine gute Beziehung aus? Man hört einander zu und achtet auf den anderen. Und sagt nicht: Das interessiert mich nicht, was du sagst. Der andere liegt einem am Herzen. Nicht meine Wünsche, Ideen und Bitten stehen ganz allein im Vordergrund, sondern sie kommen in ein Verhältnis zu dem, was der Andere denkt und fühlt und will.

Und so hat das Beten im Namen Jesu ganz viel mit dem Hören zu tun. Das Hören auf Gott, auf seinen Willen für mein Leben, macht mein Gebet zu einem wirklichen Gespräch. Es ist dann keine Wunschliste mehr, sondern es gibt eine Entwicklung. Beten im Namen Jesu ist beten mit offenen Ohren und offenem Herzen. Er selbst, der »Vater, hat euch lieb«, sagt Jesus. Das Beten im Namen Jesu richtet uns aus auf die Liebe Gottes. Er kennt unser Leben und weiß, was uns bewegt. Darum ist es auch so wichtig, mit Gott ins Gespräch zu kommen, ihn allein anzurufen in den Nöten, die wir haben, ihm zu danken für all das Gute, mit dem er uns beschenkt. Gott selbst tritt zu uns in Beziehung und schenkt sich uns. Heute erleben wir es wieder mit in der Taufe. Der Weg, den Gott mit uns in unserem Leben geht, bekommt eine Gestalt durch unser Gebet, durch unseren Dank und unsere Bitten, durch unsere Klage und das Lob. Wir setzen unser Leben, unsere schönen und weniger schönen Erfahrungen

2 Nach Martin Luther, Großer Katechismus, Das Vaterunser, in: Unser Glaube, Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, hg. v. Amt der VELKD, Göttingen 2013, 590.

in eine Beziehung zu ihm, weil er sich zu uns in Beziehung setzt und wir ihm wichtig sind. Solches Beten im Namen Jesu, solches Beten, das aus dem Hören auf Gott kommt, schenkt uns daher große Freiheit.

Neulich machte ich einen Geburtstagsbesuch. Die Frau wurde an dem Tag weit über 90. Sie erzählt mir ihre Geschichte, von Vertreibung und Flucht, von den Gebeten und den Liedern ihrer Jugend, von all dem, was sie auswendig gelernt hatte und heute noch kann. Wie das Beten und Singen sie getragen hat, wenn der Alltag grau und aussichtslos erschien. In der letzten Zeit kam noch ein Sturz hinzu und eine notwendige Operation in der Folge. Bevor ich weiter ging, beteten wir gemeinsam den Psalm 121. »Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Gott behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit.« Amen. Ich war schon aufgestanden und wollte mich verabschieden, da setzte die alte Frau ihrerseits zu einem Gebet an. »Guter Gott, hab Dank für all die Jahre der Bewahrung. Mein Jesus, du siehst, ich bin schwach, aber du bist stark. Ich lege mich, meinen Leib und meine Seele in deine durchbohrten Hände. Gib mir Kraft und steh mir bei.« So hat sie gebetet – mit all ihrer Erfahrung, was in einem Leben alles passieren kann. Dass sich nicht alle Wünsche erfüllen. Aber dass sie getragen sind in der Beziehung zu Jesus Christus. Ich habe in ihrem Gebet eine große Freiheit gespürt. Eine Freiheit von dem immer gleichen Gedanken, dass Leben nur gut sein kann, wenn alles sich so erfüllt, wie man es sich vorstellt und wünscht. Eine Freiheit dafür, von sich selber wegzuschauen auf Gottes Wege, wie er die Menschen führt. Aus diesem Gebet leuchtete Vertrauen heraus. Dass Gott seine Zusage hält: »In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.« Gott schenkt uns weit mehr, als dass alle Wünsche in Erfüllung gehen. Er schenkt uns Trost, weil er die Welt mit ihrer Angst überwunden hat.

An diese Zusage halten wir uns, wenn wir im Namen Jesu beten. Heute, wenn wir am Anfang eines Lebens für Thea um den Segen Gottes in ihrem Leben bitten, für unser eigenes Leben, wenn wir Gott in allen unseren Nöten anrufen und ihm für seinen Segen danken und am Ende des Lebens, wo er auf uns wartet und er uns sehen lässt, was wir glauben: »Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein.«

Amen.

VOM AUFSCHLIESSEN DES HIMMELS

PREDIGT ÜBER 2. SAMUEL 12,7a¹

JOBST SCHÖNE

^{7a}Da sprach Nathan zu David: Du bist der Mann!

Liebe Gemeinde!

Eine Predigt über die Beichte soll es werden, über die ›heimliche‹, die Einzelbeichte, bei der sich ein einzelner Christ seinem Beichtiger – viel schöner ist das Wort ›Beichtvater‹ – öffnet und die heilige Absolution begehrt. So wie unsere Väter in der Reformationszeit sie (noch) kannten und übten: »Von der Beichte wird also gelehrt, dass man in der Kirchen privatam absolutionem erhalten und nicht fallen lassen soll, wiewohl in der Beicht nicht not ist, alle Missetat und Sünden zu erzählen, dieweil doch solchs nicht möglich ist, Psalm 18: »Wer kennt die Missetat?« So lautet der Artikel 11 des Augsburgerischen Bekenntnisses von 1530. Und wenn nun einer denkt, die Beichte sei doch nur etwas typisch Römisch-Katholisches, passe nicht zur Reformation, dann irrt er sich gewaltig. Erhalten, nicht fallen lassen, darum geht es. Aber so erhalten, dass sie uns zum Bekenntnis anleitet, das uns die Ewigkeit erschließt. Um das zu verstehen, will ich uns alle mitnehmen in die Stadtkirche St. Marien in Wittenberg und in das Jahr 1517. Wen finden wir dort? Es ist ein Mönch aus dem nahen Augustinerkloster, der da solche Einzelbeichte hört. Er sitzt also eines schönen September- oder Oktobertages 1517 in dieser Kirche und seine Wittenberger Schwerenöter kommen zu ihm, gestehen unverhohlen ihre faustdicken Vergehen (denn sie waren wahrlich keine Engel, die Leute damals): Hurerei, Diebstahl, Betrug, Lüge usw. usw. Und dann kommt das große Problem: davon lassen, das wollen sie ganz und gar nicht. Was also tut der Mönch und Pries-

1 Gehalten anlässlich des Reformationstages 2010 in der Trinitatiskirche zu Hamburg.

ter? Er verweigert zunächst einmal die Absolution. So ist es seine Pflicht im Falle eklatanter Unbußfertigkeit. Was aber tun seine Wittenberger? Sie ziehen ein Stück Papier aus der Tasche und halten es ihrem Beichtvater unter die Nase: Du musst uns Absolution erteilen! Sieh her, unseren Ablassbrief, den haben wir bei Tetzel in Jüterbog oder Zerbst eingekauft. Der sichert uns Absolution zu. Wir haben da verbriefte Ansprüche!

Und da sind wir schon mitten drin in dem Konflikt. Wir kennen wohl den Ausgang der Geschichte: Luther schreibt die 95 Thesen über das Ablasswesen; der Stein kommt ins Rollen, wird zur Lawine. Ich will jetzt aber die ganze Ablassproblematik und das mögliche Missverstehen durch die Wittenberger Beichtkinder gar nicht weiter erörtern. Nur dies ist festzuhalten: Die St. Marien-Kirche zu Wittenberg wurde damals zur Brunnenstube der Reformation und die Beichte zum Auslöser. So begann die Renovation der abendländischen Kirche, die so dringend nötige. Dreißig Jahre später wird Luthers Freund, der Maler Lucas Cranach, das Altarbild für eben diese Kirche schaffen und er malt – fußend auf der Darstellung des gepredigten Wortes – uns die drei Sakramente vor Augen, die Heilige Taufe, das Heilige Abendmahl und die Heilige Beichte. Bei der Beichte stellt er den damaligen Stadtpfarrer dar, Johannes Bugenhagen, der die Schlüssel in Händen hält, den Löse- und den Bindeschlüssel (»dir sind deine Sünden vergeben – dir sind deine Sünden behalten«).

Diese Schlüssel hielt auch Luther in der Hand. Die halten »die berufenen Diener Christi« in Händen, wenn sie »aus Seinem göttlichen Befehl mit uns handeln, ausschließen und entbinden ... , dass es also kräftig und gewiss sei auch im Himmel, als handelte es unser lieber HERR Christus mit uns selber« (Lehrstück vom Amt der Schlüssel, Kleiner Katechismus). Diese Schlüssel hielt schon jener königliche Hofprediger in Händen, der die Worte sprach »Du bist der Mann!« Das war lange vor Luther, vor knapp 3000 Jahren und nicht in Wittenberg, sondern in Jerusalem. Und auch diese Geschichte kennen wir wohl: wie der König David, gerade zum Verbrecher geworden, die kürzeste aller Beichtansprachen zu hören bekam, vier Worte im Deutschen, ganze zwei im Hebräischen: »Atta Ha-isch«, »Du bist der Mann!«. Mehr braucht es nicht. Damit ist der König festgenagelt auf seine Sünde, seine Schuld. Er kann nicht mehr ausweichen, sich drücken, sich verstecken.

Aber warum erzählt uns die Heilige Schrift von diesem Sündenfall, dieser Beichtansprache, von dem folgenden Bekenntnis des Königs und von der heiligen Absolution, die er

empfängt? Richtig ist: Alles, was in der Beichte ausgesagt, vorgebracht, verhandelt wird – alles fällt unter das Beichtsiegel, also absolute Verschwiegenheit. Bis heute ist jeder Pfarrer darauf verpflichtet. Ausnahmen gibt es nicht. Und doch kann *einer* Ausnahmen machen: GOTT selbst. Bei der Geschichte von David und Nathan macht er sie um unsertwillen. Denn David lebt heute noch, in dir und mir. Und Nathan lebt auch – in jedem ordinierten Pfarrer, der die Beichte hört und absolviert. Das »Du bist der Mann!« wird auch heute noch verkündigt und soll dir und mir auf den Kopf zugesprochen werden: Du bist es, der schuldig wurde – und was soll nun aus dir werden?

David kann sich glücklich preisen, dass er keinen Tetzeln vor sich hatte. Der hätte ihm wohl vorgegaukelt, er könne mit einer Spende, einer Leistung, einer guten Tat den Schaden reparieren und GOTT Sein Erbarmen, Seine Gnade, Sein Verzeihen abkaufen. Solche Tetzeln-Typen, die das behaupten, gibt es ja auch heute noch in Fülle. Und sie finden nur zu schnell und oft offene Ohren. Denn es klingt ja so toll, so gut, so passend, so gerecht: Ich kann mir selbst Vergebung schaffen, sie gleichsam einkaufen, sie erwirken, wenn ich nur anständig handle und damit das kompensiere, was halt nun einmal meine Defizite sind. Die direkte oder indirekte, offene oder heimliche Selbsterlösung ist und bleibt eine faszinierende Idee und Versuchung – und der Teufel liebt sie über alles. Weil uns nichts so schnell und gründlich wegtreibt von Christus als eben diese Idee. Und dabei wird sie sich am Ende als eine grauenhafte Selbsttäuschung erweisen. Nein, GOTT bleibt bei dem »Du bist der Mann!«. Die Anklage, die uns aus Gottes heiligem Gesetz und Willen entgegenschlägt, lässt sich mit unserem Tun nicht entkräften, und sei es noch so nobel und scheinbar selbstlos. Der Himmel lässt sich von unserer Seite her nicht aufschließen, wenn nicht ein anderer als wir den Schlüssel hat: Christus, der diese Schlüssel seinen Dienern in die Hand drückt und aufschließen lässt.

Und genau das ist Sinn und Zweck und Ziel aller Beichte – der üblich gewordenen »allgemeinen« Beichte, wie der kostbaren und leider so selten geübten Einzelbeichte. Nicht um das Aufzählen aller unserer Verfehlungen geht es da (so hilfreich und entlastend das sein kann), nicht um Erweckung von Schuldgefühlen, schon gar nicht um Demütigung des Beichtenden. Es geht um Rettung für die Ewigkeit; um das, was Vater Luther den »fröhlichen Wechsel« nannte, den Austausch meiner Schuld gegen Christi Gerechtigkeit, meiner Sünde gegen

Seine Unschuld. Es geht darum, aus dem Sünder wieder einen Heiligen zu machen und ihm den Himmel aufzutun. Wie macht GOTT das? Ich will es andeuten mit einer Geschichte, die am Ende des Zweiten Weltkriegs passierte. Die amerikanischen Truppen standen schon auf deutschem Boden. Da gerät ein deutscher Offizier, schwer verwundet, in ihre Gefangenschaft. Es ist ihm bewusst, dass er jetzt sterben muss. In dieser Not ruft er verzweifelt nach einem Pfarrer, will beichten, will die Heilige Absolution. Ein amerikanischer Offizier, des Deutschen mächtig (weil er aus Augsburg stammte), geht zu ihm. »Sind Sie ein Priester?«, fragt der Sterbende. Und der Amerikaner bejaht dies, obwohl er's gar nicht ist. Er hört die Beichte des Deutschen, erteilt die Absolution, legt ihm zum Segen die Hand auf. Der tödlich Verwundete schließt die Augen und stirbt hinein in die Ewigkeit.

Ich stelle jetzt keine Überlegungen an, ob das rechtmäßig war oder nicht, was der Amerikaner da tat, ob das ein gültiges Handeln war. Ob das eigentlich geht oder nicht – es war auf alle Fälle eine extreme Notsituation, in der wohl andere als die üblichen Regeln gelten. Da hat GOTT eben auch noch Wege und Werkzeuge, Seine Gnade auszuteilen, die ER sonst nicht benutzt. Der Amerikaner hat sich fraglos ein Amt angemäßt, das ihm nicht übertragen war, zumal er selbst nicht einmal getauft war, kein Christ war. Er war vielmehr ein Jude, der sich aber auskannte! Und ich weiß, dass er sich noch Jahre danach immer wieder fragte, ob er so handeln durfte. Er durfte – ja er musste.

Was aber geschah mit dem Sterbenden? Er, der schon fast tot war (im Sinne des leiblichen, biologischen Todes) wurde ins Leben gerufen, wurde versetzt ins himmlische Wesen, wurde ein Heiliger. Die Absolution, die er erflehte, brachte ihn – wie jede Absolution – zurück in die Taufgnade. Es war Rückkehr in die Rettung, die GOTT uns geschenkt hat; Rückkehr zu Christus, seinem Erlöser. Den Himmel fühlte und spürte er gewiss noch nicht. Er fühlte nur die Schmerzen, spürte den nahen Tod. Aber der Himmel war ihm wieder aufgeschlossen. Um nichts anderes geht es in der Beichte, in der Heiligen Absolution, die GOTT uns zusprechen lässt. Da tut sich der Himmel auf und der Vater schließt dich in Seine Arme. Und heute schon, heute lädt ER dich dazu ein.

Amen.

DIE RECHTFERTIGUNG IST CHRISTUS, DER UNS IN UNSERER UNAUSWEICHLICHEN SCHULD TRÄGT

ANDACHT ZU RÖMER 7,24-25¹

CHRISTIAN STAWENOW

²⁴Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem Leib des Todes? ²⁵Dank sei Gott durch Jesus Christus, unsern Herrn! So diene ich nun mit dem Verstand dem Gesetz Gottes, aber mit dem Fleisch dem Gesetz der Sünde.

Liebe Schwestern und Brüder,

Am Montagabend vor einiger Zeit in der ARD: ›Hart aber fair‹. Die Sendung stand unter dem Thema: Terror – Ihr Urteil. Ein Passagierflugzeug wird auf dem Flug von Berlin nach München entführt. Der Kampffjet-Pilot Lars Koch schießt es daraufhin ab. Nun steht er wegen Mordes vor Gericht. Die TV-Zuschauer sollen entscheiden, wie der Richter urteilen soll. Das wurde simuliert. 164 Passagiere wurden geopfert, um möglicherweise 70.000 Menschen im Münchener Stadion zu retten? Argumente wurden hin- und her geschleudert. »Das ist gegen das Grundgesetz. Die Würde jedes einzelnen Menschen ist unantastbar« – so der frühere Innenminister Gerhart Baum, der ehemalige Verteidigungsminister Franz-Josef Jung rechtfertigt den Abschuss als letztes Mittel, Menschenleben zu retten. Fragen schließen sich an: Wie geht der Pilot mit dem Abschuss um, wie seine Familie mit dem Vorwurf der Trauernden? 83,4 % der Zuschauer urteilen: ›nicht schuldig‹, 17,6 % ›schuldig‹.

Ist dies ein Grund zu dem Aufschrei: »Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom

1 Gehalten anlässlich der Tagung der Luther-Akademie Sondershausen-Ratzeburg während der Tagung auf dem Hainstein zu Eisenach am 19. Oktober 2016.

Leibe dieses Todes?» Mit dem Urteil ›nicht schuldig‹ ist das Dilemma nicht überwunden. Gewiss, eine besonders dramatische Situation wurde hier zu erörtern versucht. Aber ist sie nicht in anderer Weise alltäglich? Wir sind verstrickt. Banal, ob wir Autofahren oder Fleisch essen oder hoch politisch: Wenn wir an den Krieg in Syrien denken oder die Toten im Mittelmeer. Gibt es diese Antwort überhaupt: ›nicht schuldig?‹ Der Apostel Paulus treibt im 7. Kapitel des Römerbriefes die Schuldfrage auf die Spitze und formuliert die Ausweglosigkeit. »Das Gute, das ich tun will, das tue ich nicht und das Böse, das ich nicht tun will, das tue ich«. Der Widerstreit zwischen der irdischen Befindlichkeit und dem göttlichen Willen, dem Guten und Richtigen, ist grundsätzlich entschieden.

Mich treibt das seit Längerem um. Luther und Melanchthon – jedenfalls in seinen Loci von 1521 – sind klar in dieser Sache. Der Mensch ist unfähig, Gutes zu tun. Und wenn er doch den Anschein, er könne Gutes tun, verbreiten sollte, so wäre das mit Selbstruhm verbunden. Mit Paulus haben sie die Antwort aus diesem Aufschrei gefunden: »Ich danke Gott, durch Jesus Christus unseren Herrn!« Diese Erkenntnis geschah von der Offenbarung des Kreuzes her. Da wurde die Selbstgefälligkeit entlarvt, die Schuld erkannt und gleichzeitig die Gnade. Im Evangelium wird die Gerechtigkeit offenbart, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben (Röm 1, 16f). Nur weil die Schuld getragen und die Sünde gesühnt ist, gilt das Urteil ›nicht schuldig!‹ Es gilt uns allen, eben in Christus. Wer wird mich erlösen? Ich danke Gott durch Jesus Christus! ist die Antwort des Apostels auf die angefochtenen Gewissen. »Man muss dem Rad in die Speichen greifen«, hatte einst Bonhoeffer gesagt und sich für den Widerstand entschieden. Aber das war nicht seine Rechtfertigung. Die Rechtfertigung ist Christus, der uns in unserer unausweichlichen Schuld trägt, der uns auch trägt, wenn wir in unserer Ohnmacht versagen. Deshalb dürfen wir schuldig werden. Im Vertrauen auf Christus wird uns unsere Schuld nicht mehr fesseln. Deshalb werden wir sie auch nicht verharmlosen und nicht selbstrechtfertigend uminterpretieren.

»So gibt es nun keine Verdammnis für die, die in Christus Jesus sind«, folgt ja im 8. Kapitel. Das ist Erlösung. Das ist Freiheit. »Das Gesetz des Geistes hat mich frei gemacht vom Gesetz der Sünde und des Todes!« Absolution – unweigerlich sind wir bei der Frage nach Buße und Glaube. Der Glaube kommt aus der Predigt. Deshalb wird evangelische Predigt immer Jesus vor Augen malen. Und schließlich muss die Frage auch nach den Werken gestellt

werden. Als Kirche sind wir oft eine Instanz der Moral und Appelle. Unsere Denkschriften geben darüber Auskunft. Manchmal denke ich, sind wir Erasmus näher als Luther. Aber nur die konzentrierte Christusverkündigung hat den Ausblick auf den neuen Gehorsam. »Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder!« Wir werden in der Welt nach Abwägung handeln müssen, nach dem moralisch Verantwortbaren suchen und unsere Gesetzen, die das Schlimme verhindern und das Bessere ermöglichen sollen, beachten. Dabei in Schuld zu geraten, ist unausweichlich. Gerade deshalb haben wir Christus zu verkündigen, um einen Weg der Freiheit aufzuzeigen. Das augustinische *posse non peccare* wird nicht anders als durch Erlösung möglich und bleibt doch bruchstückhaft. Deshalb seufzt auch die Schöpfung nach dem Offenbarwerden der Kinder Gottes: Erlösung des Leibes als eschatologischen Ausblick. Erst in diesem Mitleiden wird die Sehnsucht wirklich stark. Dieses Mitleiden dringt auf uns ein mit den Nachrichten und Bildern aus Haiti, aus Syrien und dem Jemen. Dieses Sehnen und Mitleiden ruft uns zur Empörung angesichts von Ausbeutung und Umweltzerstörung, der wahnsinnigen Ungerechtigkeit. Der Schrei ist laut und wird lauter: Wer wird uns erlösen vom Leibe dieses Todes? Ich danke Gott, durch Jesus Christus, unsern Herrn.

Amen.

GELEBTE BARMHERZIGKEIT

PREDIGT ÜBER MATTHÄUS 18,21-35¹

CHRISTOPHER SPEHR

²¹Da trat Petrus zu ihm und fragte: Herr, wie oft muss ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal? ²²Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir: nicht siebenmal, sondern siebenmal siebenmal. ²³Darum gleicht das Himmelreich einem König, der mit seinen Knechten abrechnen wollte. ²⁴Und als er anfang abzurechnen, wurde einer vor ihn gebracht, der war ihm zehntausend Zentner Silber schuldig. ²⁵Da er's nun nicht bezahlen konnte, befahl der Herr, ihn und seine Frau und seine Kinder und alles, was er hatte, zu verkaufen und zu zahlen. ²⁶Da fiel der Knecht nieder und flehte ihn an und sprach: Hab Geduld mit mir; ich will dir's alles bezahlen. ²⁷Da hatte der Herr Erbarmen mit diesem Knecht und ließ ihn frei und die Schuld erließ er ihm auch. ²⁸Da ging dieser Knecht hinaus und traf einen seiner Mitknechte, der war ihm hundert Silbergroschen schuldig; und er packte und würgte ihn und sprach: Bezahle, was du mir schuldig bist! ²⁹Da fiel sein Mitknecht nieder und bat ihn und sprach: Hab Geduld mit mir; ich will dir's bezahlen. ³⁰Er wollte aber nicht, sondern ging hin und warf ihn ins Gefängnis, bis er bezahlt hätte, was er schuldig war. ³¹Als nun seine Mitknechte das sahen, wurden sie sehr betrübt und kamen und brachten bei ihrem Herrn alles vor, was sich begeben hatte. ³²Da befahl ihn sein Herr zu sich und sprach zu ihm: Du böser Knecht! Deine ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich gebeten hast; ³³hättest du dich da nicht auch erbarmen sollen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmt habe?

1 Predigt am 1. November 2015 im Universitätsgottesdienst in der Stadtkirche St. Michael zu Jena. Meinem Tübinger Lehrer Oswald Bayer zum 80. Geburtstag in Dankbarkeit zugeeignet.

³⁴Und sein Herr wurde zornig und überantwortete ihn den Peinigern, bis er alles bezahlt hätte, was er schuldig war. ³⁵So wird auch mein himmlischer Vater an euch tun, wenn ihr einander nicht von Herzen vergebt, ein jeder seinem Bruder.

Liebe Gemeinde,

wie gut, dass es so einfach ist. So einfach wie im Gleichnis vom Schalksknecht. Da gibt es viele Gute und einen Bösen. Dieser Böse heißt im Predigttext ›Schalksknecht‹ – so die Lutherbibel. Dieses heute kaum noch gebräuchliche Wort bezeichnet einen arglistigen, untreuen Knecht, oder einfacher, einen Bösewicht.

Die Guten sind: der König, nennen wir ihn den Chef; ein Angestellter und weitere Kollegen des Angestellten. Der Bösewicht tritt anfangs nicht als Bösewicht auf. Er ist vielmehr ein Schuldner, der unser Mitleid erregt. Weil er die unglaublich hohen Schulden nicht zurückzahlen kann, sieht sich der Chef zu einer radikalen Maßnahme gezwungen: Er leitet die Zwangsvollstreckung bei seinem Angestellten ein. Der Gerichtsvollzieher rückt an und beginnt sein Werk. Die jahrzehntelang aufgebaute Existenz wird mit einem Mal zerstört. Doch der Schuldner fügt sich nicht tatenlos in sein Schicksal, sondern fleht seinen Gläubiger inständig um Geduld und Aufschub an. Er werde alles zurückzahlen – nur nicht sofort. Der Chef schüttelt anfangs mit dem Kopf; doch hat er schließlich Erbarmen mit seinem Angestellten. Er ruft den Gerichtsvollzieher zurück und erlässt dem Schuldner sogar seine gesamten Schulden. Was für eine großzügige Geste! Was für ein Chef! Wir könnten aufatmen.

Doch anstatt die erfahrene Großzügigkeit nun auch im eigenen Handeln umzusetzen, geht der Angestellte zu seinem Kollegen, der ihm einen deutlich geringeren Betrag schuldet, und fordert ihn auf: »Bezahle, was du mir schuldig bist!« Weil dieser das Geld nicht sogleich aufbringen kann, bittet auch er um Aufschub und Erbarmen. Doch alles Flehen und Bitten hilft nichts. Der Gläubiger packt ihn an dem Kragen und schmeißt seinen Schuldner ins Gefängnis. Erst wenn er alles bezahlt habe, werde er wieder freikommen. Die übrigen Kollegen bekommen die Szene mit. Sogleich informieren sie den Chef, der nicht lange nachdenkt. Hatte er sich gegenüber seinem Schuldner zuvor großzügig und barmherzig gezeigt, greift er nun mit harter Hand durch und lässt den Hauptschuldner ins Gefängnis werfen. Was für ein Chef, der so konsequent handelt! Der Böse wird verurteilt und erhält seine gerechte Strafe.

Am Ende des Gleichnisses siegt das strafende Gesetz und nicht die Barmherzigkeit. Wie gut, dass es so einfach ist?

Das dahinterstehende Gottesbild lässt mich erst fröhlich Beifall klatschen, doch bei näherem Hinsehen das Fürchten lernen. Der Herr im Gleichnis ist barmherzig. Er erwartet aber auch umgekehrt ein barmherziges Verhalten von dem, dem er Barmherzigkeit erwiesen hat. Wer wie der Schalksknecht diese Barmherzigkeit nicht beherzigt, der wird bestraft. Ist Gott folglich ein Gott, vor dem ich mich fürchten muss? Ist er ein Gott, vor dem ich besser fliehe, da ich ihm nicht gerecht werden kann? Ehrlich gesagt: Mir sind die Grundmuster und Strukturen des Schalksknechts durchaus vertraut. Statt dem Anderen Gutes zu tun, rege ich mich über das Verhalten des Einen oder der Anderen auf. Statt gütig und weise zu handeln, reagiere ich oft unbarmherzig und hitzig. Problemlos ließe sich die Liste der Gegensätze erweitern.

In radikalerer Weise arbeitete sich vor 500 Jahren Martin Luther an der Frage nach einem barmherzigen und gnädigen Gott ab. Er fragte immer wieder: Wie kann ich Gott barmherzig stimmen? Kann ich das durch gute Taten erreichen? Kann ich durch meine guten Taten Gott bei Laune halten? Kann ich überhaupt verhindern, dass er mich, wie den Schalksknecht, nicht mehr sehen will und ins Gefängnis wirft?

Im frühen Mittelalter hatten sich zur Konkretisierung der christlichen Nächstenliebe in Anlehnung an Jesu Gerichtsrede von Matthäus 25 sechs bzw. sieben *Werke der Barmherzigkeit* herauskristallisiert: Hungrige speisen, Durstige tränken, Fremde beherbergen, Nackte kleiden, Kranke pflegen, Gefangene besuchen und – dem Tobitbuch entlehnt – Tote bestatten. Diese Werke sollten die Christen ermahnen, sich den Bedürftigen zuzuwenden und ihre Notlage zu lindern. Im Bildprogramm großartiger Künstler wurden diese sieben Werke für die Menschen pädagogisch anschaulich und greifbar.

Anders als Martin Luther, der völlig zurecht gegen die kirchliche Inanspruchnahme dieser Werke als menschliche Verdienste und gute Werke kämpfte, handelt es sich nach biblischer Lesart gerade nicht um die Inanspruchnahme eines Belohnungsgedankens für gute Werke. Vielmehr wollen die sieben Werke der Barmherzigkeit zur Identifikation mit den Notleidenden einladen und der Realisierung der Liebe dienen. Und mit dieser Perspektive sind wir genau wieder bei unserem Gleichnis und dem Rahmen, in dem es zu stehen kommt.

Das Gleichnis vom Schalksknecht zielt auf Vergebung – so die einleitende Petrusfrage.

Die Grundhaltung der Vergebung ist die Barmherzigkeit. Das Wort selbst ist dem Lateinischen ›*misericordia*‹ entlehnt – ›beim Armen sein Herz‹ haben. Es unterscheidet sich von dem nahe verwandten Wort ›*Mitleid*‹ durch seine Ganzheitlichkeit. Während Mitleid das Mitfühlen und somit die Gefühlsebene betont, akzentuiert Barmherzigkeit die Großherzigkeit, die sich nicht zwangsläufig aus dem Gefühl heraus speist. Mitleid ist eher passiv, Barmherzigkeit aktiv. Barmherzigkeit gilt als eine der christlichen Haupttugenden. Sie ist die Identifikation mit den Notleidenden, Hungernden, Kranken, Entrechteten, Flüchtlingen, Sterbenden.

Das Vorbild der Barmherzigkeit ist Gott selbst. Der Gott, der barmherzig ist, da er beim Armen sein Herz hat. Der Gott, der gütig ist, da er sich der Notleidenden annimmt. Der Gott, der liebevoll ist und sich aufopferungsvoll um seine Kinder kümmert. Dieser Gott schenkt sich mir aus lauter Güte und Barmherzigkeit in Jesus Christus. Dieser Gott tut mir gut. Bei ihm darf ich mich geborgen wissen. Zu diesem Gott fliehe ich gerne!

Diese Zusage ermöglicht mir, Barmherzigkeit zu üben und selber meinen Mitmenschen gegenüber barmherzig zu sein. Ich möchte hier noch einmal auf Martin Luther zurückkommen und eine Aussage aus dem Jahr 1522 erwähnen. Luther sagt dort: »Der Herr teilt die Barmherzigkeit in drei Teile, damit wir wissen sollen, was Barmherzigkeit sei, die wir unserem Nächsten erzeigen sollen. Zum ersten, wir sollen nicht richten noch verdammen. Zum andern, du sollst deinem Nächsten vergeben, wenn er dir etwas getan hat. Zum dritten, du sollst dem Bedürftigen zu Hilfe kommen. Das bedeutet das Wort Barmherzigkeit, wenn es in der Heiligen Schrift steht. Und dies alles muss aus einem rechtschaffenen Herzen kommen und ohne Heuchelei und Falsch, ohne Ansehen der Person geschehen. Denn wenn du denen Gutes gönnen wolltest, die dir Gutes gönnen, oder denen wohl tun, die dir wohl tun, oder die schädigen, die dich schädigen, das wäre ein großer Irrtum.«²

Barmherzigkeit gilt ohne Ansehen der Person. Barmherzigkeit wird zur Lebens-, genauer zur Herzenseinstellung, die stets eine Herausforderung ist. Am Beispiel der Niederländerin Corrie ten Boom möchte ich dies veranschaulichen: Corrie ten Boom lebte von 1892 bis 1983. Ihre ursprüngliche Heimat war Haarlem, eine kleine Stadt nördlich von Amsterdam in den Niederlanden. Corries Familie hatte im Dritten Reich Juden in ihrem Haus versteckt. Als das Haus von deutschen Soldaten durchsucht wurde, fand man zwar niemanden im Haus,

2 WA 10 I/2; 320,9-18.

wohl aber Lebensmittelmarken. Corrie, ihr Vater und ihre Schwester wurden verhaftet. Der Vater starb kurz darauf. Corrie und ihre Schwester wurden in das Konzentrationslager Ravensbrück gebracht. Im KZ lernten sie, auf Gott zu vertrauen – so erzählt es Corrie ten Boom später in ihrer Biografie ›Die Zuflucht‹. Sie versuchten, Vergebung trotz des erfahrenen Unrechts und der Gewalt im KZ zu leben. Corries Schwester starb im Lager. Corrie selbst aber wurde – irrtümlich, wie sich später herausstellte – kurz vor dem Jahreswechsel 1944/45 entlassen. Nach dem Krieg gründete Corrie ten Boom Rehabilitationszentren für die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und setzte sich für die Versöhnung zwischen Opfern und Tätern ein. Immer wieder erzählte Corrie ten Boom von den persönlichen Glaubenserfahrungen im KZ. Dabei betonte sie, wie wichtig gelebtes Vergeben sei. Eines Tages wurde ihre Botschaft auf den Prüfstand gestellt. In einem Gottesdienst in München traf sie auf einen ehemaligen KZ-Aufseher, der sie nach dem Gottesdienst ansprach. Der frühere SS-Mann sagte: »Wie dankbar bin ich Ihnen für Ihre Botschaft, [...] dass er, wie sie sagen, meine Sünden abgewaschen hat.« Der einstige Kerkermeister reichte Corrie die Hand; doch sie konnte ihre Hand nicht heben. Zu lebendig waren die furchtbaren Erfahrungen im KZ. Im Inneren betete sie – so Corrie ten Boom in ihrer Biografie – um Vergebung und Barmherzigkeit. Nach längerem Zögern gelang es ihr dann doch, dem Mann die Hand zu reichen. »Von meiner Schulter herunter, an meinem Arm entlang und durch meine Hand schien ein Strom von mir auf ihn überzugehen, während in meinem Herzen eine Liebe zu diesem Fremden aufloderte, die mich fast überwältigte.«³ Für sie war dies eine elementare Erfahrung.

Barmherzigkeit will gelebt werden – in all unseren Beziehungen. Weil Gott zu mir barmherzig ist, darf ich Barmherzigkeit leben. Heute, morgen und jeden Tag aufs Neue. Denn – um noch einmal Luther zu zitieren: »Die Barmherzigkeit Gottes ist wie der Himmel, der stets über uns fest bleibt. Unter *diesem* Dach sind wir sicher, wo auch immer wir sind.«⁴

Amen.

3 Corrie ten Boom, Die Zuflucht. Corrie ten Boom erzählt aus ihrem Leben 1892-1945. Aus dem amerikanischen Englisch von Hansjürgen Wille und Barbara Klau, Holzgerlingen ³2017, 278f.

4 WA 40 III; 389,34-36.

DER FRIEDE MIT GOTT IST EIN FRIEDE IM GEWISSEN UND IM GLAUBEN

ANDACHT ZU PHILIPPER 4,7¹

GEORG RAATZ

⁷Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Liebe akademische Gemeinde,

vielleicht denken Sie, als Pastor, wenn auch noch zur Anstellung, müsste er eigentlich wissen, dass der Kanzelsegen auf die Predigt folgt und ihr nicht vorangeht. Dies ist in der Tat so – schon seit dem 4. Jahrhundert, als es noch gar keine Kanzeln gab – und das weiß ich auch. Nun ist es aber nicht nur am 4. Advent so, wenn aus Phil 4 die Epistel gelesen wird, sondern auch dann, wenn Dr. Rausch in Vorbereitung dieser Tagung der Luther-Akademie zum Thema ›Glaube und Vernunft bei Luther‹ einen solchen Vers als Andachtstext auswählt, in dem das schöne große Wort ›Vernunft‹ vorkommt, und dieser dann üblicherweise am Anfang steht.

Und über diesen liturgischen Regelverstoß hinaus muss heute noch etwas gegen die Homiletik gesagt werden: Auch wenn sie dieses Pauluswort gerne als Entlastung für Predigerinnen und Prediger deutet, nach dem Motto, wie ich es auf einer einschlägigen Website gefunden habe: »Der Prediger/die Predigerin ›entlastet‹ sich mit dem Kanzelsegen und drückt damit aus: ›Meine Worte sind unzulänglich und Stückwerk. Gottes Friede ist größer, als ich ihn auszudrücken vermag.« Dies mag durchaus für die Pastorenspsyche hilfreich sein, hat jedoch nichts mit dem zu tun, was Paulus im Sinn hatte und mit ihm auch Luther als sein ge-

1 Gehalten anlässlich der Tagung der Luther-Akademie im Dom zu Ratzeburg am 27. September 2012.

treuer Exeget. Denn Luther hat bekanntlich Predigern ebenso viel abverlangt wie der schrift-hermeneutischen und homiletischen Vernunft und überhaupt – der Vernunft, jedenfalls im Bereich des Philosophischen und Alltäglichen und auch des Politischen.

Mit dem Politischen sind wir bei dem Begriff, um den es hier zunächst geht: nämlich den Frieden, genauer den Frieden Gottes. Im ersten Augenblick scheint der Friede nicht zu Paulus' und Luthers bevorzugten theologischen Begriffen zu zählen und hinter Glaube, Liebe, Hoffnung und Rechtfertigung zurückzustehen. Bei näherem Hinsehen wird aber deutlich, dass so randständig der Friede bei beiden nicht ist, dass sie nämlich gewissermaßen den Zweck, die Konsequenz der Rechtfertigung eben im Frieden erblicken und deshalb gleichsam fröhlich von gerichtlicher (forensischer) in politische Metaphorik wechseln. Die Rechtfertigung und Annahme des Sünders durch Gott mündet ein in eine friedvolle Versöhnung, in der nach dem Bußkampf das Herz Friede findet, weil es sich sicher versöhnt weiß mit seinem väterlichen Gott.

So weit, so gut: Man fragt sich jedoch, warum Paulus noch die Vernunft ins friedliche Rechtfertigungsspiel bringt. Warum dieser Einschub, warum soll dieser Friede höher sein als alle Vernunft, wie Luther in seiner letzten eigenen Ausgabe des Neuen Testaments übersetzt, so wie wir es kennen? Zunächst: Luther übersetzt das griechische Wort 1521/22, und auch in seiner Adventspredigt zu Phil 4,7 ein Jahr später, nicht mit Vernunft, sondern mit Sinn: »Und der frid Gottis, wilcher vberschwebt allen synnen, beware ewre hertzen vnd synne ynn Christo Jhesu.« Es geht ihm also darum, dass der Friede mit Gott ein Friede im Gewissen und im Glauben ist, ein Friede, der im Herzen wirklich gefühlt und empfunden werden kann; und zwar auch dann, wenngleich »die Welt unterginge« und »die Welt voll Teufel wär'«, also wenn alle äußeren Sinne, wenn eben alle sinnlich affizierte Vernunft von persönlichem, politischem und überhaupt äußerem Frieden noch nichts sieht. Es ist, so könnte man sagen, auch hier noch ein simul, nämlich ein simul pax et bellum.

Jedoch: der häufig vorgetragene Vorwurf, Luther würde in dieser Glaubensdialektik von innerem Frieden und äußerem Lebenskampf steckenbleiben und mit seiner Betonung der Innerlichkeit die persönlichen und politischen Umstände konservieren, griffe zu kurz. Denn der innere Glaubensfriede soll endlich und schließlich dann auch übergehen in einen äußeren Frieden, wie er in seiner Predigt am Ende sagt: »mit hertz und synn tzu thun gott und

dem nehisten, was und mehr denn er kan.« Der Herzensfriede will herauskommen und mit den Sinnen sichtbaren Frieden schaffen: Frieden zwischen sich und seinem Gott und auch zwischen den Menschen und Völkern. Auch diese große Verheißung steckt in diesem Pauluswort und in Luthers Auslegung. Dieser sichtbare Friede als Frucht des Glaubens soll nicht, darf nicht vergessen sein. Nach ihm soll all unsere Vernunft streben.

Ich wünsche uns in diesem Sinne friedvolle Tage, aber auch ein vernünftiges Streiten um Luthers Vernunft und seinen Glauben.

Und wenn ich schon verkehrt angefangen habe, so will ich auch so schließen: »Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!« (2. Kor 13,13)

Amen.

V.

AUFBRÜCHE

GABE DER VERÄNDERUNG: »STEH AUF, NIMM DEIN BETT UND GEH«

PREDIGT ÜBER JOHANNES 5,1-9

BO KRISTIAN HOLM

¹Danach war ein Fest der Juden, und Jesus zog hinauf nach Jerusalem. ²Es ist dort bei dem Schaftor ein Teich, der heißt auf hebräisch Bethesda. Er hat fünf Hallen. ³In den Hallen lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Verdorrte, die warteten, wann sich das Wasser bewegte. ⁴Derjenige, der nun zuerst, nachdem das Wasser sich bewegte, hineinstieg, wurde gesund, unabhängig davon, an welcher Krankheit er litt. ⁵Ein Mensch war dort achtunddreißig Jahre lang krank gelegen. ⁶Als Jesus ihn liegen sah und hörte, dass er so lange gelegen hatte, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden? ⁷Der Kranke antwortete ihm: HERR, wenn das Wasser sich bewegt, habe ich keinen Menschen, der mich in den Teich bringt; und wenn ich dann komme, ist schon ein anderer vor mir hineingestiegen. ⁸Jesus spricht zu ihm: Stehe auf, nimm dein Bett und gehe hin! ⁹Und alsbald ist der Mensch gesund, nimmt sein Bett und geht. Es war aber desselben Tages der Sabbat.¹

Liebe Gemeinde,

wieder ist es Herbst geworden. Wieder halten wir Herbsttagung in der Luther-Akademie. Die goldenen Farben der gereiften Äcker haben sich schon längst in den dunklen Nuancen der kahlen, feuchten Erde verwandelt. Nach der letzten Farbenexplosion des schönen Herbstlaubs wird alles bald fast monochrom.

Willst du gesund werden? Diese Frage gehört seit langem mehr in die verschiedenen

1 Freie Übersetzung, angelehnt an die Luther-Bibel.

therapeutischen Entwicklungskurse als zu Jesus. Die Verantwortung unseres Lebens tragen wir selbst. Wir sollten in allen Verhältnissen umstellungsbereit sein, psychisch sowohl als auch physisch. Dass der Kern des zur Umstellung bereiten Menschen langsam in allen den daraus folgenden sukzessiven Gestalten zu verschwinden scheint, kümmert nur wenige. Dort zu bleiben, wo man ist, wird als Unfähigkeit betrachtet. Es wird als deutlicher Mangel erlebt, wenn man nicht bereit ist zum Wechsel.

In der Winterkälte des nördlichen Schweden sitzt ein junger Pfarrer, der um jeden Preis dort bleiben will, wo er ist. Die örtliche Gemeinde ist wie die Natur – arm und verkommen. Bald wird das auch dem Pfarrer gelten. Der Frost klirrt. Der Wind saust um den Schornstein. Die einzige Kerze flackert. Alleine steht er am Pult. Ein Tuch hat er um die Schulter gewickelt. Seine Stimmung wird auf ein paar Bogen Papier fixiert. Mit dem gewohnten psychologischen Scharfsinn hat der schwedische Regisseur Ingmar Bergman in dem Film und dem Buch ›Die besten Absichten‹ den Kummer seines Vaters beschrieben.

Der Vater lobt seine jetzige Einsamkeit. Endlich ist er wieder alleine. Seine Frau hat ihn verlassen zusammen mit dem kleinen Sohn Dag. Nicht länger mag sie auf seinem mühevollen Außenposten bleiben. Den Stolz, mit dem er sein versagendes Leben führte, konnte sie nicht länger aushalten. Sie konnte nicht länger ertragen, dass er eine ehrenvolle Ernennung bei der Königin selbst zurückgewiesen hat, um in dem fernen Norden zu bleiben, wo keine Freude zu finden war – nur eine mühsame Mission mit wenig Erfolg. Dass er das plötzliche Glück der kleinen Familie auf dem Altar des frommen Ideals opferte, war der Frau nach mehreren Jahren treuer Mitarbeit jetzt zu viel. Zurückgelassen ist er jetzt, verlassen von seiner Frau, seinem Kind und möglichem Glück. Und er schreibt; er schreibt, dass er sich selbst nun endlich wiedererkennen kann. Im familiären und berufsmäßigen Erfolg hat er sich selbst aus den Augen verloren. Er ist nicht für Lob und Glück geschaffen. Das hat seine arme Kindheit ihn gelehrt. Seine Ehe mit der reichen, feinen, humorvollen Anna hat diese, seine Wahrheit nur zerstört. Auch sie war eine Drohung gegen das anspruchslose, verzichtsvolle Leben, gegen sein eigentliches Selbst. Allein zu sein, tat ihm gut. Allein gegen die Welt voll von falschem Ruhm und hohler Freude. Das ist seine Bestimmung. Darin kennt er sich selbst. Hier hat er wieder die Kontrolle. Hier glaubt er, den Kern seines Lebens wiedergefunden zu haben.

So wie Ingmar Bergman seinen Vater beschreibt, ist dieser halsstarrige nordschwedische

Pfarrer kein gutes Beispiel eines Modells, das wir nachahmen können in evangelischer Bekämpfung der gängigen Umstellungserwartung. Das Evangelium lässt uns nicht derjenige bleiben, der wir schon sind oder zu sein meinen. Wenn wir uns mit Luthers Schriftauslegung in gegenwärtiger Verantwortung beschäftigen, kann Auslegung nicht bedeuten, dass wir nur das in der Schrift finden, was wir schon wissen. Das kann nicht bedeuten, dass unser Vorverständnis dadurch nur bestätigt wird. Unsere Schriftauslegung muss uns zum Wandel und zur Veränderung bereit machen. Nicht darum, dass sich das für uns am meisten lohnt, sondern darum, dass wir uns nicht ärgern an den Möglichkeiten und der Freude des Lebens.

Willst du gesund werden? Nicht immer können wir ernsthaft ja sagen. Oft scheint es uns sicherer, im mentalen Krankenbett zu bleiben. Auch nicht der Kranke am Teich Bethesda hat eindeutig ja gesagt. Nur seine gut verwandte Leidensgeschichte hat er wiedererzählt. Die Geschichte, die er kennt und die ihm gut tut, die ihm wenigstens jedenfalls eine gewisse Ruhe, einen Hauch von seelischem Frieden gibt. Aber Jesus ruft ihn auf. »Steh auf! Nimm dein Bett und geh hin!«. Dem Druck, der auf uns lastet mit der gesellschaftlichen Erwartung unserer Bereitschaft zum Wandel, müssen wir immer wieder im Namen des Evangeliums widersprechen. Dabei sollen wir aber niemals vergessen, dass der evangelische Ruf immer ein Ruf zur Umstellung ist. Nur war es nicht in erster Linie eine Umstellungsbereitschaft, die unserem eigenen Interesse entsprach, die aus uns selbst hervorgerufen wurde. Das Evangelium ist selbst die Befähigung und Ermöglichung zur Veränderung der uns anvertrauten Welt. In einer Zeit des Umbruchs können wir uns damit trösten, um nicht in drohendem Missmut oder überheblichem Stolz oder in beidem zugleich Sicherheit zu finden.

Wie endet dann die Geschichte von Ingmar Bergmanns Vater? Ingmar Bergmann muss jetzt dichten: Er lässt den einsamen Pfarrer nach Stockholm fahren. Hier trifft er seine Frau auf der Straße. Am Ende eines etwas zögernden Gesprächs auf einer Bank erzählt er, dass er dem Dompropst geschrieben hat, dass er trotz allem gern königlicher Pfarrer des Sophia-Heims werden möchte. Er war nicht in der Lage, ein Märtyrer zu sein. Seine besten Absichten reichten nicht. Hier endet die Geschichte. Als Zuschauer oder Leser wissen wir nur, dass Ingmar Bergmann erst viel später geboren wurde.

Die besten Absichten reichen nicht. Wir können noch weiter dichten: Die besten Absichten zu haben reicht nicht. Die besten Absichten in den Anderen zu sehen, reicht viel

weiter, besonders dort, wo sie nicht besonders auffällig sind. Das kann in Wahrheit ein schöpferischer Blick sein, ein Blick voll von Farben in der winterkalten Nacht. So einen Blick können wir alle brauchen. So ein Blick wird uns hier gegeben: »Steh auf! Nimm dein Bett und geh hin«.

Amen.

HEIMAT UND FREMDE – DAS BUCH RUT ERZÄHLT UND GEPREDIGT

PREDIGT ÜBER RUT 1

HEINRICH ASSEL

¹Und es geschah zu der Zeit, als die Richter regierten, da entstand eine Hungersnot im Land. Und ein Mann ging aus Bethlehem Juda, um sich im Gefild Moabs aufzuhalten – er, seine Frau und seine beiden Söhne. ²Und der Name des Mannes war Elimelech, und der Name seiner Frau war Naomi, und der Name seiner zwei Söhne war Mahlon und Kiljon – Ephratiter aus Bethlehem-Juda. Und sie kamen ins Gefild Moabs, und dort waren sie.¹

Es stimmt: Du hättest auch daheim bleiben können, in der Heimat. Dort, wo fast alle Deine Verwandten heute noch wohnen, auch wenn die Gegend bessere Zeiten erlebt hat. Dort, wo sie den Dialekt sprechen und du jede Färbung und Tönung ihres Dialekts kennst. Dort, wo das Brot so gebacken wird, wie Du es seither nirgends mehr gegessen hast: Roggenbrot, dunkel gebacken, kräftig, in großen Laiben. Immer gleich kräftig im Geschmack. Und dann Brezen, die es nur zwischen November und März gab. Brötchen: Milchsemmeln und Wassersemmeln, Kaisersemmeln und Mohnsemmeln. Jeder wusste, welcher Bäcker das beste Brot, die besten Brezen, die besten Semmeln machte.

Es stimmt: Damals, als Du weggegangen bist, aufgebrochen zum Studium, hast Du darüber am allerwenigsten nachgedacht: über das Brot der Heimat. Ich meine, wer fragt denn schon danach? Du hattest Abitur, Du hattest die Provinz gründlich satt, Du hattest die Chance, in der Universitätsstadt neu anzufangen. Fünf, sechs, sieben Jahre Zeit, um Dir

1 Übersetzung des Verfassers.

Deine Welt zu schaffen! Wer denkt denn da ans Brot! Als ich ins Studium aufbrach, war vieles unsicher, nur eines nicht: Brot wird es immer geben. Außerdem studierte ich nicht ›brotlose Kunst‹, sondern etwas Ordentliches. Leute wie mich nannten die Bildungsbürger: »Brot-Studenten«. Die studieren bloß, um in »Lohn und Brot« zu kommen. Warum ich nicht in Heidelberg, München oder Berlin mein Studium begann? Nach dem Abitur war jede Universitätsstadt attraktiver als das, woher ich kam. Sogar eine der nächstbesten.

³Und da starb Elimelech, der Mann der Naomi. Und sie blieb übrig – sie und ihre beiden Söhne. ⁴Und die holten sich moabitische Frauen. Der Name der ersten war Orpa, und der Name der zweiten war Ruth. Und sie blieben dort etwa zehn Jahre. ⁵Und dann starben auch die beiden, Mahlon und Kiljon, und die Frau blieb übrig, ohne ihre Kinder und ohne ihren Mann. ⁶Und da erhob sie sich, sie und ihre Schwiegertöchter. Und sie kehrte zurück aus dem Gefild Moabs, denn sie hatte im Gefild Moabs gehört, dass JHWH sich seines (wieder) Volk angenommen hatte und ihnen (wieder) Brot gab.

Am Anfang, als sie weggingen, war Moab gar nicht fremd: Elimelech, Noomi, zwei schöne Namen! Die beiden Söhne, die sind, wie sie heißen: Machlon und Kiljon, schwächlich und gebrechlich. Elimelech stirbt in Moab, noch keine vierzig. Schlimm, aber das kann passieren. Nun waren sie eben schon in Moab. Leider nicht in Ägypten, wo die Brotationen zweifellos höher und die Fleischtöpfe zweifellos voller wären. An der Weggabelung haben sie sich falsch entschieden. Das Nächstbeste war vielleicht doch nicht das Beste. Das kann passieren. Die beiden Söhne ›holen‹ sich ›Frauen aus Moab‹. In meiner Heimat, damals in den 60er und 70er Jahren, wurden junge Frauen schief angesehen, wenn sie GI's heirateten und mit ihnen nach Amerika auswanderten. Nur weg, ›nach Amerika! Wenn das dann scheiterte, und es scheiterten ziemlich viele, weil sich Amerika als gottverlassener Mittlerer Westen entpuppte, und wenn sie dann zurückkehrten, wussten alle irgendwie, wo ihr Platz war: ziemlich weit unten. Hier sind's die Söhne, die sich ›Frauen aus Moab‹ – nein: nicht nehmen! Sie ›holen‹ sich Frauen. Merke: Eine Frau aus der Heimat heiratet man. Eine fremde Frau holt man sich! Sie holen sich Frauen, um versorgt zu sein. Wie heißen die noch mal? ›Orpa und Rut‹. Die

beiden Söhne sterben dann auch. Sie hinterlassen kein Barvermögen, keine Nachkommen. Sie sterben nur weg. Die Armut hinterlassen sie Noomi, der Mutter. Von der wissen jetzt alle irgendwie, wo ihr Platz ist: ziemlich weit unten.

Jetzt wird Moab ›Fremde‹. Gottverlassenes »in the middle of nowhere«. Noomi bleibt übrig, ohne Kinder, ohne Enkel, ohne Mann. Sie blieb übrig. Sie allein ist der ›Rest‹. Aber sind da nicht noch Orpa und Rut? Die gehören nicht zum Rest Israels, sind illegitim angeheiratet nach dem Gesetz des Mose. Ja, wenn es Ägypterinnen wären! ›Fremd‹ wird es dort, wo es ›zu einsam‹ wird. Wer weiß, wie sich ›zu einsam‹ anfühlt, kennt Fremde. Aus ›abgehängt‹ wird ›übrig geblieben‹, aus ›übrig geblieben‹ wird ›einsam‹, aus ›einsam‹ wird ›zu einsam‹. »Der Rest, das bin nur noch ich.« Das sind authentische Gefühle, trügerische Gefühle. ›Heimweh‹ kommt wie ›Hunger‹, unmerklich, unverdrängbar. Wenn ›Heimweh‹ einen Geruch hat, dann auch den von Brot. Jetzt hören sie das Gerücht, dass es wieder Brot gibt – daheim. Nicht, dass es nicht auch in Moab Brot gäbe. Aber halt nicht dieses Brot, wie einst daheim. Daheim war, wo mein Brot vom Himmel fiel. Daheim war, wo das Brot so schmeckte, wie seither nie mehr. Die Heimat Noomis heißt Bethlehem: Brothaus. ›Brothaus‹ – so heißt die Bäckerei-Kette, in der ich frühstücke, wenn ich in meiner süddeutschen Heimat bin. Weil dort das Brot so authentisch fränkisch schmeckt. Im ›Brothaus‹ backen jetzt nordirakische Bäcker gesellen das Brot, weil fränkische Bäcker fehlen.

⁷Und Naomi zog aus von dem Ort, an dem sie gewesen war, und ihre zwei Schwiegertöchter mit ihr. Und sie gingen auf dem Weg, um zurückzukehren ins Land Juda. ⁸Und Naomi sprach zu ihren zwei Schwiegertöchtern: »Geht, kehrt zurück, jede ins Haus ihrer Mutter! JHWH erweise euch Liebe, wie ihr sie erwiesen habt an den Toten und an mir. ⁹JHWH gebe, dass ihr eine Heimat findet, jede im Haus ihres Mannes.« Und sie küsste sie. Und sie erhoben ihre Stimme und weinten. ¹⁰Und sie sprachen zu ihr: »Fürwahr! Mit dir wollen wir zurückkehren zu deinem Volk!« ¹¹Und Naomi sprach: »Kehrt zurück, meine Töchter! Wozu solltet ihr mit mir gehen? Habe ich denn noch Söhne in meinem Leib, dass sie eure Männer werden könnten? ¹²Kehrt zurück, meine Töchter, geht! Denn ich bin zu alt, um noch einen Mann zu haben. Wenn ich spräche: ›Es gibt noch Hoffnung für mich!‹ und bekäme

einen Mann noch diese Nacht und würde Söhne gebären – würdet ihr etwa für sie warten, bis sie groß geworden sind? ¹³Würdet ihr euch für sie abschließen, ohne einen Mann zu haben? Nicht doch, meine Töchter! Fürwahr: Es ist mir bitter Leid euretwegen denn die Hand JHWHs ist gegen mich ausgezogen!« ¹⁴Da erhoben sie ihre Stimme und weinten noch mehr. Und dann küsste Orpa ihre Schwiegermutter. Ruth aber hängte sich an sie.

Kennen Sie auch Menschen, die von Heimweh geplagt werden, wenn sie in der Fremde sind? Und die von Fernweh geplagt sind, wenn sie daheim sind? Kennen Sie auch Menschen, die an Heimweh und an Fernweh leiden, an Fernweh und an Heimweh? Die Spannung kann so stark werden, dass sie Angst erzeugt. Der Psychotherapeut berichtet, dass ein Patient auf halber Strecke zwischen Heimat und Fremde von Angst gepackt wird. Weitergehen ist unmöglich. Zurück kann er aber auch nicht mehr. So bei Noomi. Irgendwo auf halber Strecke zwischen Moab und Bethlehem, im Niemandsland kommt die Angst: Die Hand Jhwhs selbst sieht sie gegen sich ausziehen. Was für ein Bild: Da marschiert von Bethlehem her die Hand des Herrn gegen sie auf. Stopp jetzt! Halt hier! Jetzt beginnt sie, Orpa und Rut zurück zu schicken: Kehrt jetzt um, geht zurück ins ›Haus eurer Mütter‹. Nicht ohne fromme Wünsche: Vergelt's Gott! Ja, wer denn sonst, wenn nicht der ›liebe Gott!‹? Wie man halt so sagt, wenn's sonst nichts zu verschenken gibt beim Abschied. Kein Bleiberecht. Noomi glaubt nicht dran, dass der Herr lieb ist. Orpa und Rut sind Moabiterinnen. Die kennen den Herrn Israels nicht. »Vergelt's Gott!« Der Abschiedswunsch redet viel, sagt aber nichts. Die Abschiedsgeste ist stumm, und sagt alles: Kuss zum Abschied, Tränen der drei Frauen. In der ganzen Geschichte ist das jetzt das erste Authentische, was wir von Orpa und Rut erfahren: Sie erhoben ihr Stimme und weinten! Moabiterinnen weinen mit der Jüdin.

Jetzt kommt Großeinstellung; zwei Gesichter, Orpa und Noomi. Orpa will mit Noomi weiter. Dort hinten, in Moab, ist keine Heimat mehr für mich, die Witwe eines Juden. Noomi kontert hart: Das einzige, was Dir als Heimat bleibt sind erstens moabitische Männer, zweitens Kinder. Versorgungsehe und Versorgungskinder sind keine Heimat mehr. Sie zwingt Orpa zurück. Orpa küsst Noomi.

¹⁵Und sie (=Naomi) sprach: »Sieh doch: Deine Schwägerin kehrt zurück zu ihrem Volk und zu ihrem Gott. Kehre zurück hinter deiner Schwägerin her!« ¹⁶Und Ruth sprach: »Zwing mich nicht, dich zu verlassen, indem ich zurückkehre, von dir weg! Fürwahr: Wohin du gehst, gehe ich und wo du übernachtetest, übernachtete ich. Dein Volk – mein Volk und dein Gott – mein Gott. ¹⁷Wo du stirbst, sterbe ich, und dort will ich begraben werden. JHWH möge mir tun, was er will – fürwahr: Der Tod allein wird mich von dir trennen!« ¹⁸Da sah sie (=Naomi): Jene war fest entschlossen, mit ihr zu gehen. Und da sah sie davon ab, weiter mit ihr zu reden. ¹⁹Und die zwei gingen, bis sie nach Bethlehem kamen.

Großaufnahme Rut. »Wohin du gehst, gehe ich und wo du übernachtetest, übernachtete ich. Dein Volk – mein Volk und dein Gott – mein Gott.« Liebe Gemeinde, über diese Worte Ruts – es die erste und die einzige Rede Ruts und alles wird sich ab jetzt darum drehen – über diese Rede Ruts ist es mir unmöglich zu predigen. Mir ist schon klar: Die dreißig Worte sind eins der großartigsten Versprechen der Weltliteratur. Sie werden gerne als christlicher Trauspruch gewählt. Ginge es um eine Trauansprache, wüsste ich schon, was zu sagen wäre. Aber hier, wo die Rede Ruts ihren eigentlichen Ort hat, ist es anders: Sie ist die junge Frau, die sich an die alte Frau hängt. Wir kennen die Formel aus der Urgeschichte Adams und Evas: Mann verlässt Vater und Mutter und hängt seiner Frau an. Rut verlässt Vater und Mutter und hängt sich an Naomi. Fehlt nur die Fortsetzung: »und sie werden sein ein Fleisch.« Schwer vorstellbar: die Junge und die Alte, die Herzensreine und die Verbitterte, die Moabiterin und die Jüdin. Was verspricht Rut eigentlich, wenn sie verspricht: Dein Volk, mein Volk. Dein Gott, mein Gott. Dein Grab, mein Grab? Die kennt doch gar nicht die Sprache unseres Volks! Die kennt doch gar nicht die Sitten und Gesetze unseres Volks! Die kennt doch nichts von unserer Religion! Das einzige, was sie mit Noomis Gott zu tun weiß, ist bei seinem Namen zu schwören und zu fluchen. »JHWH möge mir tun, was er will – fürwahr: Der Tod allein wird mich von dir trennen!«

Liebe Gemeinde, das Buch Rut ist eine Frauengeschichte. Weil die Männer und Söhne der drei Frauen bis dahin so schwache Figuren sind. Weil die Frauen aus der patriarchalen Welt herausgefallen sind, ohne schon in jener matriarchalen Welt zu leben, von der sie reden:

Mutter-Haus, Mutter-Land, Frauen-Ehe. Weil das, was in der patriarchalen Welt Heimat ist und Schutz verspricht, sich als Niemandland entpuppt. Weil in der antiken Welt, in der Männer-Freundschaft das Ideal vom guten Leben ist, plötzlich Frauen-Solidarität da ist, das Material des guten Lebens, das alle Katastrophen übersteht. Hiob und seine Freunde reden und reden im Unglück, 40 Kapitel lang. Rut und Noomi reichen im Unglück dreißig Worte. Vielleicht weil hier nicht ›Volk und Gott‹ definieren, was Solidarität zwischen Frauen sein darf, wie die Jüdin will. Sondern umgekehrt, weil die Frauen-Solidarität der Moabiterin definiert, was Volk und Gott sind: dein Volk, was immer es sei, mein Volk; dein Gott, wer immer er sei, mein Gott. Die Moabiterin Rut mit den dreißig Worten ihres Versprechens und mit ihrer Migrationsgeschichte, die wir in diesem Semester in vier Teilen erzählen, ist eine Frauengeschichte, in der es anders kommt, weil Rut anders ist. Das Versprechen Ruts, versprochen just dort, wo Mose einst die Moabiter für alle Zukunft aus Israel ausschloss, macht die Dinge anders. Es unterläuft die Ordnung, die Mose stiftet. Doch unmerklich: dein Volk mein Volk, dein Gott mein Gott. Volk wird Rest aus Jüdin und Moabiterin, Gott wird – Gott, Gott der Fremden.

¹⁹Und als Naomi und Ruth nach Bethlehem kamen, da geriet die ganze Stadt ihretwegen in Aufruhr. Und die Frauen sprachen: »Ist die da etwa Naomi?« ²⁰Und sie sprach zu ihnen: »Nennt mich nicht Naomi (die ›Süße‹), nennt mich Mara (die ›Bittere‹)! Denn *Saddaj* hat mich im Übermaß verbittert. ²¹Ich – erfüllt bin ich gegangen, aber leer hat mich JHWH zurückkehren lassen. Wozu solltet ihr mich Naomi nennen? Hat doch JHWH mich gedemütigt und *Saddaj* mir Böses angetan!« ²²Und so kehrte Naomi zurück, und Ruth, die Moabiterin, ihre Schwiegertochter mit ihr, die zurückgekehrt war aus dem Gefild Moabs.

Wie es sich für eine Fortsetzungsserie gehört, so endet die erste Folge mit einer dramatischen Krise. Großer Auftritt Noomi vor den alten Nachbarinnen: »Nennt mich nicht mehr Noomi, die Süße, nennt mich Mara, die Bittere. Denn der Allmächtige, Shaddaj, hat mich im Übermaß verbittert.« Das hat schon was von großer Oper und tragischem Auftritt. Noomi klagt an, aber in hebräischen Reimen! Heimtückisch wie der Ägypter ist Shaddaj! Die Ver-

bitterte sieht Gott dramatischer als die Liebliche. Aber nicht realer. Ich wette: Es wird anders kommen! Ein Tipp noch: Wenn Sie schon mal einen Trailer sehen wollen für das, was in Rut 2 kommt, dann sehen Sie sich den mexikanischen Film ›Roma‹ an über die Geschichte der Mixtekin Cleo. Es ist eine großartige Frauengeschichte: drei Oscars, im Kino oder auf Netflix. Denn Cleo, das ist Rut. Und Rut, das ist Cleo.

Amen.

MIT DEM EVANGELIUM GRENZEN ÜBERSCHREITEN

PREDIGT ÜBER APOSTELGESCHICHTE 16,9-15¹

JOCHEN ARNOLD

NÄCHTLICHER RUF

Als kleiner Junge schon liebte ich Geschichten aus fernen Ländern, von Entdeckern und Forschern wie Alexander von Humboldt aus Berlin oder von Missionaren wie Graf von Zinzendorf aus Herrnhut. Besonders fasziniert hat mich Louis Harms. Er war Landpfarrer in einem Dorf in der Lüneburger Heide. Bald sprach es sich herum. Aus den Ortschaften und Höfen kommen sie. Unter seiner Kanzel hören sie die frohe Botschaft von Christus, der sagt: »Ich lebe und ihr sollt auch leben.« Unter ihnen sind 16 Männer, darunter acht Handwerker und Bauern. Sie wollen die Botschaft des Lebens nach Äthiopien tragen. Deshalb gründet Harms ein Missionsseminar und lässt ein eigenes Schiff bauen. Von Hamburg aus stechen sie 1853 in See, ohne Visum und Malariaphylaxe, aber mit viel Gottvertrauen.

Ein sehr europäischer, euro-zentrischer Blick werden jetzt Einige sagen. Das stimmt. Deshalb wenden wir jetzt die Perspektive und fragen: Wie kam und kommt das Evangelium eigentlich zu uns? Zu uns nach Europa? Und wie wirkt es?

Hört dazu Worte aus der Apostelgeschichte des Lukas im 16. Kapitel. Das Ganze spielt im Westen Kleinasiens, der heutigen Türkei.

⁹Und Paulus sah eine Erscheinung bei Nacht: Ein Mann aus Makedonien stand da und bat ihn: Komm herüber nach Makedonien und hilf uns!

¹ Aufstellungspredigt zur Bischofswahl in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz am 24. Februar proprium Sexagesimae in der Marienkirche Berlin.

Paulus ist auf Missionsreise. Zusammen mit seinem Begleiter Silas möchte er die gute Nachricht in Stadt und Land weitersagen. Aber sie stoßen auf verschlossene Türen. Menschen wenden sich von ihnen ab. Sie sind entmutigt und erschöpft. Doch da: Halb wach, halb träumend sieht Paulus eine Person in der Landestracht. Und er hört ihre Stimme: »Komm. Komm herüber, hilf uns!« Paulus spürt: »Das gilt mir. Das ist mein Ruf.«

So kann es gehen, dass Menschen gerufen werden, dass sie sich ermutigen lassen und aufbrechen, nach Mazedonien oder nach Berlin. Darum stehe ich heute hier. Aber warum sind Sie heute hier? Was ist Ihr Ruf? Und vor allem: Was ist unser Ruf als Kirche in Brandenburg und der Nieder-Lausitz, in Berlin, ja in Europa? Einem Europa, in dem die Angst umgeht? Vor dem Anderen, dem Fremden. Die Angst, nicht gesehen oder gehört zu werden, am Ende des Tages leer auszugehen?

GEFÄHRLICHE ÜBERFAHRT

¹⁰Als er [Paulus] aber die Erscheinung gesehen hatte, da suchten wir sogleich nach Makedonien zu reisen, gewiss, dass uns Gott dahin berufen hatte, ihnen das Evangelium zu predigen.

Paulus bekommt einen konkreten Auftrag: Es soll weitergehen, aber anders als bisher. Weiterhin von Christus erzählen. Aber an einem anderen Ort. Am nächsten Morgen brechen sie auf und steigen auf ein Schiff.

Wenn ich mir diese Route auf der Landkarte anschau, kommen mir sofort beklemmende Bilder in den Sinn. Das Mittelmeer ist kein friedliches Urlaubsgebiet mehr. Vor unserer Haustür ertrinken Menschen. Männer, Frauen und Kinder, auch jetzt gerade wieder. Einer hat die gefährliche Passage überlebt: Samir aus Afghanistan. Die Schlepper haben ihn samt 50 anderen mit ihren Pistolen auf ein überfülltes kleines Boot getrieben. Ohne Kapitän und Steuermann ruderten sie los. Viele konnten nicht schwimmen. Mit vielen Anderen rufen sie: Helft uns!

Vermutlich hatten auch Paulus und Silas Angst. Doch – ich stelle mir vor - sie haben ein Lied mit auf die Reise genommen. Einen Zuspruch von ihrem Meister selbst. Seine letzten

Worte: Ich bin bei euch. Und diese Worte fangen an, in ihnen zu klingen, in ihren Herzen, in ihrem Kopf, mit ihren Schritten: Ich bin bei euch. Alle Tage bis ans Ende der Welt. Ich bin bei euch, ich bin bei euch, bis an das Ende der Zeit.

AUF DEM MARKTPLATZ

¹¹Da fuhren wir von Troas ab und kamen geradewegs nach Samothrake, am nächsten Tag nach Neapolis ¹²und von da nach Philippi, das ist eine Stadt des ersten Bezirks von Makedonien, eine römische Kolonie. Wir blieben aber einige Tage in dieser Stadt.

Wenige Tage später betreten sie also neues Land, einen anderen Kontinent. Welch ein Schritt! Der Erzähler Lukas nimmt uns an die Hand auf die Plätze der Stadt Philippi. Wir schauen uns um. Welche Häuser und Läden gibt es am Marktplatz? Wie riecht es hier? Was leben hier für Menschen? Wir stehen gleichsam auf dem Untermarkt in Görlitz, dem Gendarmenmarkt in Berlin oder dem Marktplatz in Schenkenberg und halten inne. Wahrnehmen ist angesagt. Die Männer merken: In dieser Stadt ist eine besondere Atmosphäre. Sie bekommen ein Gefühl für die Fragen und Sehnsüchte der Menschen. Paulus hat dafür ein Programm, eine innere Haltung: die Haltung der Liebe. Den Juden ein Jude sein. Aber auch den Griechen ein Grieche und den Mazedoniern ein Mazedonier. Das gleiche Evangelium verschiedenen Menschen unterschiedlich sagen, so dass sie verstehen: Ich bin gemeint. Paulus spricht mehrere Sprachen; er spielt auf verschiedenen kulturellen Klaviaturen. Das ist eine Herausforderung auch für mich: den Schwaben ein Schwabe. Das geht. Den Niedersachsen ein Niedersachse. Das ist schon schwieriger. Wir Schwaben können bekanntlich ja manches, nur nicht hochdeutsch. Und jetzt den Lausitzern, Brandenburgerinnen, den Berlinern ein Geistlicher?

Ich bin fasziniert von der geistlichen und der kulturellen Vielfalt dieser Landeskirche. Ich sehe aber auch viel Not. Und ahne wohl etwas von den Ängsten der Menschen, besonders im Braunkohlerevier. Kann man die eigene Existenz dem Klima zuliebe aufs Spiel setzen? Ich habe zu diesem Dilemma keine schnelle Antwort, liebe Schwestern und Brüder. Wichtig ist mir, dass wir Entscheidungsräume weiten und möglichst viele Menschen mitnehmen. Auf

keinen Fall vorschnell ›Verlierer‹ billigend in Kauf nehmen. Zugleich gilt: Unser Klima, die Bewahrung unserer Erde, geht uns alle an. Ich möchte jedenfalls hinsehen und zuhören. Und mit Ihnen gemeinsam Räume öffnen für das Gespräch. Ich bin sehr zuversichtlich: Das Evangelium hat Kraft – auch für die Gestaltung einer gerechteren Welt. Und das beginnt vor der eigenen Tür.

BEGEGNUNG AM FLUSS

¹³Am Sabbattag gingen wir hinaus vor das Stadttor an den Fluss, wo wir dachten, dass man zu beten pflegte, und wir setzten uns und redeten mit den Frauen, die dort zusammenkamen.

Jetzt gehen die Männer raus aus der Stadt, hinunter an den Fluss. Flüsse verbinden Städte und Länder. Flüsse verbinden Menschen. Sie durchfließen Grenzen, auch die Grenzen der Kulturen und Religionen. Sie treffen dort Menschen, die beten. Jüdinnen sind es hier. Die Männer lassen sich nieder und schauen zu. Sie feiern mit ihnen Sabbat. Sie atmen durch.

Vor 25 Jahren war ich als Student erstmals in Indien. Für einige Tage blieben wir mit unseren großen Rucksäcken in der heiligen Stadt am Ganges. Bei Sonnenaufgang sind wir mit einem kleinen Ruderboot rausgefahren. Die Menschen verneigten sich vor der Sonne, voreinander. Ihre Gewänder sind schlicht und doch farbenprächtig, voller Schönheit. Den alten Saddhus beim Waschen und Beten zuzusehen, hat mich beeindruckt. Ich spürte damals: Gott wirkt auch außerhalb von Kirchenmauern, auch in mir fremden Biographien. Diese Bilder habe ich mitgenommen; sie wohnen in meinem Herzen. Ich möchte für solche Begegnungen auch heute offen sein, dass wir einander besser verstehen und respektieren. Das ›House of One‹ im Herzen Berlins ist schon jetzt ein Ort dafür und wird es sicher auch in Zukunft sein. Einander begegnen unter einem Dach. Nebeneinander beten, auch in schweren Zeiten. Und so gemeinsam Grenzen überwinden.

DIE BOTSCHAFT DES LEBENS

¹⁴Und eine Frau mit Namen Lydia, eine Purpurchändlerin aus der Stadt Thyatira, eine Gottesfürchtige, hörte zu; der tat der Herr das Herz auf, sodass sie darauf acht hatte, was von Paulus geredet wurde.

Sie begegnen einer Frau. Lydia heißt sie. Sie ist eine Geschäftsfrau. Sie handelt mit teuren Stoffen, zum Beispiel Purpur. Daraus werden Königsmäntel gemacht. Aber sie treibt nicht nur Handel. Sie ist eine Gottesfürchtige. Ein Mensch, der nach Gott sucht. Jetzt – endlich – ist es soweit. Paulus kann erzählen, was sein Leben reich macht, was ihn umgekrempelt hat: die Begegnung mit Christus in einem hellen Licht vor Damaskus. Bald hörte er mehr von ihm: Wie dieser Jesus in die Welt kam, geboren von einer Frau. Wie er im Namen Gottes Menschen gesund machte. Wie er den Menschen buchstäblich den Himmel auf die Erde holte. Seine Botschaft – das weiß Paulus – ist klar. Sie treibt ihn an und trägt ihn selbst: Habt Mut! Denn ich lebe, und ihr sollt auch leben. So kommt das Evangelium zu Lydia und ihrer ganzen Familie. Sie öffnet sich für die frohe Botschaft. Ihr Leben bekommt eine neue Richtung. Lydia spürt: Ich bin frei, ich bin geliebt von Gott. Deshalb ist dieser Jesus in die Welt gekommen und hat gesagt: Ich bin bei dir. Alle Tage bis ans Ende der Welt. Ich bin bei euch bis an das Ende der Zeit.

GELEBTE GASTFREUNDSCHAFT UND HILFSBEREITSCHAFT

¹⁵Als sie aber mit ihrem Hause getauft war, bat sie uns und sprach: Wenn ihr anerkennt, dass ich an den Herrn glaube, so kommt in mein Haus und bleibt da. Und sie nötigte uns.

Lydia ist bewegt. Sie ist überwältigt. Mitten im Leben fängt sie noch einmal neu an. Und sie zeigt Mut: Sie fragt nicht, ob sie ihre griechische, römische oder jüdische Kundschaft verlieren könnte. Sie lässt sich mit ihrem ganzen Haus taufen. Sicher hat sie am Fluss ein kurzes Taufbekenntnis gesprochen: »Kyrios Jesus. Mein Herr ist Jesus.« Nicht Augustus, nicht Zeus.

Jesus eben, der gekreuzigte Gott, der auferstand am dritten Tag. Auch zu dir spricht er heute: Hab Mut! Ich bin bei dir. Ich lebe, und du sollst auch leben. Für immer! Nach ihrer Taufe ist Lydia unendlich dankbar. Sie bittet, nein sie nötigt, die Männer zu bleiben: als Gäste in ihrem Haus. Und sie bleiben gern. Gastfreundschaft ist Markenzeichen einer jungen, aufbrechenden Kirche in Orient und Okzident.

In Hildesheim werden wir im Juni 2019 ein ökumenisches Fest feiern. Mitten auf der Straße wird eine lange Tafel mit vielen Tischen stehen. Ein Band von 300 oder 400 Metern von der evangelischen Michaeliskirche zum katholischen Dom. Christen laden ein. Und viele Andere von nah und fern sind ihre Gäste. So bauen wir vor der eigenen Haustür Brücken des Vertrauens. Wir bezeugen in der Stadt: Christen haben keine Angst vor politischen Erdbeben in Europa. Denn wir teilen miteinander und mit Anderen, was wir haben: Zeit und Geld, Gewissheit und Liebe. Das geht in einem kleinen Dorf in Brandenburg genauso wie im Berliner Kiez. Die Kultur der Gastfreundschaft und der Hilfsbereitschaft breitet sich aus. Ich bin beeindruckt von einer jungen Frau aus Berlin. Sie schenkte ihre Zeit und ihre Liebe. Ein ganzes Jahr ging sie mit der Berliner Mission nach Sizilien, um dort geflüchtete Frauen zu begleiten, die ihre Kinder verloren haben.

BESCHENKTES EUROPA

Liebe Geschwister! Paulus wollte eigentlich in Kleinasien wirken. Doch dann rief ihn Gott nach Mazedonien: Harms und seine Leute wollten nach Äthiopien. Und durften dort nicht einmal an Land. Aber dafür segelten sie bis nach Südafrika zu den Zulus. Und später nach Indien und bis nach Australien. Beide Male kam es anders. Und doch war es gut so. Ich bin überzeugt: Auch heute können wir mit dem Evangelium Grenzen überschreiten. Vertrautes verlassen und aufbrechen zu neuen Ufern. Risiken und Nebenwirkungen sind dabei nicht auszuschließen. Aber ich bin sicher: Gott wird uns reich beschenken. Und Andere mit – so wie Lydia und ihre Familie.

Und das Schöne ist doch, liebe Gemeinde: Die Dinge haben sich gedreht! Das Evangelium kommt heute wieder nach Europa, aber erfrischend anders. Christen und Christinnen aus Afrika und Lateinamerika, aus Asien und Ozeanien überraschen uns in Europa mit

dem Evangelium in neuer Gestalt. Und – Welch ein Geschenk – sie bringen ihre Lieder und Rhythmen mit. Den Sound der Freiheit und der Hoffnung, der in die Beine und den Bauch, in die Köpfe und zu Herzen geht. Sie singen uns Gottes Segen zu. In Suaheli: Buana awabari-iki milele – Gottes Segen sei mit dir jeden Tag.

Amen.

REFORMATION DER KIRCHENMUSIK NACH LUTHERISCHEM VORBILD: ES IST HÖCHSTE ZEIT!

JONATHAN KÜHN¹

Mit Spannungen zu leben – das ist innerhalb kirchlicher Wirklichkeiten nicht allein im Blick auf manche dogmatische oder ethische (Streit-)Frage eine alltägliche Herausforderung, sondern auch in musikalischer Hinsicht. Einerseits ist es fraglos als Konsens der Kirchen- und Theologiegeschichte anzusehen, dass zu den zahlreichen Verdiensten des Reformators Martin Luther eben jenes zählt, die Kirchenmusik grundlegend erneuert, den Menschen auch bezüglich dessen, was sie gerne hören und selbst singen, ›auf's Maul geschaut‹ zu haben. Andererseits ist jedoch landauf landab das weite Feld der Kirchenmusik als weithin museales zu erleben: Da wirkt der sonntägliche, nur allzu oft karge Gesang wie ein unfreiwilliger Ausflug in längst vergangene Zeiten; als könnte, ja geradezu als müsste das kleine Häuflein ansingen gegen den Traditionsabbruch, indem weiterhin festgehalten wird an Überkommenem, das die Alten einst auswendig lernten, das aber heute niemanden (mehr) anlockt, beflügelt, oder gar umhaut. Vielmehr mutet oft mühevoll und kläglich an, was da zu hören ist, zuweilen gar trübsinnig, oder wenigstens doch altbacken.

Nein, diese streitschriftartigen Zeilen wollen die alten Liederschätze – deren Hochschätzung der kühne Bayer mit seinem Lehrer Oswald Bayer teilt – in keiner Weise schlechtreden, als heute wertlos in Kirchengeschichts- und Hymnologievorlesungen verbannt, sie von zeitgenössischen Lobpreisliedern im Hillsong oder ICF-Stil abgelöst sehen. Wohl aber wollen sie grundlegende Fragen benennen, die sich im Kirchenleben längst unausweichlich stellen – und Antwortversuche wagen, zumindest doch andeutungsweise.

1 Dr. Jonathan C. Kühn hatte 2004, vor nunmehr 15 Jahren, das Privileg, in seinem ersten Semester Oswald Bayers Abschiedsvorlesung ›Hören und Glauben‹ teilhaftig zu werden. Seither folgten, nicht zuletzt im Rahmen der gemeinsamen Arbeit in der Luther-Akademie, ungezählte weitere wertvolle Impulse.

1. SCHRITT: SICH EHRLICHMACHEN

Nur ein Beispiel, so ernüchternd viele ließen sich fraglos nennen: EG 99 – ›Christ ist erstanden‹. Ohne jeden Zweifel ist es ein großartiges Lied, das sich wunderbar singen lässt, nicht zuletzt in der Osternacht. Doch wer könnte ernsthaft sagen, es – womöglich gar mehrfach – bislang als kraftvollen, freudvollen, über Tod und Teufel triumphierenden Gemeindegesang erlebt zu haben? Meinen aufrichtigen Glückwunsch, wem dies schon geschenkt wurde! Ich selbst gehöre nicht zu den Glücklichen – und dies ist kein indirekter Vorwurf in Richtung meiner Gemeinde und ihres Gesangs, zumal ich mehrfach schon Gelegenheit hatte, Ostergottesdienste auch anderswo mitzufeiern. Mögen Lieder wie ›Christ ist erstanden‹ für frühere Generationen und Zeiten tatsächlich im Sinne des Erfinders Freudengesänge gewesen sein, so legt doch für Heutige bereits die Melodieführung anderes nahe. Wagen Sie einmal das Experiment: Zehn Personen, die nicht zur Kerngemeinde gehören, zusammengetrommelt, ihnen kommentarlos – zugleich aber virtuos – die Melodie von EG 99 vorgespielt und gefragt, welche Emotionen sie darin ausgedrückt hören, was sie selbst damit musikalisch artikulieren könnten. Ob wohl Freude, Begeisterung, Triumph zu den (Haupt-)Antworten gehören werden?

Ja, gewiss, es gibt viele Faktoren, die als ursächlich oder doch zumindest befördernd identifiziert werden können, warum dieser Tage der gottesdienstliche oder allgemeiner: gemeindliche Gesang in der Regel keine besonders beeindruckende Erfahrung ist. Zahlen spielen eine Rolle. Unvergesslich ist mir selbst jener Moment, als ich – ganz frisch im Theologiestudium angekommen – erstmals in Württemberg miterleben durfte, wie Gesangbuchliedersingen auch klingen kann: Wenn hundert oder mehr Gottesdienstteilnehmer nicht nur irgendwie, nicht verlegen oder gelangweilt, nicht allein pflichtbewusst oder traditionswährend, sondern mit Leidenschaft singen: nicht grölen, nicht schmettern, sondern singen! Das war eine neue Erfahrung! Da wirkten altvertraute Lieder ganz anders – auf mich, aber auch intersubjektiv. Doch selbst wo solches – fraglos viel zu selten – in dieser Intensität und Eindringlichkeit erlebbar ist, bleiben doch die Fragen nach den emotionalen (Ausdrucks-)Dimensionen im Raum stehen.

Die Lobpreisbewegung – in ihren schier unüberschaubaren Facetten – hat diese Fragen

in spezifischer Weise beantwortet. Dazu wäre viel zu sagen – schon allein zu jenem Punkte, wie konzertant der Bandvortrag oft gehalten ist und wie stark Anwesende in die Zuschauerrolle gedrängt werden mögen, weil die Lieder fremd sind, die Melodie unbekannt, Instrumente und Vortragsgesang zu laut etc.; es soll aber genügen, hier nur thetisch anzureißen, dass in klassischer Kirchenmusik entstandene Vakua dort offenbar eine – räumlich freilich meist ausgelagerte – Füllung gefunden haben. Was insbesondere, aber keineswegs ausschließlich, jungen Menschen im EG-basierten Gesang fehlt, das finden sie umso intensiver und pointierter, darin aber oft gewiss auch einseitiger und theologisch verengter, im weiten Feld der Worshipmusik. Wie wenig verwunderlich, wenn Menschen sich gegebenenfalls eben außerhalb der Amtskirchen (auch) jene Musik suchen, die sie anspricht, die von Ihnen Erlebtes ausspricht, die ganzheitliches Erleben befördert. Ein Beispiel, wo es weitflächig gelingt, solche populären Musikstile ins Amtskirchenleben zu integrieren, ist die Gospelmusik. Das war Schwerpunktgegenstand meiner Promotionsforschung. Einziges Manko: Bei aller Weite und allem Reichtum ist auch diese Stilrichtung notwendig eine begrenzte, unvermeidlich nicht jedermanns Sache. Entsprechend kann eine Erneuerung der Kirchenmusik nur teilweise mit dem Einschwingen in die Gospelbewegung erzielt werden. Es braucht daher weitere Antworten auf die drängenden Fragen!

2. SCHRITT: SICH BESINNEN

Einmal mehr lohnt bei deren Suche die Rückbesinnung auf reformatorische Kernbotschaften und -erkenntnisse. Martin Luther wusste nicht allein grundsätzlich um die Bedeutung eingängiger Musik, sondern orientierte sich bei der Komposition seiner Lieder so bewusst wie bedacht am Populären seiner Zeit, gewissermaßen am musikalischen Zeitgeist, der Hitparade oder den Charts des 16. Jahrhunderts, somit dem, was Gebildete als trivial verachtet haben dürften. Bei der Botschaft war er klar – vielen, damals wie heute, (viel) zu klar! Doch bei ihrem Ausdruck zeigte sich der ehemalige Augustinermönch höchst flexibel. Das, *worauf* es ankommt, wollte er auf eine Weise ausgedrückt sehen (und hören!), *die* ankommt. Und Recht hatte er! Denn wie vernachlässigenswert sind am Ende doch kunstvolle Melodie-

führungen, wenn k(aum)einer sie zu singen vermag! Und wie wertvoll Freudengesänge, die nicht als freudvoll erlebbar sind? Warum also nicht Volkslieder als Maßstab heranziehen, wie Luther es tat, dessen Weihnachtslied ›Vom Himmel hoch‹ die Melodie des Ringeltanz- oder Spielmannsliedes ›Ich kumm aus fremden Landen her² aufgenommen hat?

Der Reformator machte nicht den gleichen Fehler wie so viele Pfarrkollegen (und hier muss ich mich einreihen), die Gottesdienstlieder nur allzu oft rein nach dem (Strophen-)Text auswählen, ganz unabhängig von der Melodie, Harmonie und Dynamik des Gesamtkunstwerks! Da kann es den Auswähler – und mit ihm manch anderes Gemeindeglied – inmitten des Orgelvorspiels plötzlich arg irritieren, was er da eigentlich ausgewählt hat. Gewiss, hier sind Kompromisse möglich: Ein hilfreiches Büchlein³ etwa lässt rasche Schlüsse zu, welche Liedtexte des EG auf welche Melodien gesungen werden können; so lässt sich mancher dichte Text ganz im Sinne Luthers musikalisch ›aufpeppen‹ und dadurch womöglich über die Zeiten retten. Und zugleich ändern solche Kniffe doch nichts am Grundproblem: dass so weite Teile des gegenwärtigen Kirchenmusiklebens an dem, was Zeitgenossen (insbesondere emotional) bewegt und umtreibt, vorbeigehen, während Musik außerhalb kirchlicher Kontexte den Nerv offenbar durchaus nach wie vor zu treffen in der Lage ist.

Der ›alte Luther‹ hingegen nutzte geschickt die musikalischen Möglichkeiten seiner Zeit. So wurde die frische Musik zur Trägerin des ungleich frischeren Evangeliums, gewiss nicht weniger als die Traktate und Flugschriften, die aus (heute Lutherstadt) Wittenberg ins Land gingen. Längst nicht jeder konnte lesen, doch singen oder zumindest Gesungenes sich einprägen, das war jedermann möglich; heute ist dies nicht viel anders, wiewohl sich freilich der Alphabetisierungsgrad – Gott sei Dank – erheblich gesteigert hat.

2 Vgl. <https://www.mdr.de/mdr-thueringen/musik/weihnachtlied-vom-himmel-hoch-100.html> (aufgerufen am 5. Juni 2019).

3 Vgl. Egerer, Ernst-Dietrich et al. (Hg.): Lied trifft Text. Eine Arbeitshilfe zur Gottesdienstgestaltung mit dem Evangelischen Gesangbuch, Stuttgart 2000.

3. SCHRITT: SICH FROHGEMUT NACH VORNE WAGEN

Was ist aber nun zu folgern aus der Bestandsaufnahme und Rückbesinnung? Wie könnte es gut oder gar besser weitergehen in Sachen Kirchenmusik im Kernland der Reformation? Gewiss gibt es kein Patentrezept – wie so häufig im Leben –; aber doch ein paar Möglichkeiten, die das ›semper reformanda‹-Motiv, die Notwendigkeit immerwährender Erneuerung und Re-Formation der Kirche Christi, auf dem Feld der Kirchenmusik – soweit es den menschlichen Part betrifft – konkret werden lassen.

DEN WUNSCH NACH VERÄNDERUNG WAHR-, ERNST- UND AUFNEHMEN

Damit sich etwas ändern kann, ist zunächst das Veränderungserfordernis anzuerkennen – und im Bereich lokaler Kirchengemeinden natürlich nicht nur einseitig. Es betrifft schließlich alle: die Gemeindeglieder, die Kirchenmusiker und die liturgisch Verantwortlichen, im landeskirchlichen Bereich nach geltendem Kirchenrecht somit Pfarrerschaft und Kirchengemeinderat. Sie alle müssen das Anliegen teilen, das weite Feld der Kirchenmusik in ihrem Verantwortungsbereich neu und anders zu bestellen. Energische Museumswärter, die aus Prinzip den status quo wahren wollen und der Ansicht sind, dass eben ›alle da durch müssen‹, einschließlich der Jungen und Neuen, mögen eine Herausforderung darstellen. Doch wer weiß: Vielleicht lässt sich auch unter ihnen mancher begeistern für neue Lieder – und zwar wirklich neue, worunter ›Schlager‹ der 1970er wohl kaum mehr zu rechnen sind; oder für Gospels, für angeleitete Bewegungslieder oder... Möglichkeiten gibt es viele! Wo eine ausreichende Basis besteht, die Veränderung möchte, da kann freudig experimentiert, evangelische Freiheit auch kirchenmusikalisch gelebt werden.

KLEINE SCHRITTE WAGEN

Wo dies gewagt wird, da können zunächst Experimente unternommen werden, kleine Versuche der Erneuerung, nicht gleich die von den einen gefeierte, von den anderen hingegen gefürchtete Band mit Schlagzeug im Chorraum. Zu den Privilegien meines Auslandsstudiums

in Princeton (USA) gehörte, den nordamerikanischen Usus des selbstverständlichen (mehrstimmigen!) Singens im Stehen kennenzulernen. Das war fantastisch! Am Ende des instrumentalen Vorspiels erhob sich die versammelte Christenschar, standen Männer und Frauen, Alte und Junge, Sportliche und Behäbige gemeinsam auf und sangen im Stehen – physiologisch viel sinnvoller als das Singen im Sitzen, wie jeder erfahrene Chorsänger bestätigen wird. In meiner eigenen Gemeinde experimentiere ich damit, lade zuweilen ein, zum Singen aufzustehen – und vielleicht bei Lesungen zu sitzen, was wiederum für das konzentrierte Hören viel sinnvoller ist als das Stehen. Ja, das ist ungewohnt für viele. ›Anders als früher‹ findet nicht nur begeisterte Zustimmung – und ist gewiss nicht von heute auf morgen veränderbar. Aber es initiiert Veränderung, befördert Vielfalt, wagt Neues und zugleich Re-Formation.

Ein anderer kleiner Schritt kann das regelmäßige Singen in mehreren Stimmen sein, vielleicht angeleitet durch den Kantor bzw. unterstützt durch einen kleinen Chor geübter Sänger aus dem Chorraum oder von der Empore aus. Mehrfach hatte ich Gelegenheit zu erleben, was gute Anleitung ausmachen kann: Mein früherer Erlanger Kollege Dr. Jochen Kaiser, Kirchenmusiker und Liturgiewissenschaftler, ist ein glänzendes Beispiel dafür. Das Einüben bestimmter Singvarianten und -besonderheiten unter seiner Leitung, etwa bei Tagungen und in Seminaren, hatte binnen kürzester Zeit zur Folge, dass sich Klang und Sing-erlebnisse veränderten, bereichert wurden, dass spür- und hörbar etwas Besonderes entstand. Bei der Umsetzung eines von ihm entwickelten musikalischen Gottesdienstkonzepts zum Choral „Wie soll ich dich empfangen?“, kostenlos im Internet erhältlich⁴ und frei nutzbar im Gottesdienst, war mit Händen zu greifen, wie sich solches auch ohne externen Experten auf die Ortsgemeinde übertragen lässt.⁵

Gewiss ließen sich noch viele weitere mögliche kleine Schritte ergänzen – doch die sinnvollsten und passendsten werden ohnehin lokal entwickelt, orientiert an den Gegebenheiten, mögen diese historisch gewachsen oder von Rahmenbedingungen abhängig sein. Kreativität ist hierbei ebenso gefragt wie Mut; ganz im Sinne des flotten Liedes ›Schritte wagen im Vertrau'n auf einen guten Weg!

4 Vgl. <https://www.musik-und-gottesdienst.de/gottesdienstideen/gottesdienst-entw%C3%BCrfe/> (aufgerufen am 15. April 2019).

5 Etliche weitere Anregungen finden sich im neuesten Büchlein von Jochen Kaiser: Frisch gesungen. Sing-Ideen für die Gemeinde zu allen Wochenliedern der neuen evangelischen Leseordnung, Mainz 2018.

KEINE FALSCHER BESCHIEDENHEIT ÜBEN

So sinnvoll und wertvoll kleine Schritte sind – und mit ihnen anzufangen ist ohne Zweifel grundsätzlich einem ganz großen Wurf von jetzt auf gleich vorzuziehen –, so sollten sie doch den größeren Veränderungen nicht im Wege stehen. Hier gilt: Keine falsche Bescheidenheit! Kein Stehenbleiben bei Minischritten und der Haltung, dass mehr zwar schon schön wäre, aber das Winzigkleine doch auch etwas sei. Wenn Anspruch und Ziel lauten, den Menschen unserer Tage – ob bereits kirchennah oder (noch) nicht – auch musikalisch ‚auf’s Maul zu schauen«, dann kann es aus aktueller Warte kaum zu viel Veränderung geben; dann muss vielmehr die ganz große Neuerung angestrebt werden, damit die in der Kirche der Reformation erklingenden Melodien wieder so nah am Menschen sind wie zur Zeit Luthers. Denn das Evangelium Jesu Christi ist in allen möglichen Weisen zu transportieren; die Menschwerdung des einzigen, lebendigen Gottes, der von der Jungfrau geboren wurde, den Sühnetod am Kreuz starb und leibhaftig auferstand, statt im Grab zu verrotten – mag auch die ›Hure Vernunft‹ diese alle Zeiten und deren Geister überdauernde Wahrheit heute ebenso auszureden versuchen wie zu Zeiten des Paulus und Luthers – ist dementsprechend nicht allein durch das verkündigte Wort der Predigt auszurichten, sondern auch mittels gesungener Predigten, letztlich schlichtweg durch alles, was der Kirche an Kommunikationsweisen zur Verfügung steht.

Museen können sehr hübsch sein, Bewunderung und Staunen auslösen, zum Verweilen einladen während der Öffnungszeiten. Aber Kirchenmusik gehört nicht (primär) ins Museum, sondern sollte so lebendig sein wie jene Kirche, die am lebendigen Gott, am auferstandenen Christus hängt und bleibt. Dorthin ist es vielerorts ein weiter, vielleicht sogar ein sehr weiter Weg. Aber er ist gangbar und lohnend. Denn durch eine Rückbesinnung auf den alten Reformator kann es mit Gottes Hilfe trotz aller Schwierigkeit gelingen, nicht allein mit Spannungen zu leben, sondern sie zu Harmonien zusammenzuführen; nicht das eine oder andere schlechtzureden, den Gerhardt-Choral zu überhöhen und das Populäre zu verachten oder umgekehrt, aber neuen Liedern und Musikrichtungen, anders als bislang, die Gelegenheit zu belassen, sich in der Kirche zu entwickeln, zu dem zu werden, was heute Paul Gerhardt ist. Das ›semper reformanda‹ birgt enorme Chancen, die alle Herausforderungen

und Hürden weit übertreffen. Die Losung sollte daher sein: »Schritte wagen im Vertrau'n auf einen guten Weg«!

GOOD TOPROOTEN UN EEN HEELEN BÜLT MIT UP'T PAD GEBEN

PREDIGT ZU RÖMER 12,9-16¹

HELGE PREISING

⁹Eure Liebe soll ohne Falsch sein. Verabscheut das Böse. Haltet das Gute fest. ¹⁰Liebt einander von Herzen als Brüder und Schwestern. Kommt euch gegenseitig mit Wertschätzung zuvor. ¹¹Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid mit Begeisterung dabei. Dient dem Herrn. ¹²Freut euch, dass ihr Hoffnung habt. Bleibt standhaft, wenn ihr leiden müsst. Hört nicht auf zu beten. ¹³Helft den Heiligen, wenn sie in Not sind. Seid gastfreundlich. ¹⁴Segnet die, die euch Böses antun. Segnet – und flucht nicht. ¹⁵Freut euch mit den Fröhlichen. Weint mit den Weinenden. ¹⁶Seid miteinander auf Einigkeit aus. Werdet nicht überheblich. Haltet euch herunter zu den Unbedeutenden. Haltet euch nicht selbst für klug.

För Plattprooters un de dat up Platt weten willen:

⁹Jo Leevde sall klaar un eerlich weesen. Laat't jo Fingers van dat, wat biester is. Holt dat Good fast. ¹⁰Hebbt jo tegensiedig leev as Bröörs un Süsters. Kommt jo een de anner tovör un wiest jo, wat ji annanner hebben. ¹¹Weest neei laai mit dat, wat ji doon sallen. Weest Füür un Flaam. Deent uns Herr. ¹²Freeit jo, dat ji Hopen hebben. Blievt mit beeid Footen up't Deel, wenn jo wat tegen löppt. Holt neei up to beeden. ¹³Helpt de Hilligen, wenn se in Nood sünd. Weest fründlich tegen elk een

1 Die Predigt wurde im Festgottesdienst zum Abschluss der Visitationswoche am 20. Januar 2019, dem 2. Sonntag nach Epiphania, in der Kirchengemeinde Walle (Ostfriesland) gehalten.

Gast of Frömden. ¹⁴Segnet de, de biester tegen jo sünd. Segnet – un schnellt neei.
¹⁵Freeit jo mit de, de blied sünd. Reert mit de, de trüürig sünd. ¹⁶Söcht mitnanner
 eenig to worden. Draagt de Nöös neei to hoch. Hollt jo andaal bi de, de neei vööl
 sünd of hebben. Hollt jo neei sülvst vör kloog.

Liebe Gemeinde,

mit Sicherheit kennt ihr alle die Situation, dass ihr einem anderen gerne sagen wollt, wie er etwas tun soll – aber nicht genau wisst, wie ihr es ihm sagen könnt.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass ich früher so mit 18, 20 Jahren immer unterschiedliche Socken getragen habe. Auch einzelne, von denen das Gegenstück verschwunden war. Meine Familie hat sich gefreut, dass sie einzelne Socken nie wegwerfen musste, sondern sie immer mir überlassen konnte. Aber manchmal sah das schon etwas originell aus. Das hat ja auch sonst niemand gemacht. Und ich erinnere mich auch noch daran, wie meine Freundin damals versucht hat, mir das schonend beizubringen, dass das nicht so wahnsinnig cool ist. Warum denn nicht, stört doch keinen, hab ich dann immer geantwortet. Na ja. Ich trug meistens zu diesen Socken auch nicht Schuhe, sondern sogar noch Sandalen. Ja, das war schon originell, heute sehe ich das ein. Damals nicht. Dabei hat meine Freundin sich wirklich Mühe gegeben, mir das irgendwie beizubringen ...

Wie sagt man so etwas, was man dem Gesprächspartner wirklich gerne beibringen würde, ohne dass er es als Kritik an seiner Person auffasst und gleich zumacht?

Im Griechischen, in der Sprache des Neuen Testaments, gibt es ein besonderes Wort dafür. Man muss einen Menschen parakalein, heißt es dort. Auf Plattdeutsch kann man das am besten so übersetzen, dass man jemandem ›good toprooten‹ will, aber eben wirklich freundlich und rücksichtsvoll, vielleicht kann man auch sagen ›good Moot toprooten‹. Das ist einmal so eine Art Hinweis: Hör mal, das wäre wirklich gut und wichtig, wenn du das so machst. Und natürlich eine Ermutigung: Ich glaube, du schaffst das, du kannst das wirklich gut.

ZWEI HERAUSFORDERUNGEN

Zu einem solchen ernsthaften ›good Toprooten‹ gehören stets zwei. Beide haben ihre Herausforderungen. Ich muss mich bemühen, es so zu sagen, dass mein Gesprächspartner es auch annehmen kann. Er muss spüren, dass ich es gut mit ihm meine.

Der Gesprächspartner muss es auch als Ermutigung hören und nicht als Kritik. Es ist ja ein Unterschied, ob das, was ich sage, eine Zumutung ist – oder ob ich jemandem auch etwas zumuten kann, ihm etwas zutraue.

ETWAS ZUMUTEN

Paulus tischt uns heute einen Predigttext auf, in dem er uns ziemlich viel zumutet. Es ist fast so etwas wie eine kleine praktische Ethik für eine Kirchengemeinde. Ein Ratgeber, wie wir als Christen hier in der Gemeinde miteinander leben und umgehen sollen: 21 Aufforderungen, in denen er uns good toproot't un een heelen Bült mit up't Pad giff't.

Jede einzelne davon würde uns überfordern, wenn wir sie so verstehen, dass wir sie ableisten müssen. Aber jede einzelne kann auch viel Gutes in uns wecken, Freiräume schaffen und unsere Gemeinschaft spürbar vertiefen und stärken. Ich möchte euch also auch einmal etwas zumuten und diese Sätze der Reihe nach durchgehen. Ich bitte euch, sie als Ermutigung zu verstehen und ich verspreche euch auch, dass ich mir alle Mühe gebe, sie auch so zu formulieren.

DIE GRUNDLAGE: LIEBE

Die ersten fünf Sätze legen die Grundlage, mit welcher Haltung wir als Christen am besten mit unseren Mitmenschen umgehen.

JO LEEVDE SALL KLAAR UN EERLICH WEESEN

Liebe ist wie klares Wasser: erfrischend, belebend, durchsichtig. Man weiß, woran man ist. Und wir alle brauchen dieses Wasser, so dringend wie die Luft zum Atmen.

Ein Mensch, der weiß: Ich bin geliebt, der geht anders durchs Leben. Er wird nicht davon umgeworfen, wenn mal harte Worte fallen. Er kann gelassen bleiben. Er weiß, das Fundament steht: Ich bin geliebt.

LAAT'T JO FINGERS VAN DAT, WAT BIESTER IS

Böse ist, was diese Liebe angreift und zerstört. Nur ein Stück Dreck in diesem klaren Wasser – und es wird zu einer trüben Brühe. Eine Lüge gibt der Liebe einen faden Beigeschmack. Lasst das Größte und Schönste, was wir anderen Menschen schenken können, nicht trüb und fade werden. Gebt euch nicht mit Katzenfreundlichkeit und halben Wahrheiten zufrieden. Redet nicht von Kavaliersdelikten, wenn es eure Liebe krank macht. Schmeißt aus eurem Leben raus, was euch kaputt macht. Es wird euch frei machen.

HOLLT DAT GOOD FAST

Das braucht Übung und Training. Was schlecht läuft, fällt viel leichter ins Auge. Aber was gut läuft, ist viel kostbarer. Es lohnt sich, das zu unterstützen, groß zu machen, weiterzusagen. Redet über Menschen, die euch beeindruckt haben – nicht über die, die euch geärgert haben. Nehmt ein Lob an, das euch gesagt wird, und haltet es fest – nicht nur die Kritik. Das gehört zu den Dingen, die mir oft schwerfallen. Freut euch an der Wärme und dem Lachen, das sich ausbreitet – bei jedem ernstgemeinten guten Wort über einen anderen Menschen, bei jeder liebevollen Geschichte.

HEBBT JO TEGENSIEDIG LEEV AS BRÖÖRS UN SÜSTERS

Kennt Ihr solche Geschwister? Habt Ihr vielleicht selbst solche Geschwister? Die sich manchmal beharken, dass die Fetzen fliegen – und wenn man sie wirklich braucht, kann man sich hundertprozentig auf sie verlassen? Meine Frau Christiane hat solche Brüder. Vier große, hilfsbereite, verantwortungsbewusste Brüder. Es sind echte Pfundskerle, und wenn ich einen jetzt anrufen und sagen würde: Du, ich brauch dich, würde er sich ins Auto setzen und die 350 km hierherfahren, ohne zu zögern. Seid aufmerksam, wann ihr gebraucht werdet. Und dann seid mit eurer Liebe füreinander da wie Brüder und Schwestern.

KOMMT JO EEN DE ANNER TOVÖR UN WIEST JO, WAT JI ANNANNER HEBBEN

Pflegt diese Liebe auch im Alltag. Die Menschen, die euch am nächsten sind und mit denen ihr den Tag über am meisten zu tun habt, die brauchen es nämlich am dringendsten. Fang klein an, zum Beispiel beim Grüßen. Meine Schwiegermutter kommt ja selbst von einem kleinen Dorf. Aber als sie mal hier mit unserer Tochter spazieren war, hat sie gestaunt, wie freundlich sie von allen begrüßt und willkommen geheißen wurde.

Und dann seid genauso herzlich zu euren Partnern, Eltern und Kindern. Seid nicht aufgesetzt, aber wertschätzend gegenüber euren Familien. Denn ihr wisst, welchen Wert sie für euch haben.

DIE KONKRETION: TÄTIGKEITEN

In den nächsten Sätzen fordert Paulus uns zu konkreten Tätigkeiten auf, um diese Gemeinschaft mit Leben zu füllen und füreinander da zu sein.

WEEST NEEI LAAI MIT DAT, WAT JI DOON SALLEN

Wo Ihr eine Aufgabe habt oder eine Verantwortung tragt, tragt Ihr auch eine Ehre. Menschen vertrauen euch. Sie brauchen euch. Seid tatkräftig dabei, um dieser Ehre und Verantwortung gerecht zu werden. Nicht, indem ihr euch selbst verbrennt. Gottes Kraft ist in euch. In den Schwachen ist er am stärksten.

WEEST FÜÜR UN FLAAM

Gott wohnt selbst in euch. Ihr seid eine Wohnung für Gottes Geist. Ihr tragt die beste Nachricht der Welt in euch. Gott kommt auf die Erde und wohnt mitten unter euch! Ihr seid der Ort, an dem er sich wohl fühlt. Spürt ihr das Leben, das Feuer, das in euch brennt? Erinnert ihr euch an die Leidenschaft?

DEENT UNS HERR

Gott ist ein guter Herr. In der Antike hatte ein Herr nicht nur die absolute Autorität über seine Untertanen. Er musste auch für sie sorgen und ihnen zum Beispiel vor Gericht zu ihrem Recht verhelfen.

Ohne unseren Herrn wären all diese Ermutigungen nur Lebensweisheiten, die uns über kurz oder lang überfordern würden. Mit ihm ist es ein ganz anderes Leben. Vertraut ihm euer Leben an. Gebt weiter, was ihr von ihm alles geschenkt bekommt.

FREEIT JO, DAT JI HOPEN HEBBEN

Freut euch, dass eure Namen im Himmel aufgeschrieben sind, vorgemerkt wie auf der Anmeldeliste für den Kindergarten. Unsere Tochter freut sich wahnsinnig und redet jeden Tag davon, dass sie im Sommer in den Kindergarten gehen wird.

Freut euch, denn da werden euch die Augen übergehen. Was es da dann alles zu ent-

decken gibt, was wir alles lernen werden und wen wir dort alles kennenlernen werden ... es wird ein Fest werden, ein Abenteuer, eine neue Welt wird uns aufgetan.

»Freut euch« schrieb Paulus in einem Brief nach Wochen im Gefängnis und den Tod vor Augen, weil er von dieser Hoffnung so erfüllt war.

BLIEVT MIT BEEID FOOTEN UP'T DEEL, WENN JO WAT TEGEN LÖPT

Es kann schwer sein, wenn man für seine Hoffnung von Arbeitskollegen belächelt wird oder von Mitschülern oder sogar von einem Menschen, den man liebt.

Bleibt standhaft und werft eure Hoffnung nicht weg. Nur fresset es nicht in euch hinein, was euch quält. Gott verträgt das schon, wenn man ihm sein Leid um die Ohren haut. Werft es besser ihm vor als euch selbst.

HOLLT NEEI UP TO BEEDEN

Ob es euch gut geht oder nicht, redet mit Gott. Beim Autofahren, beim Einkaufen, beim Sport und im Gottesdienst. Was wäre das für eine Freundschaft, wenn ihr nur über einen guten Freund nachdenken und nie mit ihm reden würdet! Betet und ihr werdet merken, dass euer Glaube reicher und tiefer wird.

HELPT DE HILLIGEN, WENN SE IN NOOD SÜND. WEEST FRÜNDLICH TEGEN ELK EEN GAST OF FRÖMDEN

Gastfreundschaft ist ein kostbares Geschenk. Fremde und Freunde wissen das – nicht nur damals in der Antike, als man weder Google Maps noch Reisebüros hat. Gäste bekommen nicht nur Essen oder Trinken geschenkt, sondern auch Einblick in euer Privatleben, von eurer Zeit ganz zu schweigen. Und ihr macht auch heute noch niemanden glücklicher als den, der in der Fremde kein Dach über dem Kopf findet und dann freundlich aufgenommen wird.

SEGNEN DE, DE BIESTER TEGEN JO SÜND.

SEGNEN – UN SCHNELLT NEEI.

Das ist vielleicht die schwierigste Aufgabe von allen. Liebt eure Feinde, sagt Jesus. Die christliche Liebe lässt sich nicht teilen, sie gilt allen Menschen – auch denen, die euch wehgetan haben. Vergebt ihnen und betet für sie. Nicht um euch selbst runterzumachen oder um das zu rechtfertigen, was euch angetan wurde, sondern um es loslassen zu können und Frieden zu finden.

FREEIT JO MIT DE, DE BLIED SÜND. REERT MIT DE, DE TRÜÜRIG SÜND

Nehmt Anteil an dem, was andere beschäftigt. Habt keine Angst davor, persönlich zu werden. Manchmal fällt einem ja wirklich nichts ein, was man einem Menschen sagen kann. Aber oft braucht es das auch gar nicht. Seid einfach echt. Mit einem anderen Menschen zusammen zu weinen, ist in unserer Kultur ein großer Vertrauensbeweis, vor dem ich große Achtung habe.

DIE KRÖNUNG: EINHEIT

Schließlich schwört Paulus uns darauf ein, dass wir als Gemeinde nicht nur eine Gemeinschaft, sondern auch eine Einheit bilden – und dass das nach innen und außen auch sichtbar sein soll.

SÖCHT MITNANNER EENIG TO WORDEN

Es gibt viele Schätze, die in unseren Kirchengemeinden stecken. Ihr alle seid solche Schätze. Behandelt euch deshalb auch als solche Schätze. Schließt nicht die Unbequemen aus, sondern nehmt sie in die Gemeinschaft auf.

DRAAGT DE NÖÖS NEEI TO HOCH

Denkt nicht, ihr könnt eine solche Gemeinschaft, die von christlicher Liebe und Hoffnung erfüllt ist, selbst herstellen. Jesus Christus ist eure Mitte und eure Kraft. Überfordert euch nicht mit dem, was er uns versprochen hat zu tun. Auch sich selbst zu viel abzuverlangen ist eine Art von Überheblichkeit.

HOLLT JO ANDAAL BI DE, DE NEEI VÖÖL SÜND OF HEBBEN

Verbringt Zeit mit denen, die wenig haben. Lernt von den Bescheidenen. Ihr werdet sehen, wie reich Gott sie macht. Ihr werdet sehen, wie viel Lebenserfahrung sie haben und wie weise sie sind. Aber vor allem werdet ihr sehen, was Vertrauen bedeutet, wenn man nicht alles selbst regeln und absichern kann.

HOLLT JO NEEI SÜLVST VÖR KLOOG

Meint nicht, dass ihr schon alles wisst und habt. Ihr würdet aufhören zu wachsen. Dabei gibt es noch so viel zu entdecken, wie wir uns ›gemeinsam unter Gottes Zelt‹ gegenseitig beschenken und bereichern können.

DAS WAR ... GANZ SCHÖN VIEL

Ich vermute, es gab Sätze, die haben euch wenig gesagt oder ihr merkt, die sind gerade einfach nicht dran für euch. Aber vielleicht gab es auch eine Ermutigung, die etwas in euch angestoßen hat oder über die ihr noch länger nachdenken wollt. Reißt doch einfach diesen Satz aus dem Zusammenhang und nehmt ihn in Gedanken mit, am besten nicht zu sorgfältig, sondern mit krummen, unsauberen Kanten. Perfektion ist nicht das Ziel bei all dem, was ich euch heute mitgeben möchte. Niemand wird ohne Ausrutscher oder böse Worte durchs

Leben gehen. Niemand sollte versuchen, all das, was ich gesagt habe, wie Forderungen abzuleisten.

Nicht Perfektion ist das Ziel, sondern Liebe. Darum möchte Gott uns zuerst selbst mit unendlich viel Liebe beschenken und erfüllen. Wir sind bei Gott angenommen, ganz egal wie viel von seiner Liebe wir in unserem Alltag schaffen umzusetzen. Und wir dürfen uns auch gegenseitig so ganz ohne Bedingungen annehmen. Darum sei ganz gelassen und lass dich von seiner Liebe erfüllen.

Amen.

SPÜRBAR SONNTAG

PREDIGT ÜBER 2. MOSE 20,8-11

HENNING REINHARDT

⁸Gedencke des Sabbaths tags / das du jn heiligst.¹

Liebe Schwestern und Brüder,

Spürbar Sonntag – mir gefällt dieses Motto gut. Denn das ist es doch, was an einem Sonntag geschehen muss: Ich muss ihn spüren können, wohltuend spüren können. Es muss nicht im Kopf, im Denken nur Sonntag sein oder im Kalender – nein: Ich muss es merken, am besten mit allen Sinnen. Deswegen heute meine Leitfrage in der Predigt: Was kann ich denn an einem Sonntag spüren, jedenfalls, wenn es gut läuft. Das wird nicht automatisch so sein, aber nehmen wir doch mal den günstigen Fall an: Wie fühlt sich ein guter Sonntag an? Was gibt es denn da zu spüren? Beim Nachdenken sind mir vier Sachen eingefallen.

ERSTENS: FREIHEIT

Wenn Alltag ist, dann gibt es oft eine ganze Reihe von Zwängen: Wir haben feste Termine; es gibt in vielen Berufen zeitliche Fristen, die eingehalten werden müssen, dann sind da noch die Kinder mit ihren Aktivitäten: Einer muss zum Fußball, eine zum Kinderchor, zur Jung-schar usw.. Viel Zeit, die von irgendwelchen äußeren Vorgaben geregelt wird - ganz schön

1 ⁹Sechs tage soltu erbeiten / vnd alle dein ding beschicken. Das ist / was du zu thun hast. ¹⁰Aber am siebenden tage ist der Sabbath des HERRN deines Gottes / Da soltu kein werck thun / noch dein Son / noch dein Tochter / noch dein Knecht / noch dein Magd / noch dein Vieh / noch dein Fremdblinger / der in deinen thoren ist. ¹¹Denn sechs tage hat der HERR Himel vnd Erden gemacht / vnd das Meer / vnd alles was drinnen ist / vnd rugete am siebenden tage / Darumb segenet der HERR den Sabbath tag / vnd heiliget jn. (Luther-Bibel 1545)

viel. Mir geht es manchmal abends nach einem Tag so, dass ich im Bett liege und mir selbst sage: Huch, was war denn das? Und die Antwort kann ich mir selbst geben: Das war dein Leben, zumindest ein kleines Stück davon. Ein kleines Stück, was heute eingeklammert war durch die beiden Worte: Du musst ...

Wenn ein Sonntag gut ist, dann spüre ich da etwas ganz anderes, nämlich ein *Du darfst* ... Es ist ein Tag ohne Arbeit, jedenfalls für die meisten von uns. Und das fühlt sich unglaublich gut an; denn so ist viel mehr Platz für *Du darfst* ... Es ist viel mehr Freiheit da. Viel mehr Freiheit, um anders zu sein und um anderes zu tun. Oder auch einmal, um nichts zu tun. Einfach mal gar nichts. Wobei: Das Interessante ist ja, dass gerade dann ganz viel geschieht, wenn wir einmal nichts machen. Vielleicht kennst Du das aus einer anderen Situation: Du willst erzählen, was Du erlebt hast – aber Dir fällt dieser eine Name nicht ein, von dem, der da dabei war. Gesicht, Klang der Stimme, alles parat, aber eben nicht der Name. Und jetzt gibt es zwei Möglichkeiten: Du kannst versuchen, deinem Gehirn diesen Namen abzuzwingen. Nach meiner Erfahrung kommt da meistens gar nichts bei raus. Oder du kannst sagen: Fällt mir sicher gleich wieder ein. Und irgendwann, wie gezaubert, fällt Dir der Name wirklich wieder ein. Obwohl du nichts gemacht hast? Nein, weil du nichts gemacht hast. Weil du losgelassen und die Sache einfach mal sich selbst überlassen hast. Dass uns etwas einfällt, das braucht manchmal solche Pausen. Und dass uns etwas Neues einfällt – also alles aus dem Bereich Kreativität – das braucht auch ganz sicher diese Pausen. Da entstehen die Ideen, die man nicht am Schreibtisch bekommt. Interessant, was alles geschieht, wenn mal nichts passiert!

Diese Freiheit, dass wir anders sind, dass wir anderes tun oder eben auch mal nichts, die ist ein Geschenk, das wir von Gott haben. In unserem Land haben wir dieses Geschenk sozusagen in einer kulturellen und rechtlichen Verpackung: mit einem Sonntagsschutz, den das Grundgesetz garantiert und allen möglichen anderen Gesetzen, die dann die Einzelheiten regeln. Aber dieses Geschenk ist nicht unumstritten. Gerade heute Morgen war im Deutschlandfunk der Vorsitzende der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände zu hören. Und der sagt, dass die Digitalisierung noch einmal eine ganz andere Art von Flexibilität bei den Arbeitnehmern braucht: weg vom 8-Stunden-Tag, hin zu Modellen, die die Rentabilität erhöhen. Ich denke, das ist ganz deutlich: Dieses Geschenk, der Sonntag, braucht Schutz. Der Sonntag braucht einen guten und starken gesellschaftlichen Schutz, aber

er braucht auch einen persönlichen Schutz, damit ich an ihm wirklich Freiheit erleben kann. Es nützt nämlich gar nichts, wenn ich zwar den freien Sonntag habe, wenn er sich dann aber eigentlich gar nicht vom Rest der Woche unterscheidet, wenn in den Sonntag noch ganz viel Du musst reinwuchert. Und deswegen ist es eine ganz wichtige und spannende Sache zu überlegen: Wie fange ich eigentlich damit an aufzuhören? Wo und wie verläuft die Linie, ab der eben nicht mehr Alltag ist, sondern Sonntag?

ZWEITENS: WÜRDE

Mit der Freiheit hängt noch etwas anderes zusammen, was ich spüren kann an einem guten Sonntag, nämlich meine Würde. Gott weiß, was für Wesen wir sind. Wir waren seine Idee. Und deswegen weiß er auch, was wir brauchen. Wir brauchen den Sonntag. In der Sowjetunion gab es relativ am Anfang einmal ein Experiment: Irgendwelche Politkommissare fanden das ärgerlich mit dem Sonntag. Alle 7 Tage wird nicht gearbeitet. Das geht nicht. Was man in der Zeit alles schaffen könnte! Wie man die Welt in dieser Zeit weiterbringen könnte für den Sozialismus. Und außerdem – so dachte man – wollen wir sowieso den neuen Menschen, also den, der zuverlässig ist und treu für die bessere Zukunft arbeitet. Und so wurde entschieden: Die Woche bekommt zehn Tage, und nur noch alle 10 Tage ist frei. Aber es zeigte sich sehr schnell: Das funktioniert nicht. Die Menschen wurden nicht produktiver, sie wurden müder, langsamer, gereizter. Man musste die 10-Tage-Woche wieder abschaffen. Es ging einfach nicht mehr.

An jedem Tag der Woche haben wir eine ganze Menge Aufgaben. Da geht es sozusagen darum, das Innere nach außen zu wenden: Die Pläne, die wir im Kopf haben oder die Anweisungen müssen Realität werden, so dass man sie sehen oder anfassen kann. Aber nicht am Sonntag. Da soll sich nichts nach außen wenden, da soll die Seele zur Ruhe kommen. Wir dürfen unproduktiv sein, zum Beispiel miteinander oder mit den Kindern oder Enkeln spielen. Spielen ist ja eine tolle Sache, gerade deswegen, weil es nicht ernst ist. Es hat seinen eigenen Ernst nur in sich, und wenn die Runde ‚Mensch-ärgere-dich-nicht‘ vorbei ist, dann hat das keine Auswirkungen auf meinen Kontostand, auf Versicherungen, auf Steuern oder sonst was. Höchstens auf meinen emotionalen Haushalt, aber das soll ja so sein. Aber es wird

da nichts geschaffen oder produziert. Auch und gerade dann, wenn wir nichts produzieren, auch und gerade dann zählen wir für Gott. Unser Wert hängt nicht von dem ab, was wir tun können, was wir auf die Beine bringen. Meine Würde hängt allein an dem, dass Gott mich gewollt hat und dass er mich noch immer will. Das kann ich an einem guten Sonntag spüren: Ich bin Gott recht, auch und gerade, wenn an diesem Tag gar nichts geschieht. Es ist gut so. Das darf so sein.

DRITTENS: LIEBE

An einem Sonntag kann ich Gottes Liebe spüren – und das sogar in verschiedener Weise. Ich kann seine Liebe spüren schon allein in dem Geschenk, das ich mit dem Sonntag von ihm habe. Gott sorgt für mich! Er schenkt mir diesen Tag, ohne den ich nicht durchkommen kann, den ich brauche: für mich und für die, die ich besonders lieb habe.

Und ich kann Gottes Liebe spüren, wenn ich mit ihm zusammen bin: da, wo Jesus versprochen hat, dass er da sein wird, nämlich wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Es ist, wenn du zum Gottesdienst gehst, erst einmal ein Spüren über das Ohr. Nach einer Woche hörst du oder hörst du wieder neu von Gott: Ich bin dein Gott, und ich bin für dich da. In der Woche hast du wahrscheinlich ganz andere Dinge gehört und ganz andere Dinge selbst gesagt. Vielleicht hast du zu hören bekommen, dass andere mit dir unzufrieden sind: Das reicht nicht! Du kannst mehr! Ich erwarte echt mehr von dir! Oder du hast das selbst anderen so gesagt. Vielleicht hast du auch ganz andere Sachen gemacht, oder du hast etwas abbekommen, was verletzt hat, was klein gemacht hat oder unsicher. Im Gottesdienst bekommst Du über das Ohr zu spüren: Das ist mein Gott, der Gott für mich. Und dieses Spüren kann dann auch zu einem Spüren im Herzen werden. Das ist nicht immer so. Aber immer wieder gebraucht Gott die Worte, die im Gottesdienst gesagt werden so, dass wir sie im Herz zu spüren bekommen und dass wir merken: Ja, das ist wahr. Das ist wahrer als alles andere, was ich sonst in den letzten Tagen getan oder gesagt habe und was andere zu sagen hatten oder mit mir gemacht haben.

Und im Abendmahl können wir Gottes Liebe spüren. Wir können spüren: Mein Gott schenkt sich ganz für mich. Einmal am Kreuz, dann immer wieder mit Brot und Kelch – im-

mer, wenn wir feiern. Auch das spüre ich erst einmal nur mit dem Mund – und dann, wenn Gott es mir schenkt, auch mit dem Herzen, so dass ich weiß, dass es wahr ist. Gottes Liebe kann ich am Sonntag im Gottesdienst aber auch dann spüren, wenn es Widerstände gibt. Etwa wenn ich bei der Lesung aus der Bibel etwas höre, was gar nicht zu dem passt, wie ich gerade denke oder wie ich gerade lebe. Dann kann ich mich kurz ärgern und dann bleibt alles, wie es war – oder ich kann diesen Widerstand nutzen und über mich selber nachdenken. Ich kann mich von Gott in Frage stellen lassen. Das macht er nicht, um mich zu ärgern oder um mir den Spaß zu verderben, sondern weil er etwas Besseres mit mir vorhat. Er könnte ja auch einfach sagen: Mach was du willst (Klammer auf: Und dann beschwer dich auch nicht ... Klammer zu)! Aber so ist Gott nicht. Er geht uns nach, er will uns nicht einfach einem Schicksal überlassen. Er ruft uns, er ermuntert uns, er erinnert uns an die Dinge, die wir schon lange wissen – mit dem Kopf. Und er hilft uns so, diesen langen Weg wieder zu gehen: vom Kopf ins Herz. Er will mich dann auch nicht mit der Diagnose allein stehen lassen, sondern Gott sagt: So sieht es aus, und es ist unsere gemeinsame Baustelle. Auch an dir will ich zeigen, dass ich Gott bin, dass ich die Macht habe, Menschen zu verändern. Lass es uns zusammen angehen! – Auch darin kann ich Gottes Liebe spüren.

VIERTENS: GEMEINSCHAFT

Am Sonntag kann ich Gemeinschaft in meiner Familie spüren – oder mit den Leuten, die mir besonders nahe sind. In der Woche ist manchmal echt wenig Zeit für die Dinge, die uns miteinander verbinden. Aber jetzt geht es: Jetzt können wir einen Ausflug machen, wir können mehr vorlesen als nur die eine Geschichte abends am Bett, wir können singen, basteln, im Bett lange kuscheln, erzählen aus der Woche, träumen von morgen. Und das Tollste ist: Das alles können wir machen und trotzdem zum Beispiel um 10.45 Uhr hier in der Kirche sein. Wenn wir wollen. Der Sonntag schenkt uns Zeit mit denen, die Gott uns anvertraut hat. Wir können an diesem Tag Gemeinschaft mit ihnen spüren.

Und wir können Gemeinschaft in der Gemeinde spüren. Wir sind ja eigentlich ein ziemlich bunter Haufen, wie wir hier so sitzen. Es gibt unglaublich viele Unterschiede: im Lebensalter, in den Lebensgeschichten und Erfahrungen, in unseren Vorlieben und Gedanken und

Urteilen; manche kennen wir vielleicht, andere nicht, mit manchen sind wir vertraut. Es gibt Menschen hier, die sind uns sympathisch. Und wahrscheinlich gibt es auch immer welche, die ich eigentlich nicht mag, die ich schwierig finde und für die ich im Supermarkt vielleicht nicht unbedingt anhalte beim Einkaufen. Aber in diesen ganzen Unterschieden gibt es etwas, was uns alle verbindet und was wir als Gemeinschaft teilen: In allen von uns hat Gott etwas berührt – mal stärker, mal schwächer, mal durchdachter, mal unklarer empfunden. In allen von uns hat Gott etwas berührt, nämlich dass wir Gott brauchen, dass wir nicht ohne ihn leben wollen oder leben können. Vielleicht würdest du es für dich sogar noch ein bisschen zurückhaltender sagen und es so ausdrücken: Es könnte sein, dass ich Gott brauche. Dieses Empfinden, das ist etwas, was nur Gott selber schaffen kann. Und das ist nicht wenig. Denn um uns herum gibt es jede Menge Leute, die das ganz anders sehen. Also zumindest sagen sie es ganz anders: Ich brauche Gott nicht: das ist Quatsch, Kinderkram, eine Illusion, Trost für Schwächlinge, die allein nicht klarkommen. Ich verlasse mich lieber nur auf mich selbst und auf das, was ich sehen und anfassen kann. Jeder von uns kennt das.

Im Gottesdienst bin ich mit denen zusammen, denen Gott das Herz auch berührt hat, in denen er auch eine Sehnsucht geweckt hat, für die die Welt, mit allem, was sie zu bieten hat, einfach nicht reicht. Im Gottesdienst werde ich in dieser Sehnsucht bestärkt – weil die anderen, die da sind, sie teilen. Jeder, der heute hier ist, stärkt damit Andere. Jeder; einfach nur dadurch, dass er dasitzt und dass der Stuhl neben einem anderen nicht leer ist. Liebe Schwestern und Brüder, wenn ihr in den Gottesdienst kommt, dann predigt ihr damit, und zwar oft lauter und deutlicher als das, was ein Pfarrer von seiner Kanzel sagen kann. Wer kommt, der predigt mitten in unserem Dorf: Ich brauche meinen Gott! Und er stellt damit für alle anderen, die ihn sehen die Frage: Was ist mit dir? Wer kommt, der predigt auch den anderen, die hier sind: Ich gehöre zu Euch, auch mich bewegt die Sehnsucht nach Gott! An einem guten Sonntag wird spürbar Sonntag, und wir spüren Gemeinschaft, Liebe, Würde und Freiheit. Aber es muss eben auch Sonntag werden: so dass wir ihn nicht nur haben im Kalender, sondern dass wir ihn wirklich feiern und spüren.

Ich höre immer wieder von Menschen: Ich bin sonntags zu kaputt. Und ich kann das verstehen. Wenn die Woche hart war, dann willst du einfach nur Ruhe und Schlaf – und vielleicht noch ein bisschen Rumgammeln. Aber es soll dann bitte keiner mehr kommen

und irgendwelche Anforderungen an mich stellen. Wie gesagt, ich kann das wirklich nachvollziehen, und bei mir sieht das dann oft so aus, dass ich mich nachmittags am Sonntag erst einmal hinlegen muss. Immer wieder schade für meine Familie, dass Papa dann ausruhen muss. Es ist ganz einfach: Wenn die Woche zu hart ist, dann geht am Sonntag nicht mehr viel. Dann geht der Sonntag dafür drauf, die Akkus wieder aufzuladen und die Schäden auszubessern, die ich aus der Woche mitbringe. Aber eigentlich ist das doch total verrückt. Das ist ein bisschen so, wie in manchen Familien Weihnachten – ja eben nicht gefeiert, sondern erlebt wird. Da gibt es tagelang vorher Stress ohne Ende, damit alles schön und fertig ist, und am eigentlichen Fest sind alle so fertig, dass man sich ausruhen muss. Und mancher denkt vielleicht sogar: Mann, hoffentlich ist das auch bald wieder vorbei. Total verrückt, weil das eigentliche Fest dann nur noch das an Kraft abbekommt, was vom Alltag her übrig ist. Und so kann man auch mit dem Sonntag umgehen: der Sonntag sozusagen als Restposten der Woche. Wenn noch was geht, ist das okay, aber wenn nicht, dann geht es auch weiter - muss ja. Der Sonntag wird so vollkommen vom Alltag bestimmt. Die Woche entscheidet darüber, was am Sonntag noch geschehen kann.

Aber von Gott her ist es anders gedacht: Der Sonntag ist eben kein Restposten. Er hat sein eigenes Gewicht, seinen ganz eigenständigen Wert. Und es ist genau andersherum: Nicht die Woche soll über den Sonntag bestimmen, sondern der Sonntag soll die Woche prägen. Es ist ja kein Naturgesetz, dass unsere Wochen oft so sind, wie sie sind – und dass dann der Sonntag eben nicht mehr gespürt werden kann, sondern dass er eher vorüberzieht. Deswegen zum Abschluss vielleicht einmal eine Aufgabe zum Überlegen und vor allen Dingen zum Ausprobieren: Was müsste bei mir in der Woche anders werden, damit ich am Sonntag frei bin zu spüren und zu feiern? Wie kann meine Woche sonntagsfähig werden?

Amen.

LOSLASSEN

ANDACHT ZU 1. MOSE 19,24-26¹

JOHANNES SCHWANKE

²⁴Da ließ der HERR Schwefel und Feuer regnen von Himmel herab auf Sodom und Gomorra ²⁵und kehrte die Städte um und die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte und was auf dem Lande gewachsen war. ²⁶Und Lots Frau sah hinter sich und ward zur Salzsäule.

Es ist Freitag. Das Wochenende beginnt. In der vergangenen Woche haben wir viel erlebt. Wir haben gearbeitet und uns ausgeruht, haben Menschen getroffen, vielleicht auch neue kennengelernt. Wir haben gegessen, gelesen, geschlafen, gespült, geradelt, gerackert – und uns wohl auch geärgert. Wir haben Pläne gefasst und Ziele verfolgt. Wir haben uns Dinge vorgenommen und haben uns auch in unangenehmen Arbeiten nicht entmutigen lassen. Wir haben durchgehalten, sind drangeblieben. Aber: Haben wir in der vergangenen Woche auch etwas aufgegeben? Etwas beendet? Etwas losgelassen? Gerade, wenn eine Woche zu Ende geht, tut es auch einmal gut, darüber nachzudenken, was wir beenden sollten, wo wir einen Schlussstrich ziehen sollten.

Aufgeben. Schluss machen. Bemühungen und Liebesmühe einstellen. Das Handtuch werfen. Das klingt negativ, nach Scheitern und Misserfolg. Ob im Beruf oder im Privatleben: ›Durchhalten!‹ heißt die Maxime. Nur nicht aufgeben! Das Ziel im Auge behalten und sich nicht beirren lassen! Nicht zu schnell die Flinte ins Korn werfen! Durchhaltevermögen gilt als wertvoller Charakterzug. In unseren Köpfen ist fest verankert: Wer immer weitermacht und kämpft, ist eine starke, bewundernswerte Person. Vor so jemandem haben wir Respekt. Wer

1 Andacht im Tübinger Theologicum am Freitag, 21. Dezember 2018.

wiederum von seinen Zielen ablässt, wer Dinge nicht zu Ende bringt, scheint ein schwacher Charakter zu sein, gilt gar als Verlierer. Mag Durchhalten in unserer Gesellschaft das Ideal sein – im Alltag hat es fragwürdige Folgen. Jeder Mensch braucht Pausen – und eine Pause ist nichts anderes als ein Aufhören dessen, was man gerade tut. Auch das Wochenende ist nichts anderes als ein Aufhören, ein Loslassen. Und weiter: Nur selten bringt stures Ausharren den erträumten Erfolg und das große Glück. Häufiger zermürbt es und frustriert es, weckt Unsicherheiten und Selbstzweifel. Aber vor allem: Die übertriebene positive Wahrnehmung der Ausdauer und des Durchhaltens führt dazu, dass wir das Aufgeben und das Loslassen unterschätzen. Wir übersehen, dass das Loslassen eine ganz eigene Kraft hat, dass es bisweilen sogar vernünftig sein kann, ja, dass das Loslassen sogar imstande ist, unsere Seele zu heilen. Dies liegt daran, dass das Aufgeben ein grundlegendes Instrument der Selbstkorrektur ist, indem unser Körper, unsere Seele, unser Verstand, uns selbst korrigiert, indem er uns bisweilen sagt: »Gib auf! Lass los! Lass gehen.«

Es gibt eine Geschichte hierzu, die deutlich macht, wie wichtig Aufhören ist, wie man trotz durchgehaltener Siege als Verlierer dastehen kann und wie es geradezu überlebensnotwendig sein kann, bisweilen aufzugeben. Im dritten vorchristlichen Jahrhundert zog König Pyrrhus von Epirus für die Griechen in den Krieg gegen die Römer. Er besiegte sie in der Schlacht bei Asculum im heutigen Süditalien. Dabei starben jedoch so viele seiner Männer, dass Pyrrhus gesagt haben soll: »Noch so ein Sieg, und wir sind verloren!« In unserem Sprachgebrauch beschreibt der ›Pyrrhussieg‹ deshalb einen Erfolg mit erheblichen Verlusten, einen Sieg, der einer Niederlage gleichkommt.

Das unerbittliche Verfolgen von Zielen hat seinen Preis. Es zerrt nicht nur an der Psyche, sondern auch am körperlichen Wohl. Was wir in diesem ganzen Kämpfen nämlich vergessen ist: Nur der, der aufgeben kann, kann auch gewinnen. Wir vergessen manchmal das Aufhören, bevor es zu spät ist. Wir vergessen, dass für eine glückliche Lebensgestaltung es beides braucht: Das Durchhalten aber auch das Aufgeben. Wir brauchen eine wohlüberlegte, gesunde Balance zwischen Durchhalten und Aufgeben. Das heißt: Einerseits sich tatkräftig für die eigenen Wünsche und Träume einzusetzen, ihnen jedoch nicht blind hinterherzulaufen und sich dabei hoffnungslos zu verrennen. Anders gesagt: Gewinner geben ständig auf – sie

tun es nur im richtigen Moment. Und genau darin liegt die Kunst des Aufgebens: Zu wissen, wann es aufzuhören gilt.

Zu dieser Kunst des Aufhörens und des Schlussmachens gehört zunächst einmal, dass wir es nicht nur als etwas Negatives ansehen, sondern dass das Aufhören und das Schlussmachen auch sein eigenes Recht neben dem Durchhalten bekommt. Dazu gehört auch, dass wir begreifen: Es kann sogar sehr klug sein, im rechten Moment die Reißleine zu ziehen. Das beginnt bei den kleinen Dingen im Leben und führt zu den ganz großen Lebensbereichen. Wenn wir die Bibel zur Hand nehmen, finden wir viele Geschichten, in denen es darum geht, durchzuhalten und nicht aufzugeben. Aber: Die Bibel kennt auch Geschichten, in denen es geradezu geboten wird, aufzuhören, etwas zu beenden, wo das Heil und die Rettung im Schlussmachen bestehen.

LOTS FRAU

Die erste Geschichte ist die Geschichte von Lots Frau (1. Mose 19,12-28). Es ist eine Fluchtgeschichte. Gerade noch sind Lot, seine Frau und ihre beiden Töchter heil aus der Stadt Sodom hinausgekommen. Vor ihnen liegt das Unbekannte, hinter ihnen ihre Heimat. Es ist ihr ganzes Leben, das da hinter ihnen zu Schutt und Asche werden soll. Das Haus, das Ersparte, die Freunde – alles, was sie haben und lieben. Und jetzt? Was wird aus ihnen werden? Gott hatte sie gewarnt, auf der Flucht einen Blick zurückzuwerfen: Sie sollen sich ganz auf die Flucht konzentrieren und sich von nichts anderem ablenken lassen. Und dennoch: Lots Frau wendet sich um. Warum macht sie das? Wir verstehen es. Sie wirft einen Blick auf die Vergangenheit, auf das, was sie gewohnt war, was ihr bis jetzt Heimat war und Sicherheit gegeben hatte. Sie hat Mühe zu akzeptieren, dass dies alles nun ein Ende haben wird. Sie kann sich nicht davon lösen. Lots Frau wirft einen Blick auf das, was Gott nicht weiterführen will. Lots Frau übersieht, dass es Zeit ist, Abschied zu nehmen. Sie missachtet aber auch, dass Gott geboten hatte: Schaut euch nicht mehr um! Und dabei übersieht sie auch das Zerstörende der Stadt, das Krankmachende ihrer Einwohner. Lots Frau verpasste den Absprung.

Nun ist nicht jede Rückschau negativ. Es gibt viele Blicke in die Vergangenheit, die positiv sind und die uns helfen, die Zukunft zu meistern, die uns zeigen, wer wir sind und was

wir können. Es gibt sogar ein Zurückschauen, das man auch tun soll, weil es gut tut, nämlich gerade, wenn etwas gelungen ist. Das hat auch etwas mit Anerkennung und Dankbarkeit zu tun. Manche Rückschau ist aber nicht hilfreich, sondern zerstörerisch. Manche Rückschau bremst im Vorwärtsgen, gibt keine Kraft, sondern bremst den Gang, lässt letztlich erstarren. Offensichtlich war dieser Blick von Lots Frau ein solcher Blick. Im Blick auf die Vergangenheit erstarrt sie. Sie wird zur Salzsäule. Dieser Blick in die Vergangenheit war tödlich.

Wenn wir nicht loslassen können, können wir auch nichts anfangen. Denn ich kann nur anfangen, wenn ich loslasse, sonst komme ich nicht vom Fleck. Ich komme nicht in den Tag, wenn ich das Bett nicht verlassen kann. Ich komme nicht an die Arbeit, wenn ich das Frühstück und die Zeitung nicht zurücklassen kann. Ich komme nicht zur Freizeit und zum Feierabend, wenn ich die berufliche Arbeit nicht loslassen kann. Ich komme nicht in die Zukunft, wenn ich die Vergangenheit nicht loslassen kann. Das schlechthinnige biblische Bild des Nicht-loslassen-Könnens ist die Frau des Lot. Sie hat Zukunft vor sich. Gott sagt ihr: Schau nach vorne, dann kommst du weiter – nicht rückwärts. Sie kann nicht loslassen, schaut zurück. Und da stellt sich schon die Frage: Kann es sein, dass es in unserer Welt und auch in unserer Kirche so viel Erstarres gibt, weil wir nicht loslassen können, obwohl die Anfänge ganz deutlich vor uns liegen? Für viele Menschen ist das Loslassen viel schwerer als das Anfangen.

»WER SEINE HAND AN DEN PFLUG LEGT UND SIEHT ZURÜCK«

Es gibt eine zweite Geschichte, die uns davor warnt, den Blick zurückzuwerfen (Lk 9,57-62). Sie erzählt, wie Jesus auf dem Weg ist. Und unterwegs kommt es zur Begegnung mit drei Menschen. Sie sprechen darüber, ob sie auch mit Jesus auf dem Weg sein wollen. Dazu sagt Jesus weder Ja noch Nein, sondern er macht provokante Aussagen. Jesu Antworten passen nicht in unseren Alltag. Niemand von uns würde für einen Menschen Verständnis aufbringen, der keine Heimat hat, der sich nicht um die Bestattung seines Vaters kümmert oder einfach von zu Hause weggeht, ohne Abschied genommen zu haben. Wir fänden das unmöglich – und letztlich auch unchristlich, weil wir es als unmenschlich empfinden. Jesus aber geht es darum, deutlich zu machen, dass der Blick zurück uns in dem bremsen kann,

was vor uns liegt: »Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.«

Beim Pflügen ist es wichtig, wohin man schaut. Da gibt es die Gefahr, dass man sich vom Rückblick ablenken lässt. Dass man zu oft nach hinten schaut, um zu sehen, ob die Furchen auch gerade liegen, die man eben gepflügt hat. Ob man auch alles handwerklich richtig gemacht hat. Es gibt auch ein Zurückschauen, wo wir uns immer wieder über etwas Vergangenes ärgern, vielleicht auch über eine krumme Lebensfurche unseres Lebens, wo uns etwas misslungen ist. Und auch hier fordert Jesus uns auf, nicht nach hinten zu schauen. Beim Pflügen gibt es aber auch die Gefahr, nur auf die nächsten Meter zu schauen, nur auf die Schollen, die direkt vor einem liegen. In dem Pflügen unserer Lebenslinie sollen wir nicht zu kurzfristig denken, sondern unseren Blick ganz in die Zukunft richten. Denn man kann nur dann beim Pflügen gerade Linien ziehen, wenn man einen Markierungspunkt in der Ferne fokussiert und auf diesen zusteuert. Aus diesem Grund legen manche Bauern auch Steine an den Feldrand, um sich an diesen zu orientieren. Wenn man beim Pflügen nicht nach vorne schaut, wird es schief. An dieses Bild muss Jesus gedacht haben, als er sagte: »Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes.« Bei dieser Formulierung geht es Jesus auch um eine eindeutige Entscheidung für ihn. Halbherzig ihm nachfolgen – das geht nicht. Halbherzig etwas tun – das geht in vielen unserer Lebensbereiche nicht. Jesus will, dass wir ganz unseren Blick auf ihn richten. Und da sind wir bei der dritten Geschichte, in der der Blick eine Rolle spielt.

»ALS ER ABER DEN STARKEN WIND SAH, FÜRCHTETE ER SICH«

Die dritte Geschichte ist eine Sturmgeschichte (Mt 14,22-33). Die Jünger befinden sich in ihrem Boot auf dem See Genezareth. Sie sind vom Sturm überrascht. Das Schiff wankt, es droht zu sinken. Da erscheint Jesus auf den Wellen. Petrus möchte Jesus entgegengehen und steigt aus dem Boot. Und nun passiert etwas Eigenartiges: Solange Petrus Jesus anschaut, ihm ins Gesicht schaut, kann er auf dem stürmischen Wasser gehen. Aber sobald er seinen Blick abwendet, droht er zu sinken. Petrus Blick auf Jesus wird hier zu einem heilsamen Blick – er ist damit ganz das Gegenteil von dem todbringenden Blick, den Lots Frau zurückwarf. Es

gibt diesen heilsamen Blick nach vorne, diesen heilsamen Bick, der alles wieder gut werden lässt. Denken wir hier auch an die Geschichte von der ehernen Schlange.

Fragen wir uns: Wo schauen wir zurück? Was lenkt uns davon ab, ganz in der Gegenwart zu leben und ganz Neues zu beginnen? Manchmal ist unsere Aufgabe nicht mehr durchzuhalten. Manchmal ist unsere Aufgabe loszulassen, Schluss zu machen. Dieses Loslassen kann vielfältige Formen haben: Utopische Wünsche; Beziehungen, die mehr schaden als nützen; Überforderungen, die uns kaputtmachen; unerfüllbare berufliche Träume; unerwiderte Liebe; krank machende Lebensgewohnheiten. – Lasse sie alle los! Wir haben vergessen, dass das rechtzeitige Loslassen von unerreichbaren oder unsinnig gewordenen Zielen, von unerfreulichen Beziehungen und überhöhten Träumen ebenso wichtig ist wie das beharrliche Dranbleiben. Das Loslassen des Alten ist der erste Schritt des Neuanfangs.

Gott will den Aufbruch. Was er Lot und seiner Familie einst sagte, gilt heute genauso für dich und für mich: Halte nicht am Alten fest, wenn es sich als falsch erweist oder wenn es unhaltbar verloren ist. Drehe Dich nicht mehr um. Schau nach vorne. Geh neue Wege, und Gottes Segen wird dich begleiten. Gott ist ein Gott des Aufbruchs und des Neubeginns.

Amen.

BIBELSTELLENREGISTER¹

BIBELSTELLE	SEITENZAHL	BIBELSTELLE	SEITENZAHL
1. MOSE			
Gen 2,16	204	Gen 19,24	289
Gen 3,14	94	Gen 28,12	175
Gen 12,2	220	Gen 50,20	66
Gen 16,13	40		
2. MOSE			
Ex 3,3	78	Ex 20,2	185
Ex 3,14	210	Ex 20,4	95
Ex 3,15	96	Ex 20,8	281
Ex 15,21	66	Ex 20,17	139
Ex 20,1	197	Ex 23,19	22
4. MOSE			
Num 6,24	187	Num 24,4	92
Num 11,4	92		
5. MOSE			
Dtn 5,8	95	Dtn 21,23	94
RUT			
Rut 1,1	247		
1. SAMUEL			
1. Sam 2,1	107	1. Sam 14,45	157
1. Sam 2,6	120		
2. SAMUEL			
2. Sam 12,7	224		
1. KÖNIGE			
1. Kön 1,52	157		

¹ Die Abkürzungen erfolgen gemäß der Luther-Bibelübersetzung 2017. Die den jeweiligen Predigten vorangestellten Bibelstellen sind zumeist einer gemeinfreien Übersetzung entnommen, soweit diese die Luther-Bibel zur Grundlage genommen haben.

2. KÖNIGE			
2. Kön 18,4	95		
PSALTER			
Ps 1,1	43	Ps 73,23	33
Ps 6,6	46	Ps 115,17	46
Ps 8	81	Ps 121,1	222
Ps 8,1	213	Ps 126,2	108
Ps 27,5	27	Ps 130,1	29
Ps 30,4	66	Ps 130,3	30
Ps 42,4	42	Ps 139,1	39
Ps 46,1	28; 49	Ps 150	109
Ps 50,15	28		
PREDIGER			
Pred 5,1	34		
JESAJA			
Jes 9,5	83	Jes 40,13	45
Jes 11,1	83	Jes 43,1	185
Jes 14,6	84	Jes 55,8	29
Jes 40,8	176		
JEREMIA			
Jer 15,18	74	Jer 31,3	71
MICHA			
Mi 6,8	202		
MATTHÄUS			
Mt 4,19	168	Mt 14,22	293
Mt 5,13	158	Mt 14,33	192
Mt 6,7	29	Mt 16,13	189
Mt 6,11	29	Mt 18,21	231
Mt 6,13	29	Mt 22,37	202
Mt 7,7	29	Mt 25,31	127
Mt 10,7	162	Mt 25,35	233
Mt 10,26	147; 155; 161	Mt 26,71	193

MARKUS			
Mk 5,36	157	Mk 14,34	109
Mk 12,28	21	Mk 14,36	157
LUKAS			
Lk 1,46	55; 59; 85	Lk 10,35	208
Lk 1,51	66	Lk 17,11	31
Lk 2,12	85	Lk 19,1	87
Lk 9,57	292	Lk 19,10	120
JOHANNES			
Joh 1,16	29	Joh 8,44	28
Joh 3,14	96	Joh 14,6	29
Joh 3,4	177	Joh 15,6	29
Joh 5,1	243	Joh 16,23	29; 219
Joh 7,53	202	Joh 17,9	31
APOSTELGESCHICHTE			
Apg 1,8	193	Apg 16,9	255
Apg 4,8	151	Apg 27,34	157
RÖMER			
Röm 1,4	181	Röm 8,39	65
Röm 1,16	228	Röm 9,4	64
Röm 1,27	64	Röm 9,14	63
Röm 5,1	83	Röm 9,16	136
Röm 6,1	65	Röm 10,17	16
Röm 7,4	139	Röm 11,32	69
Röm 7,19	136	Röm 12,1	179
Röm 7,24	227	Röm 12,9	271
Röm 8,1	228		
1. KORINTHER			
1. Kor 1,10	167	1. Kor 10,32	203
1. Kor 1,30	97; 113	1. Kor 12,12	169
1. Kor 3,18	111		

2. KORINTHER			
2. Kor 5,1	123	2. Kor 5,21	96
2. Kor 5,17	119	2. Kor 13,13	239
GALATER			
Gal 2,20	119	Gal 4,8	117
Gal 4,1	143	Gal 5,1	143
PHILIPPER			
Phil 2,12	133	Phil 4,6	30
Phil 2,8	96	Phil 4,7	237
1. TIMOTHEUS			
1. Tim 2,1	31	1. Tim 2,5	29
PETRUS			
1. Petr 2,4	196	1. Petr 1,22	173
1. Petr 1,10	101		
HEBRÄER			
Heb 13,7	170		

AUTORENVERZEICHNIS

- ARNOLD, JOCHEN:** Prof. Dr. theol., Liturgiebeauftragter GEKE, Honorarprofessor für Musikvermittlung an der Universität Hildesheim, Direktor des Michaelisklosters Hildesheim und Privatdozent für Systematische und Praktische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig
- ASSEL, HEINRICH:** Prof. Dr. theol., Lehrstuhlinhaber für Systematische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Greifswald
- AUSTAD, TORLEIV:** Prof. Dr. theol., em. Lehrstuhlinhaber für Systematische Theologie an der Evangelisch-Lutherisch-Theologischen Fakultät der Universität Oslo (Norwegen); ehemaliger Vizepräsident der Luther-Akademie
- BATKA, ĽUBOMÍR:** Prof. Dr. theol., Professor an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Comenius-Universität in Bratislava (Slowakei)
- BAUER, KARL-ADOLF:** Dr. theol., Pfarrer, em. Rektor des Pastoralkollegs in Rengsdorf, Evangelische Kirche im Rheinland
- BERG, ANDREAS:** Pastor in Saarbrücken und Walpershofen, Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirche
- BORNKAMM, KARIN (†):** Prof. Dr. theol., em. Professorin für Kirchengeschichte und Konfessionskunde an der Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie an der Universität Bielefeld
- DIETER, THEODOR:** Dr. h. c., em. Forschungsprofessor und ehemaliger Direktor am Institut für Ökumenische Forschung in Straßburg (Frankreich)
- EHMANN, JOHANNES:** Prof. Dr. theol., apl. Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
- FEIL, MATTHIAS:** Vikar in Lindhorst, Evangelisch-Lutherische Landeskirche Schaumburg-Lippe; Preisträger des Förderpreises für Lutherforschung 2017 der Luther-Akademie (1. Preis)
- GRELL, MITCHELL:** Dr. theol., Pastor in Güstrow, Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland
- GRUNDMANN, HANNEGRETH:** Dr. theol., Pastorin, Persönliche Referentin des Landessuper-

- intendenten, Pressesprecherin und Öffentlichkeitsbeauftragte des Sprengels Ostfriesland-Ems der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers
- GUMMELT, VOLKER:** Prof. Dr. theol., apl. Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Greifswald und Pfarrer in Neuenkirchen bei Greifswald
- HOLM, BO KRISTIAN:** PhD, Professor für Systematische Theologie an der Aarhus Universität (Dänemark); Vizepräsident der Luther-Akademie
- JAMMERTHAL, TOBIAS:** Dr. theol., Vikar in Großseelheim, Kleinseelheim und Schönbach, Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck
- JULY, FRANK OTFRIED:** Dr. h. c., Landesbischof der Evangelischen Landeskirche in Württemberg; Präsident der Luther-Akademie
- KAMPMANN, JÜRGEN:** Prof. Dr. theol., Lehrstuhlinhaber für Kirchenordnung und Neuere Kirchengeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen
- KNUTH, HANS CHRISTIAN:** Dr. theol., Alt-Bischof des Sprengels Schleswig; ehemaliger Präsident der Luther-Akademie
- KRAUSE, WINFRID:** Pfarrer, Vorsitzender des Lutherischen Konvents im Rheinland
- KÜHN, JONATHAN:** Dr. theol., Akademischer Rat auf Zeit am Institut für Evangelische Theologie der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, ehrenamtlich Pfarrer in Holzkirchen, Mitglied der Liturgischen Konferenz der EKD
- LEXUTT, ATHINA:** Prof. Dr. theol., Professorin für Kirchengeschichte am Institut für Evangelische Theologie an der Justus-Liebig-Universität Gießen
- VON LÜPKE, JOHANNES:** Prof. Dr. theol., em. Professor für Systematische Theologie an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel
- LUSCHER, BIRGIT:** Dr. theol., Pfarrerin i. R., Stuttgart, Evangelische Landeskirche in Württemberg
- MIKOSCH, HANS:** Dr. theol., Oberkirchenrat i. R., bis zum Ruhestand 2011 Regionalbischof der Propstei Gera-Weimar und Stellvertreter der Landesbischofin der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland; Vorstandsmitglied der Luther-Akademie
- MILDE, JONAS:** Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Evangelisch-Theologischen Fakultät

der Westfälischen Wilhelm-Universität Münster; Preisträger des Förderpreises für Lutherforschung 2015 der Luther-Akademie (1. Preis)

PLATHOW, MICHAEL: Prof. Dr. theol., Direktor des Konfessionskundlichen Instituts in Bensheim i. R. und em. Professor für Systematische Theologie an der Theologischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

PREISING, HELGE: Pastor der Lukaskirchengemeinde Aurich Walle, Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannovers; Preisträger des Förderpreises für Lutherforschung 2017 der Luther-Akademie (2. Preis)

RAATZ, GEORG: Dr. theol., Oberkirchenrat der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

RAUSCH, RAINER: Dr. jur., Kustos und Geschäftsführer des Evangelischen Instituts für Kirchenrecht an der Universität Potsdam; Vorstandsmitglied der Luther-Akademie

REINHARDT, HENNING: Pfarrer in Malsfeld, Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck

ROSIN, MAXIMILLIAN: Dipl. theol., Wissenschaftliche Hilfskraft am Lehrstuhl für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena; Preisträger des Förderpreises für Lutherforschung 2018 der Luther-Akademie (3. Preis)

ROTH, MICHAEL: Dr. theol., Professor für Systematische Theologie und Sozialethik, Johannes Gutenberg-Universität Mainz

SANDER, HANNE: Pastorin i. R. in Charlottenlund (Dänemark)

SCHARBAU, FRIEDRICH-OTTO (†): Dr. h. c., ehemaliger Präsident des Lutherischen Kirchenamtes der VELKD in Hannover; ehemaliger Präsident der Luther-Akademie

SCHMID-LORCH, MAXIMILLIAN: Vikar in Mühlheim am Bach und Renfrizhausen, Evangelische Landeskirche in Württemberg; Preisträger des Förderpreises für Lutherforschung 2017 der Luther-Akademie (3. Preis)

SCHÖNE, JOBST: Dr. theol., em. Bischof der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche

SCHWANKE, JOHANNES: Prof. Dr. theol., Lehrstuhlinhaber für Systematische Theologie an der STH Basel (Schweiz) und gleichzeitig Privatdozent für Systematische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen; Vorstandsmitglied der Luther-Akademie

SCHWINGE, MONIKA: Dr. phil., em. Pröpstin, Kiel, Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland

SILBERNAGEL, CHRISTIAN: Pfarrer in Wetzlar, Evangelische Kirche im Rheinland

SPEHR, CHRISTOPHER: Prof. Dr. theol., Lehrstuhlinhaber für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena

STAWENOW, CHRISTIAN: Dr. theol., Propst des Propstsprengels Eisenach-Erfurt, Stellvertreter des Landesbischofs der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland

STOFFELS, WOLFGANG: Dr. theol., Pfarrer i. R., Evangelische Kirche im Rheinland

STÜMKE, VOLKER: Prof. Dr. theol., Dozent für evangelische Sozialethik an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg, apl. Prof. für Systematische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Rostock

VOLZ, THORSTEN: Pfarrer in Mühlheim am Bach, Evangelische Landeskirche in Württemberg

... der größte Gottesdienst ist die Predigt

Diese Predigtsammlung ist eine Festgabe anlässlich des 80. Geburtstages von Prof. Dr. Oswald Bayer – einerseits ein Zeichen des Dankes der Luther-Akademie für das akademische Engagement ihres wissenschaftlichen Leiters, andererseits auch ein Beleg dafür, wie die reformatorischen Erkenntnisse außerhalb von Vorträgen und Diskussionen deutlich werden können. Für diese Festschrift haben Mitglieder der Luther-Akademie eigene Predigten und Andachten ausgesucht, die entweder im Rahmen einer Tagung der Luther-Akademie zu hören waren oder einen Bezug zur Theologie Luthers aufweisen. Es sind eindrucksvolle Auslegungen der Heiligen Schrift, Zeugnisse gelebten Glaubens und Denkanstöße zum Zeitgeschehen aus lutherischer Sicht.

Die Luther-Akademie (www.Luther-Akademie.de) bringt wissenschaftliche Erkenntnisse der Gegenwart mit Erkenntnissen der Reformation in Beziehung. Dadurch leistet sie Beiträge zum Diskurs über religiöse und gesellschaftliche Werte.

